DIE BURG

VIERTELJAHRESSCHRIFT DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

HEFT 2 / KRAKAU APRIL 1942 / 3. JAHRGANG
BURGVERLAG / KRAKAU G.M.B.H

KURT LÜCK

GEFALLEN IM OSTEN AM 3. MÄRZ 1942

Der Volkstumsforscher Dr. Kurt Lück ist am 3. März 1942 an der Ostfront einem heimtückischen Überfall bolschewistischer Heckenschützen zum Opfer gefallen. Mit ihm hat eine der markantesten Persönlichkeiten der deutschen Ostwissenschaft, deren Lebensinhalt ein mit höchster Aktivität in Wort und Schrift geführter Kampf für deutsches Volk und Reich im Osten war, die Grösse ihrer Lebensarbeit durch den Heldentod besiegelt.

Kurt Lück, geboren am 28. Dezember 1900 in Kolmar, Prov. Posen, stand schon als junger Student nach eben abgelegter Reifeprüfung in Bromberg im Weltkrieg unter den Waffen. Seit Jahresfrist stand er als Sonderführer der Waffen-SS im Osten.

1924 hatte Kurt Lück mit einer grenzpolitischen Arbeit in Breslau promoviert. Als Student an der damals polnischen Universität Posen, wo er sich für seine Aufgaben im Volkstumskampf des Ostens weiterbildete, entfaltete er bereits eine rege politische Tätigkeit. Gefängnisstrafen blieben ihm dafür nicht erspart. Aber nichts hielt ihn davon ab, in seinen Volksgenossen jenseits der deutschen Ostgrenze den Gedanken an ihr Volkstum und den Glauben an den Sieg der nationalsozialistischen Bewegung grosszuziehen.

Seine erste volkstumspolitische Tat war die Organisierung der deutschen Bauern in Westwolhynien und die Hinwendung der Aufmerksamkeit des deutschen Mutterlandes auf die grossen deutschen Volksgruppen im Cholmer und im Lubliner Land. Als Ertrag dieser politischen Tätigkeit entstanden in Zusammenarbeit mit einer Reihe anderer bedeutender Pioniere der deutschen Ostarbeit vor 1939 Heimatbücher und wissenschaftliche Untersuchungen dieser Volksgruppen. Die wertvollste Frucht seines kämpferischen Lebens, in dem sich bedeutende wissenschaftliche Fähigkeiten und eine hervorragende politische Haltung glücklich verbanden, sind die beiden Bücher, in denen er in weitschauender Planung den Nachweis der gewaltigen deutschen Kulturarbeit im Raume des früheren polnischen Staates erbringt: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ (1935) und der „Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur“ (1938). Dazu gehört auch das Werk: „Deutsche Gestalter und Ordner im Osten“ (1940). Sein Name und seine Werke sind Marksteine der deutschen Ostarbeit. Sie schlagen die Brücke zur grossen deutschen Vergangenheit im Osten und verbinden Geschichte und Gegenwart zu einem unlösbaren Ganzen.

Alle in der Ostarbeit stehenden deutschen Menschen gedenken in stolzer Trauer dieses verdienstvollen Kämpfers und aufrechten Mannes, dem auch das Institut für Deutsche Ostarbeit ein neues grosses Arbeitsfeld bereitgestellt hatte. Kurt Lück ist durch seinen vorgelebten Einsatz der deutschen Ostforschung zum unvergesslichen Vorbild geworden.

Dr. WILHELM COBLITZ
DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR
DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

DAS OSTGERMANISCHE GRÄBERFELD VON STARA WIES, KREIS SOKOLOW

VON PROFESSOR DR. WERNER RADIG

Der Goldmünzhort[1]) von Stara Wies, Kr. Sokolow, hat die Aufmerksamkeit auf einen Fundort gelenkt, der nicht nur durch den Hortfund bedeutungsvoll geworden ist. Wie bereits in dieser Vierteljahresschrift dargelegt wurde, liegt der ostgermanische Goldmünzhort inmitten eines Gräberfeldes, das überwiegend aus Brandgräbern und zum kleineren Teil auch aus Skelettgräbern besteht. Sie wurden von Siedlern der weichselländischen ostgermanischen Bevölkerung hinterlassen, deren Stammeszugehörigkeit aus Brauchtum und Formengut zu erkennen ist.

FUNDBERICHT

In Erweiterung des Fundberichtes über den Goldmünzhort, der in dem gleichen Fundgebiet wie das Gräberfeld geborgen wurde, ist mitzuteilen, dass die Fundstelle am 24. April 1941 bei den Erdarbeiten für einen Feldflugplatz angeschnitten wurde. Beim Abtragen von Waldboden und dem darunter liegenden hellgelben Sand kamen die ersten Gräber zum Vorschein. Der Gefreite Hellmuth Kümpel erkannte den vorgeschichtlichen Friedhof und erhielt von Hauptmann Grimm den Befehl, den Fundplatz mit drei Kameraden zu betreuen. Beim Abdecken der Waldhumus- und der Sandschicht konnte eine Fläche von 200 Meter Länge und 20 Meter Breite abgesucht werden. Dort beschäftigte Juden hatten die Funde eher verkommen[2]) lassen als sie gerettet. Aufmerksam gemachte polnische Arbeiter und alle deutschen Soldaten beteiligten sich an der Fundbergung, bis der Fundplatz zur Kenntnis der zuständigen Stellen gelangte. Dann liess der Sektionsleiter der Sektion Vorgeschichte des Instituts für Deutsche Ostarbeit (Verfasser dieses Berichtes) die Funde bei mehrmaligem Aufenthalt an der Fundstelle sicherstellen, soweit dies bei den rasch vorwärtsgetriebenen Erdbewegungen und dem Ausbruch des deutsch-sowjetrussischen Krieges am 22. Juni 1941 möglich war. Es handelt sich also um ausgesprochene Notbergungen, die aber insofern als gelungen zu bezeichnen sind, weil Finder und Ausgräber[3]) z. T. Lageskizzen anfertigen konnten und wertvolles Fundgut für Museum, Ausstellung und Veröffentlichung gerettet worden ist.

Die Fundstelle ist bereits an Hand von einem Kartenausschnitt und einer Lageskizze beschrieben[4]) worden. Sie liegt östlich vom Dorfe Stara Wies auf einem langgestreckten Sandhügel, der parallel zu einem Bach verläuft. Wie Abb. 1 zeigt, fliesst der Bach in nordwest-südöstlicher Richtung; er fliesst in die Miedzianka, die sich wiederum in den Liwiec ergiesst. Der flache Hügel, der sich nur 3 bis 4 Meter über seine Umgebung erhebt, war auf seiner lang-

---

[1]) Werner Radig, Der ostgermanische Goldmünzhort von Stara Wies, Kr. Sokolow. In: Die Burg, Jg. 3, Heft 1, 1942. S. 17—40. — Dort das weitere Schrifttum auch über die ersten Fundnotizen des Gräberfeldes. — Nach erteilter Druckgenehmigung (Imprimatur) hat der Hauskorrektor der Druckerei irrtümlich und eigenmächtig die Schreibweise „Wandalen, wandalisch, ostwandalisch" mit richtigem W (wie im neuen Duden) in V, v umgeändert, was der Autor bedauert und im vorliegenden Aufsatz richtigstellt.

[2]) So soll nach H. Kümpels Aussage eine Grabausstattung, ein in dunklem Boden in 80 cm Tiefe angetroffenes Bronzeschwert und ein Bronzemesser, sowie der grösste Teil eines ohne weitere Fundangaben gehobenen spätlatènezeitlichen, spiralförmig verbogenen Eisenschwertes mit durchbrochener Scheide verlorengegangen sein. — Die Angabe der erstgenannten Ausstattung mit Bronzegeräten ist nicht sehr wahrscheinlich, weil sie aus dem gesamten späteisenzeitlichen Formengut dieses Fundplatzes herausfällt.

[3]) Nach Fundskizzen von Gefr. H. Kümpel konnte der von der Abt. Wissenschaft und Unterricht des Distr. Warschau entsandte Dr. Jazdzewski schematische Lageskizzen anfertigen und weitere Planskizzen hinzufügen sowie maschinenschriftliche Fundnotizen liefern. Die Funde wurden ins Warschauer Museum überführt und zur Bearbeitung an das Institut für Deutsche Ostarbeit, Krakau, weitergeleitet. Weitere Einzelheiten vgl. Die Burg, Jg. 3, H. 1. S. 17 ff.

[4]) Radig, Goldmünzhort a. a. O. S. 18/19.

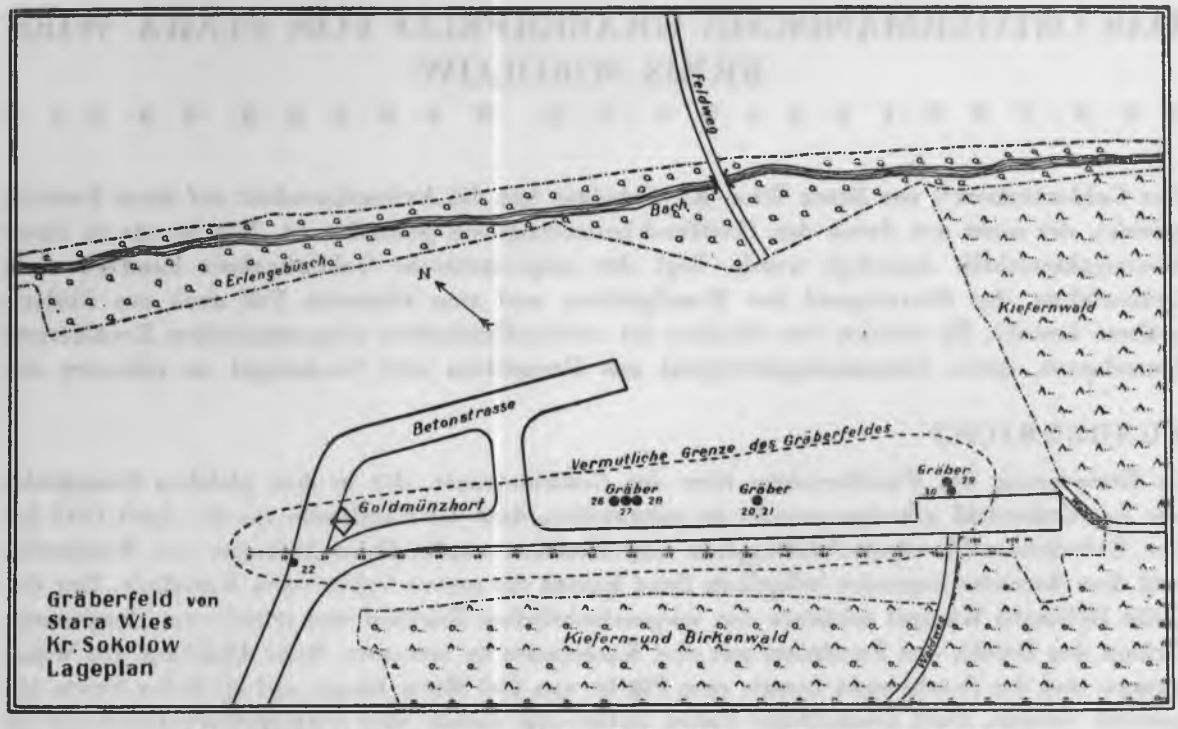


Abb. 1. Lageskizze des ostgermanischen Gräberfeldes. — Masstab etwa 1:2000

gezogenen Kuppe mit dem Gräberfeld belegt, das auf eine etwaige Breite von 30 Meter und die ungefähre Länge von 200 Meter beobachtet werden konnte. Am Nordwestende der Bodenwelle lag nicht nur der Goldmünzhort, sondern auch die reichhaltigeren Gräber, die nicht mehr in Plan Abb. 1 eingemessen werden konnten, weil Gefr. Kümpel plötzlich mit seiner Truppe weiterrücken musste[4a]). Aber etwa 10 Fundstellen wurden genau festgelegt. Im Sommer 1941 wurden am Fundplatz seitens der Bauleitung keine weiteren Erdbewegungen ausgeführt. Die Gräber kamen unter der etwa 20 cm starken Humusschicht im hellen Sand in durchschnittlich 60 cm Tiefe zum Vorschein. Es waren Urnengräber, Brandgruben und Brandschüttungen; dazu kamen noch Skelettgräber. Wie sich diese Brand- und Körpergräber auf die einzelnen Jahrhunderte der Belegung des Friedhofes verteilen, zeigt die Fundbeschreibung.

FUNDBESCHREIBUNG

Grab 1. Urnengrab. Am 24. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In etwa 55 cm Tiefe kam die Oberkante der Urne (Nr. 1) zum Vorschein; sie stand in etwa 70 cm Tiefe und enthielt Leichenbrand von einem Erwachsenen mit Rostspuren (Nr. 1a). Rings um die Urne war der Sand in einem Durchmesser von etwa 40 cm hellgrau verfärbt. Auf dem Boden der Urne lag innen ein eisernes Rasiermesser (Nr. 6) und weiter oben eine Eisenniete (Nr. 7a), ein Stück Bronzedraht (Nr. 7b), geschmolzene Bronzekügelchen (Nr. 7c), ein unbestimmbarer kleiner Eisenrest und ein verbrannter Vogelknochen (?). Unter dem Urnenboden lag ein Feuerschlagstein (Nr. 2; zur Hälfte eingeklemmt?). An der einen Seite der Urne stand neben dem Feuerschlagstein ein Schildbuckel aus Eisen (Nr. 3). Wie die Grabskizze Abb. 2 zeigt, stand der Schildbuckel mit der Spitze nach aussen. In der Innenwölbung des Schildbuckels stak eine ganz zusammengebogene eiserne Lanzenspitze (Nr. 4). Zwischen Schildbuckel mit der Lanzenspitze und der äusseren Urnenwand lag die zugehörige Schildfessel (Nr. 5). — 1. Jahrhundert nach Zw.

[4a]) Deshalb lässt sich auch ein bestimmtes Grab als dem Goldmünzhort am nächsten gelegen nicht angeben; ebensowenig ist eine zeitliche Abfolge in der räumlichen Belegung des Gräberfeldes zu erkennen.

Nr. 1. (Abb. 6b) Trichterförmiges Fussgefäss mit gewölbter Schulter und abgesetztem, schmalem, konischem Halsteil. Schräg nach aussen gerichteter, gerader Mündungsrand. Schlanker Unterteil eingezogen. Mit ebenem Boden. Oberfläche glatt, aussen schwärzlich, mattglänzend, innen im Oberteil schwärzlich, im Unterteil bräunlich. Bruch schwärzlich, etwas gemagert. — Das schlichte Fussgefäss besitzt nur in der Halskehle und beim Ansatz des schrägen Mündungsrandes je eine flache Furche. — Gr. Höhe 16,0—16,3 cm; Boden 10,1—10,2 cm; Gr. Weite 25,1—25,4 cm; Mdm. 23,2—23,5 cm; Wdst. 0,6 cm.
Nr. 2. (Abb. 6d) Feuerschlagstein aus grauweissem, marmoriertem Quarzit in Rechteckform. Eine Ecke abgebrochen. Mit rechteckigem Profil. — Gr. Länge 6,5 cm; Gr. Breite 5,1 cm; Dicke 2,3 cm.
Nr. 3. (Abb. 6a) Spitzauslaufender Schildbuckel mit kurzer, verbogener Spitze und schmalem Rand, auf dem sich eine knopfförmige, gewölbte Niete erhalten hat. Der Kragen ist etwas breiter als der Rand. Stark verrostet und z. T. zerrissen. — Gr. Höhe 10,7 cm; Gr. Weite 14,7 cm; Kragenhöhe 3,8—3,3 cm; Kragenweite oben 10,6 cm; Kragenweite unten 11,3 cm; Rand-Br. 1,8 cm.
Nr. 4. (Abb. 6c) Stark zusammengebogene Lanzenspitze mit flachem Blatt, das nach der Spitze und nach der Tülle dachförmig profiliert ist. Weidenblattförmig, mit runder, abgebrochener Tülle. — Etwa 23,5 cm lang.
Nr. 5. (Abb. 6e) Profilierte Schildfessel mit vier doppelten Querwülsten an den Enden des gewölbten Mittelstückes. In den vier Nietlöchern sind noch die grossen, gewölbten Nägel vorhanden. Die äusseren Nägel sind mit breiten Muttern abgeschlossen, die inneren besitzen flache Nietplatten. In der Mitte zerbrochen. — Gr. Länge etwa 15,0 cm; Gr. Breite 1,4, 1,3 und 1,1 cm.
Nr. 6. (Abb. 6f) Halbmondförmiges, eisernes Rasiermesser mit abgerundeter Spitze und rechtwinklig abgeschnittenem Ende. Gut erhalten. — Gr. Länge 5,4 cm; Gr. Breite 1,5 cm; Dicke 1,5 mm.
Nr. 7. Eisenniete 2 cm lang; 0,2 cm stark. — Ein flacher Bronzedraht. — Kleine Kugel geschmolzener Bronze. — Ein kleiner Eisenrest. — Ein dem Feuer ausgesetzter kleiner Vogelknochen (?).

Grab 2. Brandgrubengrab mit Brandschüttung. Am 25. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. Wie Abb. 2 zeigt, standen in 60 bis 70 cm Tiefe vier Gefässe zusammen; sie waren von „kohlenstaubhaltigem" Sand umgeben. Die unverzierte Tasse Nr. 1 und die verzierte Nr. 3 waren umgestülpt und mit den Henkeln zueinandergewandt. Der Henkeltopf Nr. 2 stand mit dem Mündungsrand schräg nach oben gerichtet. Die verzierte Tasse Nr. 4 stand mit dem Rand nach oben im Grabe. Dicht bei den z. T. im Scheiterhaufen geglühten Gefässen Nr. 2 und 1 lag je eine eiserne Nähnadel Nr. 5 und 6. Neben den feuerpatinierten Nadeln lag ein Häufchen Leichenbrand, der nicht aufgehoben wurde, im kohlehaltigen, tiefschwarzen Sand. — 1. Jahrhundert vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 7d) Steilwandige Henkeltasse mit eingezogenem Halsteil und geradem Mündungsrand. Mit unterständigem, kräftigem Bandhenkel. Boden eben. Rotbraun, ziemlich glatt, gemagert. Mit grauen Flecken. — Gr. Höhe 11,0 cm; Boden 7,4 cm; Gr. Weite 15,2 cm; Mdm. 13,0 cm; Henkelbreite 1,3—2,5 cm; Henkelstärke 1,6, 1,5 und 1,3 cm; Wdst. 0,7 cm.
Nr. 2. (Abb. 7b) Mittelgrosser Henkelkrug mit schräggestelltem, verdicktem Mündungsrand, randständigem, kleinem Henkel und sackförmigem Unterteil. Standboden eben. Mit schmalem Zierband aus rechteckigen Feldern und liegenden Kreuzstrichen. Grau, geglüht, rissig, gemagert. — Gr. H. 17 cm; Gr. W. 18 cm.
Nr. 3. (Abb. 7a) Zweigliedrige Henkeltasse mit steilem Halsteil und schräggestelltem, verdicktem Mündungsrand. Standboden eben. Mit unterständigem, verbreitertem Henkel. Auf dem Halsteil Sparrenbandverzierung. Rotbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 10,5 cm; Gr. W. 14—15 cm.
Nr. 4. (Abb. 7c) Henkeltasse mit schräggestelltem, verdicktem Mündungsrand, steiler Wandung und randständigem Henkel. Auf der Wandung mit schmalen Rechteckfeldern verziert. Braun, glatt, gemagert. — Gr. H. 10,8 cm; Gr. W. 13 cm.
Nr. 5. (Abb. 7f) Eiserne Nähnadel mit rundem Schaft. Feuerpatina. — Länge 8,2 cm; Dicke 0,2 cm.
Nr. 6. (Abb. 7e) Eiserne Nähnadel mit rundem Schaft, zweimal verbogen, Feuerpatina. — Länge 9,8 cm; Dicke 0,3 cm.

Grab 3. Urnengrab mit Brandschüttung. Am 26. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In 70 cm Tiefe befanden sich in einer Brandgrube, die mit holzkohlehaltigem, fettigem Sand gefüllt war, drei in einem Dreieck, in einer gegenseitigen Entfernung von 10 cm stehende Urnen (Nr. 1, 2 und 4). Zwischen diesen lagen Scherben von Teilen vier anderer Gefässe (Nr. 5). In Schale Nr. 1 lag etwas Leichenbrand von einem Erwachsenen (?) mit Kohlenteilchen. In Becher Nr. 2 lag ausser wenig Leichenbrand (vom gleichen Erwachsenen, Nr. 1a) ein Miniaturgefäss Nr. 3. Die

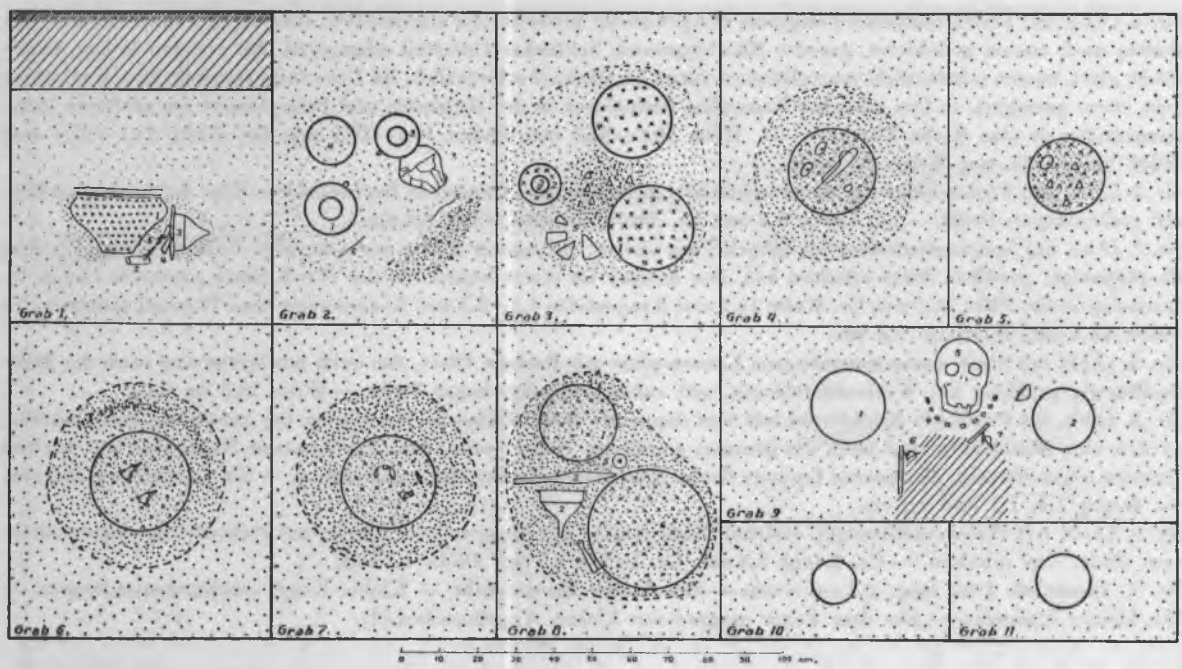


Abb. 2. Stara Wies: Lageskizzen der Brandgräber (1—8) und Skelettgräber (9—11)

Schale Nr. 4 enthielt ebenfalls etwas Leichenbrand (4a). Alle Gefässe haben im Feuer gelegen. Taf. IIa/b; Abb. 2. — 1. Jahrhundert vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 8b) Zweigliedrige Schale mit einwärts gezogenem Hals- und Schulterteil. Der Mündungsrand durch eine Furche abgesetzt und teilweise verdickt. Weicher Umbruch der Schulter. Unterteil ziemlich geradwandig, Standboden eben. Zwischen Mündungsrand und Schulter ein kleiner, randständiger Ösenhenkel. Graubraun, teilweise glatt, etwas gemagert. Im Scheiterhaufenfeuer geglüht und an einer Stelle blasig gesprungen und verzogen. — Gr. Höhe 9,0—9,2 cm; Boden 8,2 cm; Gr. Weite 21,3—21,4 cm; Mdm. 20,3—19,8 cm; Wdst. 0,6—0,8 cm; Gr. Weite mit Henkel 21,7 cm.
Nr. 2. (Abb. 8d) Kleiner, steilwandiger Napf mit verdicktem Mündungsrand und ebenem Standboden. Graubraun, etwas gemagert. Auf der Aussenseite in muscheligen Flecken abgesprungen, innen glatt. — Gr. H. 7,7—7,6 cm; Boden 7,7 cm; Halsweite 9,8—9,6 cm; Mdm. 10,4—10,3 cm.
Nr. 3. (Abb. 8e) Kumpfförmiges Miniaturgefäss, roh geknetet, glatt, braun mit schwärzlichen Flecken. Ebener Boden. Eingezogener Mündungsrand. Gemagert. — Gr. H. 3,8—3,9 cm; Boden 2,7—2,8 cm; Gr. W. 4,4 cm; Mdm. 3,3 cm.
Nr. 4. (Abb. 8a) Zweigliedrige Schale mit schrägem, niedrigem Halsteil und verdicktem, waagrecht abgeflachtem und schräg abgestrichenem Mündungsrand. Leicht gewölbte Schulter, gerader Unterteil, ebene Standfläche. Graubraun, glatt. Unterteil etwas abgelaugt und etwas gemagert. — Gr. H. 8,8 cm; Boden 7,3 cm; Gr. W. 20,1 cm; Mdm. 20,0—20,1 cm; Wdst. 0,6 cm.
Nr. 5a. (Abb. 8c) Oberteil (Randscherben) einer Terrine mit konischem Halsteil und steilem, verdicktem Mündungsrand. Mit hochgewölbter, waagrechter Schulter. Auf dem Schulterumbruch eine bandförmige Stichverzierung, die abwechselnd aus strichverzierten Rechtecken und mäanderähnlichen, gekreuzten Strichbändern besteht. Dadurch entstehen hakenkreuzähnliche Muster. Braun, glatt, gemagert. Unterteil fehlt. — Gr. Länge 20,5 cm; Wdst. 0,6—1,3cm.
Nr. 5b. Mittelscherben eines grossen Vorratsgefässes mit schlickgerauhtem Körper und glattem Halsteil.
Nr. 5c. Henkelscherben einer Henkeltasse mit kräftigem Stabhenkel und Fingerdelle auf der Oberseite.
Nr. 5d. Scherben von weitmundiger, dünnwandiger Schale mit durch Rillen abgesetztem Halsteil.

Grab 4. Urnengrab mit Brandschüttung. Am 26. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In 2 Meter Entfernung von Grab 3 stand in 60 bis 70 cm Tiefe in einer kleinen Brandgrube von etwa 40—50 cm Dm, die mit von Holzkohleresten geschwärztem Sand gefüllt war, nur eine Urne (Nr. 1). In ihr lag Leichenbrand eines Erwachsenen (Nr. 1a), ein Eisenschlossblech (Nr. 1b) mit 2 Nägeln und Schlüssel, ein Eisenring (Nr. 1c), zwei Tonwirtel (Nr. 1d), zwei Riemenbeschläge aus Eisen (Nr. 1e), zwei Bronzereste (Nr. 1f), ein Feuerschlag- oder Glättstein (?) (Nr. 1g) und zwei Scherben (Nr. 1h). — Abb. 2. — 2. Jahrhundert nach Zw.

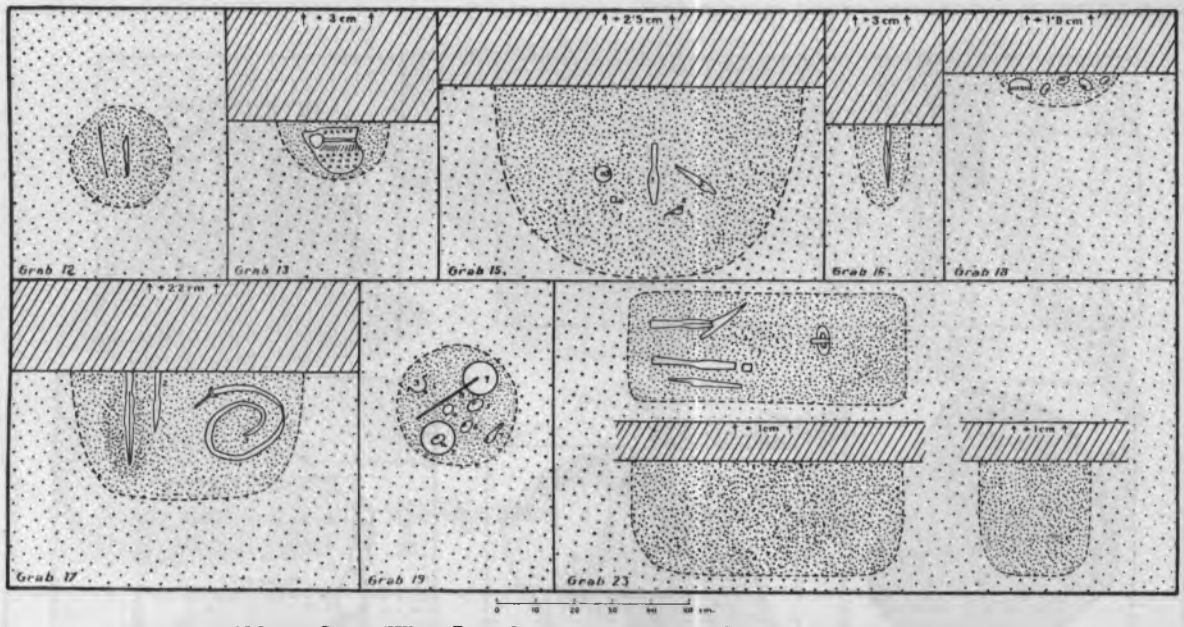


Abb. 3. Stara Wies: Lageskizzen der Brandgräber 12, 13, 15—19, 23

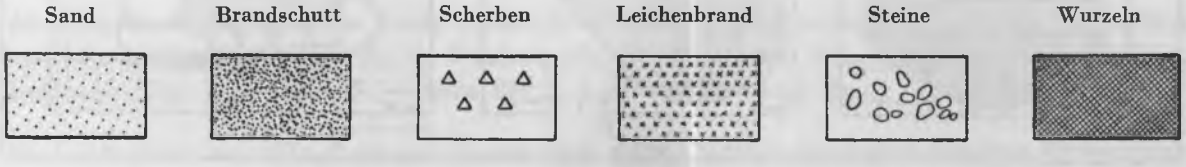


Abb. 4. Erläuterung der Flächen und Zeichen von Abb. 2—6

Nr. 1. (Abb. 9a) Mittelgrosses, verziertes Trichtergefäss mit auswärts gebogenem Mündungsrand, leicht gewölbter Schulter, die mit einem Sparrenmuster und zwei Furchen verziert ist. Mit randständigem, wahrscheinlich X-förmigem Henkel. Der Fussteil geht in eine Art Standplatte über. Schwarz, glänzend, innen grauschwarz, etwas gemagert. Stark ergänzt. — Gr. H. 18,0—17,5 cm; Boden 8,3 cm; Gr. W. 22,5 cm; Mdm. 21,2 cm; Henkelbreite 1,3 cm; Henkelstärke 0,5 cm; Wdst. 0,6—0,6 cm.

Nr. 1a. Leichenbrand eines Erwachsenen.

Nr. 1b. (Abb. 9f) Eisernes Schlossblech von länglichovaler Form mit zwei Nietnägeln an den Enden des Bleches. — Gr. L. 11 cm; Gr. Br. 2,8 cm. Mit dazugehörigem, eisernem Schlüssel, im unteren Teil rundstabig, im oberen Teil vierkantig und in einer bandförmigen Tragöse endend. — Länge 15,5 cm. Beide Eisengeräte im Feuer geglüht.

Nr. 1c. (Abb. 9g) Ein offener, kleiner, flachgehämmerter Eisenring, auf der Aussenseite beidseitig gekerbt. — Aussendurchmesser 1,9 cm; Innendurchmesser 1 cm.

Nr. 1d[1]. (Abb. 9c) Doppelkonischer Spinnwirtel aus Ton mit Dellen auf beiden Seiten. Im Feuer etwas geglüht und beschädigt. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. Dm. 4,2 cm; H. 2,3 cm.

Nr. 1d[2]. (Abb. 9b) Linsenförmiger Spinnwirtel etwas unregelmässig aus Ton geknetet. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. Dm. 3,1 cm; H. 1,4 cm.

Nr. 1e. (Abb. 9e) Zwei schmale Riemenbeschläge aus Eisen, die durch eine S-förmige, rundstabige Eisendrahtklammer verbunden sind. Gr. L. 8,2 cm; Gr. Br. 1,5 cm (einzelner Riemenbeschlag 3,3 cm lang; 0,6 cm breit).

Nr. 1f. Zwei kleine, geschmolzene Bronzereste.

Nr. 1g. (Abb. 9h) Feuerschlag- oder Glättstein (?) im Feuer gesprungen. — Gr. L. 2,9 cm; Gr. Br. 2,1 cm; Stärke 1,6 cm.

Nr. 1h. (Abb. 9d) Mittelscherben eines grossen, dickwandigen, gerauhten Topfes. Innen glatt, aussen schlickgerauht. Hellbraun, gemagert. — Wdst. 1,3 cm.

Grab 5. Urnengrab. Am 26. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In über 1 Meter Tiefe stand im hellen Sand die Urne (Nr. 1). Innen lag Leichenbrand (Nr. 1a) eines Erwachsenen, der mit dunklem Sand vermischt war. Geschmolzene Bronzereste, die bisweilen an dem Leichenbrand hafteten, sowie ein Spinnwirtel (Nr. 2) und 6 geglühte Scherben, ferner ein Glättstein (Nr. 3) und etwas Holzkohle befanden sich im Leichenbrand der Urne. — Abb. 2. — Wohl 1. Jahrhundert nach Zw.

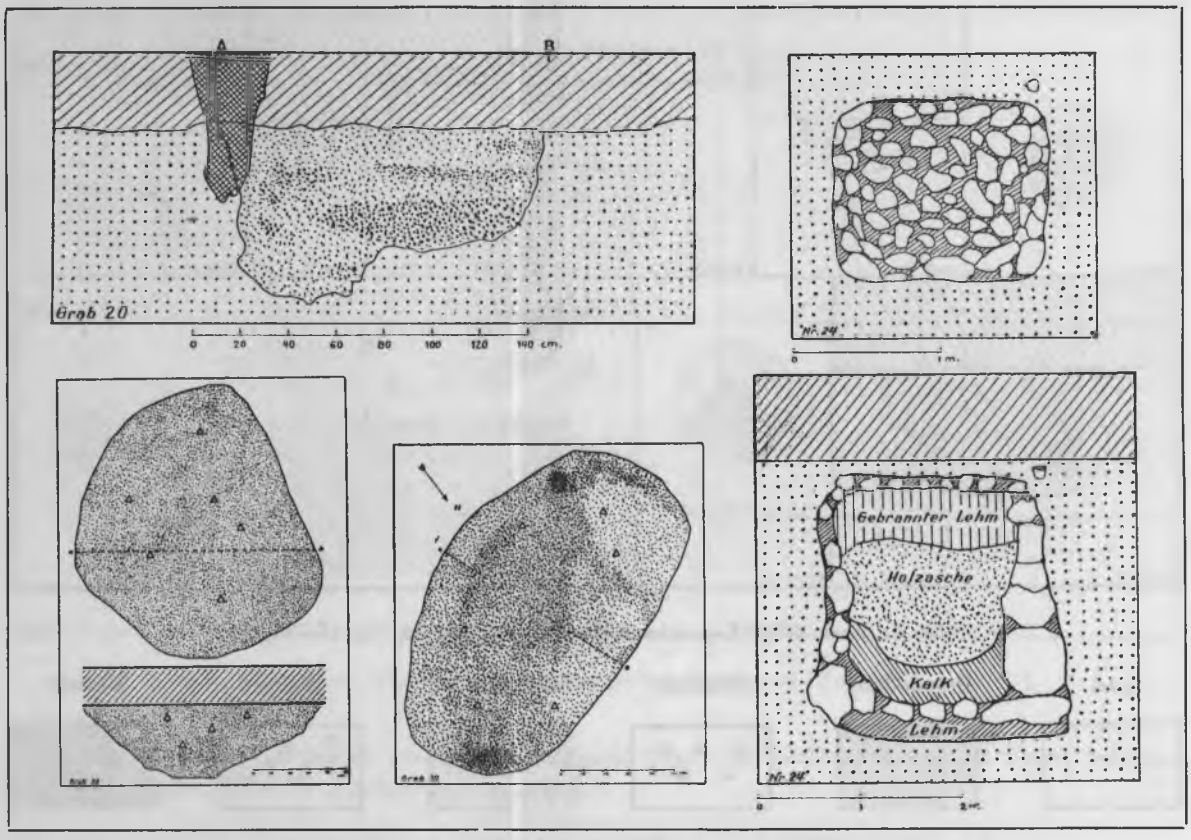


Abb. 5. Stara Wies: Lageskizzen der Brandgräber 20, 29, 30 und Steinsetzung 24

Nr.1. (Abb. 10f) Mittelgrosses, schlichtes, zweigliedriges Trichtergefäss mit leichteingezogenem Fuss, weichem Schulterumbruch und ausladendem, leicht verdicktem Mündungsrand. Mattglänzend, schwärzlich, glatt, etwas gemagert. Boden eben. — Gr. H. 17,0—17,3 cm; Boden 8,9 cm; Gr. W. 20,6—20,8 cm; Mdm. 19,7—20,1 cm; Wdst. 0,6—0,7 cm.
Nr. 2. (Abb. 10e) Schwammartig aufgeblähter, stark geglühter Spinnwirtel aus Ton. Graubraun, rissig, gemagert. — Gr. Dm. 5,4 cm; H. 3,0 cm.
Nr. 3. (Abb. 10d) Rundlicher, abgeflachter Glättstein, der an drei Seiten abgeschlagen ist. — Gr. L. 4,5 cm; Gr. Br. 3,4 cm; Stärke 2,2 cm.

Grab 6. Urnengrab mit Brandschüttung. Am 27. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In 1 m Entfernung von Grab 2 stand in 90 cm Tiefe in einer mit Holzkohleresten gefüllten Grube die Urne (Nr. 1). Im Leichenbrand eines Erwachsenen der Urne, der mit dunklem Sand durchmischt war, lagen zwei Trompetenfibeln (Nr. 2a, b). — Abb. 2. — Übergang 1. zum 2. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 10a) Zweigliedriges, weitmundiges Trichtergefäss mit ausladendem, abgesetztem Randteil und konischem, mit zwei Furchen verziertem Halsteil. Mit einem wohl X-förmigen, randständigen (?) Henkel. Der niedrige, schlanke Fuss geht in eine Standplatte über. Boden eben. Schwärzlich, mattglänzend, glatt, innen stumpf, grau. Etwas gemagert. Gr. H. 15,0 cm; Boden 10,6 cm; Gr. W. 26,2 cm; Mdm. 24,0 cm; Henkelbreite 1,3—3,1 cm; Henkelstärke 1,6 cm; Wdst. 0,6—0,7 cm.
Nr. 2a. (Abb. 10b) Kräftig profilierte, trompetenförmige Fibel mit von Querwülsten eingeschlossenem Bügelkamm und einem im Unterteil vierkantigen Bügel. Mit gegliedertem und einem Sternmuster versehenem Endknopf. Ohne Stützplatte, mit umgelegter Sehne und einer langen, aus zahlreichen Windungen bestehenden Spirale mit vollem Nadelhalter (aus Bronze). Patiniert, etwas geblüht und auf der Oberfläche rissig. — 5,1 cm lang; Spirale 3,8 cm lang.
Nr. 2b. (Abb. 10c) Vollständig gleiche Fibel wie a.

Grab 7. Urnengrab mit Brandschüttung. Am 21. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In 65 cm Tiefe stand in einer mit Holzkohleresten gefüllten Grube von etwa 40—50 cm Durchmesser

Abb. 6. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 1. — a, e $^1/_3$; b $^1/_5$; c, d, f $^1/_2$ nat. Gr.

die Urne Nr. 1. In ihr etwas wenig Leichenbrand eines Erwachsenen (Nr. 1a), eine Bronzefibel mit hohem Nadelhalter (Nr. 2), ein Fibelrest (Nr. 3), Reste eines Beinkammes (Nr. 4) und Holzkohlereste (Nr. 5). — Abb. 2. — Ende des 2. Jahrhunderts nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 11a) Grosser Kumpf mit eingezogenem Rand, glattem Halsteil und gerauhter Wandung. Ebener Standboden. Mündungsrand rund. Innen glatt, gemagert. Braun mit schwärzlichen Flecken. — Gr. H. 20,0—21,0 cm; Boden 13,5 cm; Gr. W. 26,8—26,2 cm; Mdm. 21,0—19,7 cm; Wdst. 0,8—1,0 cm.
Nr. 2. (Abb.11b/c) Bronzene Fibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse. Der breite Bügel ist im oberen Teil dreieckig und mit zwei Randstrichen und einem Mittelstrich verziert. Der profilierte Kamm besitzt zwei Querstriche, und der untere, geschweifte Teil hat die Form eines Trapezes. Mit hohem, geradem, bandförmigem Nadelhalter. Dunkelgrün, ziemlich gleichmässige Patina. Spiralrolle und eine Rollenkappe beschädigt. — Spiralrolle 3,4 cm lang.
Nr. 3. (Abb. 11e) Bronzene, zerbrochene Spiralrolle mit innen steckender, eiserner Achse einer zweiten, wohl der Nummer 2 gleichen Bronzefibel. — 1,9 cm und 1,8 cm lang.
Nr. 4. (Abb. 11d) Teile eines zerbrochenen Beinkammes, der aus einer halbkreisförmigen Griffplatte besteht, deren Teile mit zwei Nietstiften horizontal zusammengehalten werden. Auf der Aussenseite über den Zinken mit drei Längslinien, einer vierten Linie, mit Halbkreisen und Punktkreisen verziert. — Gr. L. 6,6 cm.

Grab 8. Urnengrab mit Brandschüttung. Am 28. 4. 1941 von H. Kümpel geborgen. In 90 cm Tiefe standen in einer mit Holzkohleresten gefüllten Grube von 70 × 50 cm Durchmesser zwei Urnen. Urne Nr. 1 enthielt mit dunklem Sand vermischten Leichenbrand eines Erwachsenen (Nr. 1a) und einen geglühten Scherben (Nr. 1b). Die in etwa 8 cm Entfernung stehende zweite Urne (Nr. 6) enthielt ebenfalls mit dunklem Sand vermischten Leichenbrand (Nr. 6a) und ein Stück Eisen (Nr. 6b). Dicht bei der Urne Nr. 1 lag eine Eisenlanzenspitze (Nr. 3); ihre Spitze zeigte nach der zweiten Urne (Nr. 6). Daneben stand ein Schildbuckel (Nr. 2), mit seiner Spitze nach aussen zeigend. In gleicher Richtung lag dicht bei der grossen Urne (Nr. 6) ein Feuerstahl (Nr. 4). Alle Eisensachen haben im Scheiterhaufenfeuer gelegen (Feuerpatina). Zwischen beiden Urnen lag ein Spinnwirtel aus Ton (Nr. 5). — Abb. 2. — 3. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 12d) Mittelgrosse, dreigliedrige Schale mit randständigem Bandhenkel. Hals und Mündungsrand nach auswärts gebogen. Die Schulter ist durch zwei Furchen vom Halsteil und vom Unterteil abgetrennt. Der bauchige Unterteil geht in einen eingezogenen Standboden über. Schwarz, glänzend, wenig gemagert. — Gr. H. 10,5—10,7 cm; Boden 5,9 cm; Gr. W. 20,3—20,0 cm; Mdm. 19,7 cm; Henkelbreite 4,0 cm; Henkelstärke 0,8 cm; Wdst. 0,6—0,7 cm.
Nr. 1b. Kleiner Mittelscherben, stark geglüht. Auf der Innenseite mit unregelmässigen, tief gerissenen Strichen verziert. Hellrot, gemagert.

Abb. 7. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 2. — a—d $^1/_4$; e, f $^1/_2$ nat. Gr.

Nr. 3. (Abb. 12b) Gut erhaltener Schildbuckel aus Eisen mit schmalem Rand, etwas breiterem Kragen, konischem Oberteil und abgeplatteter Stange (Stangenschildbuckel). Im Rand nur drei Nietlöcher mit einem erhaltenen Nietnagel mit quadratischem, flachem Kopf und umgebogenem Ende. — Höhe mit Stange 13,5 cm; Kragenhöhe 2,8 cm; Stange 6,0 cm; Kragenweite unten 11,1 cm; Kragenweite oben 10,9 cm; Rand.-Br. 2,0 cm.
Nr. 3. (Abb. 12a) Schlanke, weidenblattförmige Lanzenspitze aus Eisen mit dachförmigem Blatt und runder, schlichter Tülle. Spitze gut erhalten, Mittelteil und Tüllenende stark beschädigt. — Gr. L. 28,6 cm; Gr. Br. 3,5 cm; Dicke 1,7 cm.
Nr. 4. (Abb. 12f) Eiserner Feuerstahl mit geschweiften Längskanten und gebogener Unterkante. Der Anhänger am oberen Ende, der wohl ösenförmig war, ist abgebrochen. — Gr. L. 7,5 cm; Breite 1,9 cm; Stärke 0,4 cm.
Nr. 5. (Abb. 12e) Doppelkonischer Spinnwirtel mit Dellen an der Ober- und Unterseite aus feingeschlemmtem Ton. Hellbraun, glatt. — Gr. Dm. 3,9 cm; St. 2,4 cm.
Nr. 6. (Abb. 12c) Grosse, schlichte, weitmundige Terrine mit leicht nach auswärts gebogenem Mündungsrand. Rand verdickt. Wandung mit S-förmigem Profil, Standboden eben. Hellbraun, glatt, feintonig. Nur zur Hälfte erhalten. — Gr. H. 21,2—21,9 cm; Boden 13,4 cm; Gr. W. 29,6 cm; Mdm. 29,5 cm; Wdst. 0,8—0,9 cm.
Nr. 6b. Unregelmässiges, spitzzulaufendes, dickes Eisenblech, auf der Aussenseite stark geblüht. Vielleicht von einem Schildbuckel (?).

Grab 9. Skelettgrab. Am 10. 6. 1941 von H. Kümpel aufgedeckt. In 80 cm Tiefe barg man ein Skelett in Rückenlage, von dem nur der Schädel und einige Knochen erhalten waren. Rechts und links vom Schädel standen in etwa 20 cm Entfernung von ihm zwei Gefässe (Nr. 1 und 2). In Nr. 1 lagen zwei Stückchen Holzkohle. Zwischen Gefäss Nr. 2 und dem Schädel (Nr. 5) lag ein schlecht erhaltener Beinkamm (Nr. 3). In der Halsgegend, also unterhalb des Unterkiefers, fanden sich 12 Glasperlen noch in der Anordnung einer halbkreisförmigen Halskette (Nr. 4). An der rechten und linken Schulter lag je eine Bronzefibel (Nr. 6 und 7). Diese Lage wird durch einen mit Grünspan gefärbten Unterarmknochen und ein Schlüsselbein bestätigt. — Taf. II c/d; Abb. 2. — Späte Kaiserzeit.

Über die Knochenreste teilt Dr. A. Plügel folgendes mit:

Geringe Skelettbruchstücke und Teile des Schädels. Die Knochen sind z. T. sehr stark verkalkt. Einige Skelettbruchstücke, vor allem ein Schlüsselbeinstück zeigen deutliche Brandspuren. Dem Hirnschädel fehlt das Hinterhaupt und der rückwärtige Teil des Schädelgrundes. Vom Gesichtsskelett sind ausser der rechten Unterkieferhälfte noch vorhanden: Bruchstücke des rechten und linken Augenhöhleneinganges und ein Teil des rechten Oberkieferzahnbogens.

Abb. 8. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 3. — a, b, d, e $^1/_3$; c $^1/_4$ nat. Gr.

Die Nahtverknöcherungen sind sehr vorgeschritten, der Unterkiefer zeigt starke Schwunderscheinungen, die Höhlen des (ausgefallenen) ersten und zweiten Mahlzahns sind vollkommen geschlossen. Mit Sicherheit ist Greisenalter festzustellen (senil).

Die Geschlechtsbestimmung hingegen ist schwierig, wahrscheinlich ist mit Rücksicht auf die Schwäche der Muskelansatzmarken, die allgemeine Formung der Stirn und die nicht zu grosse Dicke des Schädeldachs der Fund als weiblich anzusehen. (Die Geschlechtsbestimmungen erfolgten ohne vorherige Kenntnisnahme des Grabinhaltes).

Die Gestalt des erhaltenen vorderen Gehirnschädels mit den beiden Schläfenbeinen lässt an eine etwa mesokrane bis brachykrane Form denken. Das erhaltene (in drei gut und sicher zusammenfügbare Teile zerbrochene) Stück des Hinterhauptsbeins mit der protuberantia occipitalis interna und dem rechten sulcus transversus legt nahe, an ein verhältnismässig breites und flachrundes Hinterhaupt zu denken. Die Stirn ist niedrig und stark geneigt, die Glabella ist breit verstrichen und schwach entwickelt, die Überaugenbögen mässig ausgebildet. Die Schläfenlinien sind vollkommen unausgeprägt und verwischt. Die Nasenwurzel war, soweit sich aus dem Stirnbein schliessen lässt, breit und flach weit vorgezogen. Ähnlich muss auch das Gesicht selbst wenig reliefiert gewesen sein, wie die Ränder der Augenhöhlen andeuten.

Nr. 1. (Abb. 13a) Doppelkonisches, mittelgrosses Schalengefäss mit nach auswärts geschwungenem Mündungsrand und flachkannelierter Schulter. Mit etwas bauchigem Unterteil und abgesetztem Standring. Drehscheibenarbeit. Rotbraun, glatt, etwas gemagert. — Gr. H. 12,5—13,0 cm; Boden 8,8 cm; Gr. W. 20,6 cm; Mdm. 19,0—19,2 cm; Wdst. 0,6 cm.

Nr. 2. (Abb. 13b) Zweigliedriges, mittelgrosses Schalengefäss gröberer Machart mit leicht nach auswärts gebogenem Mündungsrand, glattem, leicht eingezogenem Halsteil und gerauhtem Unterteil. Standboden eben. Braun, innen ziemlich glatt, gemagert. — Gr. H. 10,4—10,1 cm; Boden 8,9 cm; Gr. W. 17,2—16,9 cm; Mdm. 16,6 cm; Wdst. 1,0 cm.

Nr. 3. (Abb. 13f) Rest eines Beinkammes mit halbkreisförmiger Griffplatte, die aus drei Lagen besteht. Mit Deckplatten, die mit konzentrischen Kreisen und Längslinien verziert sind. Vier Bronzenietstifte und Reste der Mittelplatte mit abgebrochenen Zinken sind noch erhalten. Ehemalige Länge etwa 13 cm.

Nr. 4. (Abb. 13e) 12 dunkellilafarbene, kubooktaedrische Glasperlen bis zu 1 cm Länge und Breite.

Nr. 6. (Abb. 13c) Fibel aus Bronze mit umgeschlagenem Fuss und Armbrustkonstruktion. Der schmale, bandartige Bügel ist mit einem Gittermuster verziert. Wo der Fuss bandförmig um den Bügel herumgreift, befinden sich Querrinnen. Die Fibel ist zweiteilig. Die selbständige Achse in der Spiralrolle läuft durch das ringförmige Oberende des Bügels. Hellgrün, glatt, patiniert. — 4,6 cm lang; Spirale 2,3 cm lang.

Nr. 7. (Abb. 13d) Gewölbter, bandförmiger Bügel einer zweiteiligen Bronzefibel mit flachem Ring am Oberende, facettiertem, gewölbtem Oberteil, mit Querstrichen verziertem Mittelteil und längsfacettiertem Unterteil. Der umgeschlagene Fuss ist abgebrochen. Hellgrün, patiniert. — 4,0 cm lang; Gr. Bügelbreite 0,5 cm.

Grab 10. Wohl Skelettgrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. Wahrscheinlich war das Skelett im Sand vergangen, ohne Spuren zu hinterlassen. In 25 cm Tiefe stand im hellen Sande ein Napf Nr. 1, der einen kleinen Bronzerest enthielt. — Abb. 2. — Ende des 4. Jahrhunderts bis 5. Jahrhundert nach Zw.

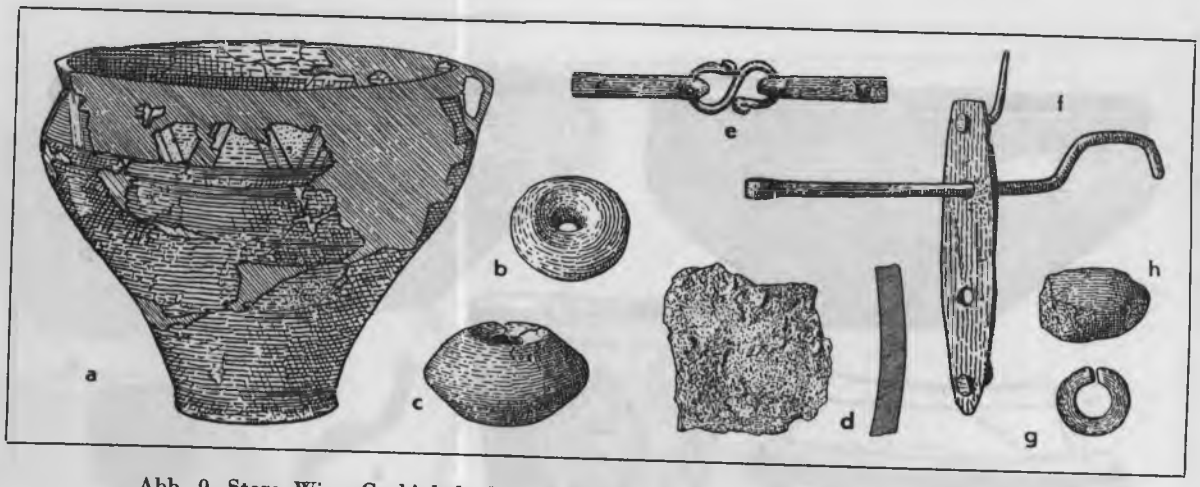


Abb. 9. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 4. — a, d, f 1/4; b, c, e, g, h 1/2 nat. Gr.

Nr. 1. (Abb. 14a) Kleines, napfförmiges, zweigliedriges Schalengefäss in doppelkonischer Form. Mündungsrand gerade. Mit steilem, leicht geschwungenem Oberteil, scharfem Umbruch und leicht gewölbtem Unterteil. Standboden eben. Dickwandig, schokoladenbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 8,1—8,3 cm; Boden 5,7 cm; Gr. W. 11,0 cm; Mdm. 10,2 cm; Wdst. 0,7 cm.

Grab 11. Wohl Skelettgrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. Wieder stand im hellen Sand ein Napf Nr. 1 ohne besonderen Inhalt. Das Skelett muss vergangen sein, ohne Spuren zu hinterlassen. — Abb. 2. — Ende des 4. Jahrhunderts bis 5. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 14b) Zweigliedriges, mittelgrosses, roh gearbeitetes Schalengefäss mit steilem Oberteil und ziemlich geradem Unterteil. Umbug unregelmässig geknetet. Standboden eben. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 8,0—7,3 cm; Boden 6,9 cm; Gr. W. 13,1—13,2 cm; Mdm. 13,1—13,0 cm; Wdst. 0,5 cm.

Grab 12. Brandgrubengrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. In 45 cm Tiefe lagen in einer mit fettiger, schwarzer holzkohlehaltiger Erde gefüllten Grube von etwa 25 cm Durchmesser ein Eisenmesser (Nr. 1) und eine grosse Eisennähnadel. Leichenbrand fehlte. — Abb. 3. — 1. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 15c) Eisernes Messer mit fast unmerklich abgesetztem Griffdorn, der ebenso wie die Spitze abgebrochen ist. Schlecht erhalten. — Erhaltene L. 16,5 cm; Gr. Br. 1,7 cm; St. 0,4 cm.
Nr. 2. (Abb. 15e) Grosse, eiserne Nähnadel mit rundem Schaft. Leicht gekrümmt. Mit Feuerpatina. Ziemlich gut erhalten. — L. 14,0 cm; Dicke 0,2—0,4 cm; Länge des Öhrs 0,4 cm.

Grab 13. Urnengrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. Kindergrab, in dem in 60 cm Tiefe im leicht verfärbten Sande eine grosse Tasse mit dem Leichenbrand eines 1- bis 2jährigen Kindes stand. — Abb. 3. — 3. oder 4. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 14c) Dreigliedrige, mittelgrosse Tasse mit randständigem, knieförmigem (oder geknicktem) Stabhenkel mit Ausgussloch. Der waagrechte Teil des Henkels ist vierkantig, der untere, mit einer Ausgussröhre ausgestattete Teil ist im Schnitt oval. Hals und Mündungsrand sind leicht nach auswärts gebogen. Die Halskehle ist durch zwei Furchen von der mit Schrägstrichen verzierten Schulter getrennt. Umbug weich, Unterteil gewölbt, Standboden eben. Hellrotbraun, glatt, etwas gemagert. — Gr. H. 11,6—11,9 cm; Boden 5,5—5,7 cm; Gr. W. 12,2—12,6 cm; Mdm. 10,5 cm; Hebr. 1,7—2,1 cm; Hest. 0,9—1,8 cm; Wdst. 0,5 cm.

Grab 14. Skelettgrab. Von H. Kümpel am 19. 5. 1941 aufgedeckt. Ausser der schlecht erhaltenen Schädeldecke (Nr. 1a) war von dem Skelett im Sande nichts erhalten. In 45 bis 50 cm Tiefe lag um die Schädeldecke in einem Halbkreis eine aus 19 Perlen bestehende Glasperlenhalskette (Nr. 1). — 3. oder 4. Jahrhundert nach Zw.

THE POLISH INSTITUTE AND
SIKORSKI MUSEUM.
366/I

a

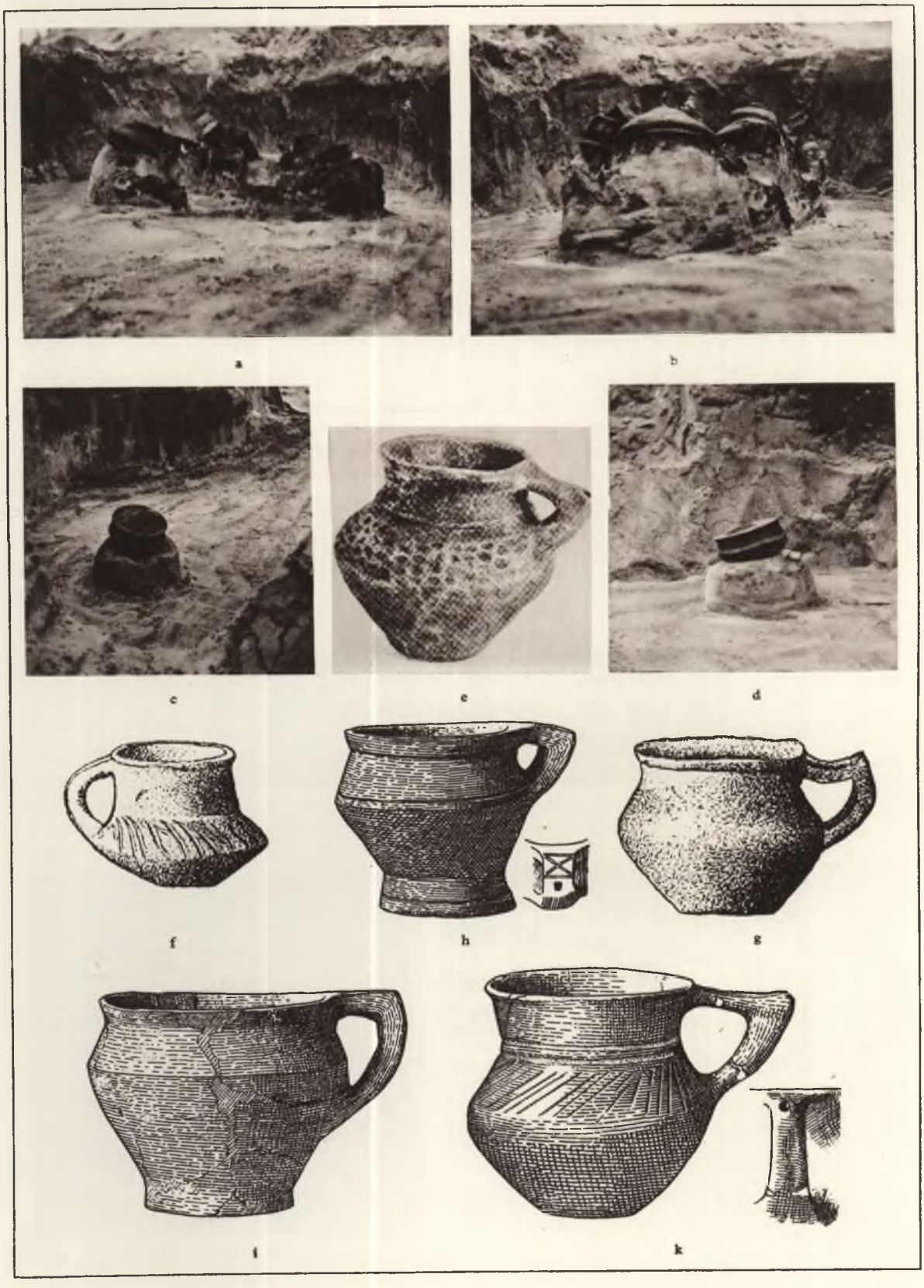
b

c

d

e

OSTGERMANISCHES GRÄBERFELD VON STARA WIES, KR. SOKOLOW: a/b ABTRAGUNG DES SANDHÜGELS FÜR DIE ROLLBAHN, VON S O HER; c HÜGELLANDSCHAFT VON O HER; d/e FREILEGUNG DES STEINPFLASTERS NR. 22



OBEN: OSTGERMANISCHES GRÄBERFELD STARA WIES, KR SOKOLOW; a/b BRANDGRAB NR. 3 IN SITU; c/d BEIGEFÄSS VON SKELETTGRAB NR. 9 — UNTEN: TASSEN (e—k) MIT GEKNICKTEM HENKEL (Z. T. MIT AUSGUSS) AUS OSTGERMANISCHEN GRÄBERFELDERN DES WEICHSELRAUMES (TAF.-NACHWEIS AM SCHLUSS DES AUFSATZES)

Nr. 1a. Bruchstücke eines Gehirnschädels. Vorhanden sind: Teile des Hinterhauptsbeins mit einem Stück des Randes des Hinterhauptsloches, Teile der Scheitelbeine und das rechte Felsenbein mit einem Teil des Warzenfortsatzknochens. Sämtliche Stücke sind einwandfrei zusammenzufügen. Die Knochenmasse ist ziemlich angegriffen, die mehrfach offene Schwammasse ist sehr brüchig. — Das Alter wegen des Beginns der Nahtverknöcherungen als reif anzusehen (matur), etwa in den Vierzigern. — Mit Rücksicht auf die geringe Ausbildung der Muskelansatzmarken am Hinterhauptsbein ist vielleicht weibliches Geschlecht anzunehmen. — Auch diese Bruchstücke bieten nicht das Bild der typischen nordischen oder cromagniden Reihengräberformen, eher ist wieder an eine meso- bis brachykrane Form zu denken. (Mitt. v. Dr. Plügel).

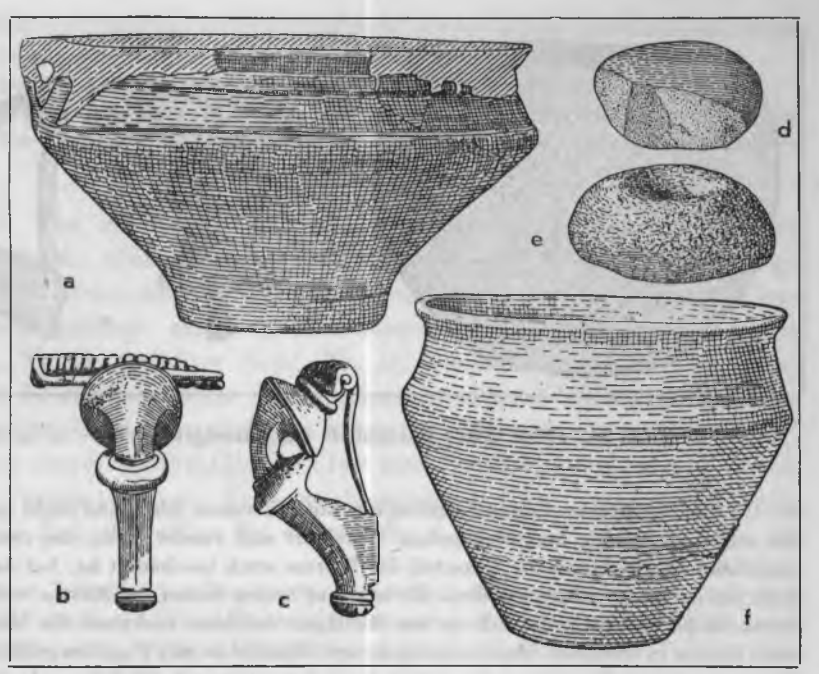


Abb. 10. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 5 (d—f) und 6 (a—c). — a, f 1/4; b, c 2/3; d, e 1/2 nat. Gr.

Nr. 1. (Abb. 14d) Glasperlenhalskette, die aus verschieden geformten Perlen besteht. 19 kleine, kubooktaedrische, blaue Glasperlen, durchschnittlich 7 mm Durchmesser; 7 linsenförmige, blaue Glasperlen, durchschnittlich 6 mm Durchmesser; 2 langgestreckte, mehr tonnenförmige, kubooktaedrische, blaue Glasperlen 1,1—1,2 cm lang; 2 röhrenförmige, zylindrische, kräftig quergerippte, dunkelblaue Glasperlen 1,0 und 1,5 cm lang; 2 eierstabförmige, dunkelblaue, röhrenförmige, quergerippte Glasperlen 0,7 und 1,4 cm lang; neben diesen sämtlich kobaltblauen Glasperlen befindet sich eine walzenförmige, hellgrüne Glasperle von 7 mm Durchmesser (letztere auf Abb. 14 in der Mitte).

Grab 15. Brandgrubengrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. In 45 cm Tiefe kamen die Umrisse einer Brandgrube von 80 cm Durchmesser und 50 cm Tiefe (von der Erdoberfläche gerechnet 95 cm tief) zum Vorschein. Die Grube war mit Holzkohlestückchen und feinen Teilchen Leichenbrand gefüllt. Die Brandgrube enthielt eine verbogene Eisenlanzenspitze (Nr. 1), ein Eisenmesser (Nr. 2), einen Tonspinnwirtel (Nr. 3), einen eimerförmigen Eisenanhänger (Nr. 4) und eine Eisenfibel (Nr. 5). — Abb. 3. — Ende des 1. Jahrhunderts vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 15a) Eiserne Lanzenspitze mit weidenblattförmigem, wohl dachförmigem Blatt und runder, schlichter Tülle. Die Spitze ist abgebrochen, der Oberteil verbogen. In der Mitte zerbrochen. — Erhaltene L. 20,0 cm; Gr. Br. 3,4 cm.

Nr. 2. (Abb. 15d) Eisenmesser mit ziemlich geradem Rücken und auf der Schneidenseite wahrscheinlich abgesetztem Griffdorn. Spitze abgebrochen. — Erhaltene L. 11,6 cm; Gr. Br. 1,6 cm; St. 0,4 cm.

Nr. 3. (Abb. 15f) Doppelkonischer, flacher Spinnwirtel mit breiten Dellen auf der Ober- und Unterseite. Hellrot, glatt, gemagert. — Gr. Dm. 4,5 cm; H. 1,6 cm.

Nr. 4. (Abb. 15g) Eiserner, eimerförmiger Anhänger. Bügel fehlt. Stark geblüht.

Nr. 5. (Abb. 15b) Bügelrest einer eisernen Drahtfibel mit kurzer, aus Windungen bestehender Spirale und bogenförmigem Bügel, mit linsenförmigem Querschnitt. Fuss, Nadelhalter und Nadel fehlen. — Erhaltene L. 3,4 cm.

Grab 16. Brandgrubengrab (?). Von H. Kümpel aufgedeckt. In 60 cm Tiefe kam die Oberkante einer Brandgrube von nur 15 cm Durchmesser und über 20 cm Tiefe (von der Erdoberfläche aus gerechnet 80 cm tief) zum Vorschein. Die Grube war mit fettiger, holzkohlehaltiger Erde gefüllt. Leichenbrand wurde nicht beobachtet. Mitten in der Grube stak eine verzierte Lanzenspitze (Nr. 1) mit der Spitze nach unten. — Abb. 3. — 3. Jahrhundert nach Zw.

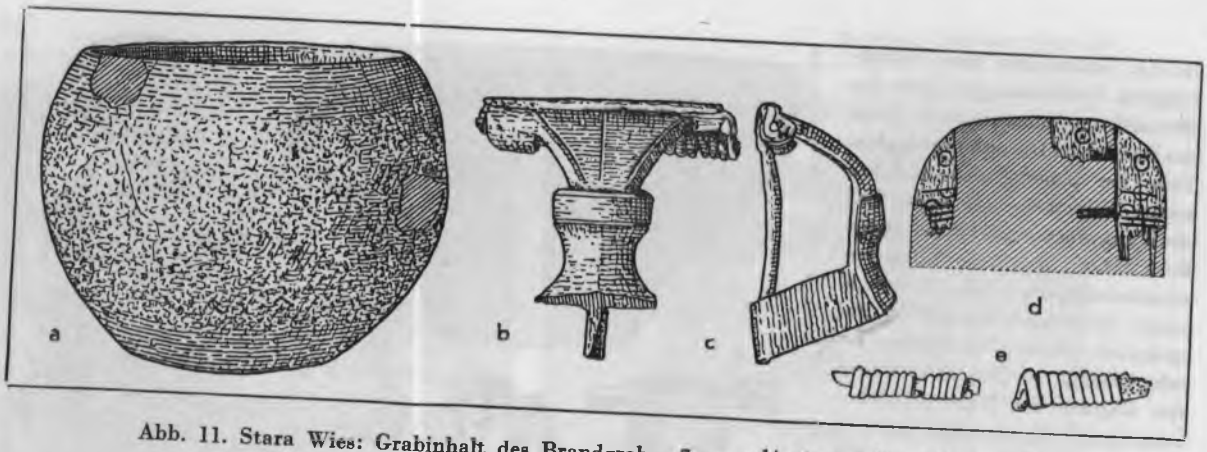


Abb. 11. Stara Wieś: Grabinhalt des Brandgrabes 7. — a 1/6; b, c, e 1/1; d 1/2 nat. Gr.

Nr. 1. (Abb. 16) Kleine, eiserne Lanzenspitze mit schlankem Blatt und leicht geschweifter, lang ausgezogener Spitze. Mit scharfem, kräftig hervortretendem Mittelgrat und runder Tülle, die zweimal zum Befestigen am Holzschaft durchlocht ist. Während der Unterteil des Blattes stark beschädigt ist, hat der Oberteil und die Spitze sich durch Feuerpatina ausgezeichnet erhalten. Er zeigt auf beiden Seiten des Blattes reiche Verzierung. Sie besteht aus punktierten Halbkreisbogen, die sich an den Mittelgrat anlehnen und nach der Mitte zu grösser werden. Der Zwischenraum bis zur in schmalen Streifen unverzierten Schneide ist mit Punkten gefüllt. Auf der Rückseite ist die halbkreisförmige, gepunzte Verzierung unregelmässig und weniger gut erhalten. — L. 15,9 cm; Br. 2,3 cm; St. 1,0—1,5 cm.

Grab 17. Brandgrubengrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. In 47 cm Tiefe kam die Oberfläche einer Brandgrube von etwa 60 em Dm. und 30 cm Tiefe zum Vorschein. Die mit holzkohlehaltigem Sand gefüllte Grube enthielt zwei eiserne Lanzenspitzen (Nr. 1 und 2), die senkrecht mit der Spitze nach unten im Boden staken, und ein zusammengerolltes Eisenschwert (Nr. 3), das bis auf das Scheidenende mit Ortband verloren ging. Der Finder erwähnt nichts von wahrscheinlich vorhanden gewesenem Leichenbrand. — Abb. 3. — 1. Jahrhundert vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 15k) Eiserne Lanzenspitze mit schlankem Blatt und stark hervortretendem Mittelgrat, runder Tülle, in der sich der waagrechte Nietstift für den Holzschaft befindet. Möglicherweise mit gewellten Schneiden, was durch eine Schneidenkante, die sonst durch Rost ausgebrochen ist, wahrscheinlich erscheint. — L. 24,8 cm; Br. 2,4 cm; St. 1,4—2,1 cm.

Nr. 2. (Abb. 15i) Kleine, eiserne Lanzenspitze mit dachförmigem, schlankem Blatt und durch Rost stark beschädigten Schneiden. Die runde Tülle, in der der Nietnagel sitzt, hat zwei sichtbare Kanten. Das Blatt ist etwas verbogen. — L. 16,2 cm.

Nr. 3. (Abb. 15h) Von dem zusammengerollten, zweischneidigen Eisenschwert mit glockenförmigem Griffansatz ist nur das Scheidenende mit dem Ortband aus Eisen erhalten. Die Scheidenplatten werden durch Blecheinfassungen an den Rändern zusammengehalten. Diese sind auf beiden Seiten durch Querstege in regelmässigen Abständen zusammengehalten. Das Leiterornament schliesst mit einem breiten, fast rechtwinkligen Scheidenende ab, dessen Ortband aber in einer seitlich abgeflachten, scheibenförmigen Spitze fortgesetzt ist. Über der Spitze sitzt beidseitig ein Zierdreieck aus dem Randblech, das mit einem ausgeschnittenen Kreis und einem zungenförmigen Fortsatz verziert ist. Gut erhalten. — Erhaltene L. 9,9 cm; Br. oben 3,9 cm; Br. unten 3,6 cm; St. 0,8 cm.

Grab 18. Brandgrubengrab. Am 19. 5. 1941 von H. Kümpel aufgedeckt. In 35 cm Tiefe kam eine flache, etwa 8 cm tiefe Mulde von etwa 30 cm Dm. mit Leichenbrand und dunklem Sand zum Vorschein. Oben lagen 4 Spinnwirtel (Nr. 1—4). Im Leichenbrand befanden sich Reste eines Beinkammes (Nr. 5). — Abb. 3. — Wohl 3. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 17a) Doppelkonischer Spinnwirtel aus Ton, beinahe linsenförmig. Hellbraun, glatt, ziemlich feintonig. — Gr. Dm. 3,0 cm; H. 1,8 cm.

Nr. 2. (Abb. 17b) Unregelmässiger, doppelkonischer Spinnwirtel aus Ton, im Feuer geglüht und rissig. Hellgrau, glatt, ziemlich feintonig. — Gr. Dm. 3,4 cm; H. 2,0 cm.

Nr. 3. (Abb. 17c) Scheibenförmiger Spinnwirtel aus Ton, auf einer Seite flach, auf der anderen mit erhabenem Rand. Braun und schwarz gefleckt, im Feuer gelegen, glatt, etwas gemagert. — Gr. Dm. 4,2 cm; H. 1,4 cm.
Nr. 4. (Abb. 17d) Flacher, scheibenförmiger Spinnwirtel aus Stein (Kalkstein?). — Gr. Dm. 4,2 cm; H. 1,0 cm.
Nr. 5. (Abb. 17e) Reste eines aus drei Lagen bestehenden Beinkammes mit halbrunder Griffplatte. Zwischen den beiden Deckplatten Plättchen mit Zinken. Die drei Platten werden durch mehrere Bronzenieten zusammengehalten. — Erhaltene L. 6,5 cm.

Grab 19. Brandgrubengrab. Von H. Kümpel aufgedeckt. In 10 cm Tiefe bemerkte man eine mit fettig-schwarzem Erdreich, kleinen Leichenbrandresten und Holzkohlestücken gefüllte Grube von etwa 30 cm Dm. Darin befand sich ein mit schwarzer Erde, einigen Leichenbrandstücken und 2 Holzkohlestückchen, einem geschmolzenen Bronzerest und einem sehr kleinen, gebrannten Scherben (Nr. 1a) gefüllter Napf (Nr. 1). Daneben stand in etwa 10 cm Entfernung ein Schälchen (Nr. 2), das zur Hälfte mit geschwärztem Sand gefüllt war; darauf lag ein Tonwirtel (Nr. 2a). Zwischen den beiden Gefässen lagen noch 2 weitere Spinnwirtel (Nr. 5 und 6). Neben diesen befand sich eine Eisenfibel (Nr. 7). Über dem Napf Nr. 1 stak eine Eisenahle (Nr. 2) schräg in der Erde. — Ferner sollen im Grab ein Eisensporen (Nr. 3) und eine „Eisenniete" (Nr. 4) gelegen haben. — Abb. 3. — Um die Zeitwende.

Nr. 1. (Abb. 18e) Kleines, zweigliedriges Schalengefäss (Napf) mit ausladendem Mündungsrand, waagrecht kanneliertem Halsteil, gewölbter Schulter, bauchigem Unterteil, leicht eingezogenem Standboden. Schwärzlich, mattglänzend, ziemlich dickwandig, etwas gemagert. — Gr. H. 6,3 cm; Boden 4,5 cm; Gr. W. 8,9 cm; Mdm. 7,8 cm; Wdst. 0,5—0,6 cm.
Nr. 2. (Abb. 18f) Kleine, bauchige Schale mit auswärts gebogenem Mündungsrand und eingezogenem Standboden. Dickwandig, etwas geglüht, schwarzgrau, gemagert. — Gr. H. 4,3—3,7 cm; Boden 3,3 cm; Gr. W. 8,1—7,8 cm; Mdm. 8,6 cm; Wdst. 0,6 cm.
Nr. 2a. (Abb. 18c) Grösserer, flacher, scheibenförmiger Tonwirtel mit ziemlich flachem Unterteil und gewölbtem Oberteil. Braun, glatt, etwas gemagert. — Gr. Dm. 4,5 cm; H. 2,1 cm.
Nr. 3. (Abb. 18g) Eiserner Sporn mit bandartigem Bügel und länglichen Endknöpfen. Mit konischem Dorn. Stark verrostet und zerbrochen. — Gr. Br. 6,3 cm; Höhe mit Dorn 4,4 cm.
Nr. 4. (Abb. 18h) Grosse Eisenniete mit flachgewölbtem Kopf, wahrscheinlich von einem Schildbuckel. Der Nietnagel ist umgebogen und am unteren Ende abgebrochen. — Gr. Br. 3,8 cm.
Nr. 5. (Abb. 18b) Doppelkonischer Tonwirtel, der im Feuer aufgeblasen und stark verzogen ist. Grau, glatt, gemagert. — Gr. Dm. 3,5—3,7 cm; H. 1,9 cm.
Nr. 6. (Abb. 18d) Doppelkonischer Spinnwirtel mit Dellen am Loch. Im Feuer z. T. geglüht und verzogen. Teils braun, teils grau, rissig, gemagert. — Gr. Dm. 4,2 cm; H. 2,9 cm.
Nr. 7. (Abb. 18a) Eiserne Spätlatènefibel mit geschweiftem Bügel und oberer Sehne. Mit offenem, rahmenartigem, am Fussende mit drei Querfurchen verziertem Nadelhalter. Der Bügel ist im oberen Teil leicht facettiert. Z. T. stark verrostet. — Gr. H. 6,1 cm; Gr. Br. 2,2 cm.
Nr. 8. (Abb. 18i) Sehr lange, eiserne Ahle, an einem Ende rundstabig und am anderen Ende vierkantig. Die vier Kanten sind auf einer kürzeren Strecke gekerbt. — 21,4 cm lang; Gr. Br. 0,6 cm.

Grab 20. Brandgrubengrab. Vor dem 20. 6. 1941 angeschnitten und am 20. 6. eingemessen (im Profil Abb. 5). Unter der Waldbodendecke lag in 20 cm Tiefe die Grube von 1,30 cm Dm. und 95 cm Tiefe, von der Oberfläche aus gerechnet. Die Hälfte bei A ging tiefer hinab als die Hälfte bei B, in der in 54 bis 64 cm Tiefe eine linsenförmige, sehr schwarze Holzkohlenschicht sichtbar wurde. Darüber kam ein sehr kleiner Leichenbrandrest zum Vorschein. Vor der Untersuchung ist ein Henkelbecher (Nr. 1) u. a. kleine Scherben darin geborgen worden. Während der ersten Kriegstage mit Russland wurde die Brandgrube zerstört. Abb. 5. — 1. Jahrhundert vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 18k) Kleiner, dickwandiger Henkelnapf mit steiler, gewölbter Wandung, ebenem Standboden. Dicker unterständiger Henkel abgebrochen. Schwärzlichgrau, rauh, völlig verzogen, geglüht. — Gr. H. 6,5 cm.

Grab 21. Skelettgrab. Dicht südöstlich von Grab 20 lag in etwa 1 m Tiefe das schlecht erhaltene Skelett eines etwa 8- bis 10jährigen Kindes in gestreckter Rückenlage, in Nord-Süd-Richtung, das am 20. 6. nicht mehr in situ angetroffen wurde, wie auch Beigaben fehlten. — Wohl um 400 nach Zw. (nach den anderen benachbarten Skelettgräbern).

Mitt. v. Dr. Plügel: Skelettbruchstücke und Schädel. Dem Schädel fehlt das Stirnbein und das Gesichtsskelett. Von diesem ist nur der linke Gaumen vorhanden. Dem Unterkiefer fehlen die aufsteigenden Äste. Alle Knochen sind sehr zerbrechlich und dünn. — Das Alter lässt sich aus den vorhandenen und durch Beschädigung der Zahnhöhlen als in der Anlage vorhanden erkennbaren Zähnen auf etwa 8 bis 9 Jahre (infans II) feststellen. — Das Geschlecht ist nicht zu bestimmen. — Bei diesem Schädel liegt zweifellos ein breiter, hoher Kurzkopf mit gewölbtem Hinterhaupt vor, wahrscheinlich mit langem Gesicht.

Pflaster 22. Von H. Kümpel aufgedeckt, zwischen 17. und 20. 6. 1941. In 30 bis 40 cm Tiefe lag ein unregelmässiges Steinpflaster aus kleinen Feldsteinen. Die Pflasterung war 5,00 m lang, 2,60 m breit und reichte bis zu 60 cm Tiefe in den Boden. Unter dem Pflaster und zwischen den tiefer liegenden Steinen befand sich eine längliche, im Schnitt muldenförmige Vertiefung, die holzkohlehaltigen Sand enthielt und, von der Erdoberfläche gemessen, 75 cm tief war. Neben dem Pflaster lagen im Sande verstreute Scherben in 44—50 cm Tiefe. Sie sind unverziert, grob gemagert, rotbraun, aber schlecht erhalten, kaum datierbar. Als Ustrine (Verbrennungsplatz) hätten die Steine Brandspuren hinterlassen müssen; so bleibt das grossflächige Pflaster ungeklärt (Taf. I, d/e; Abb. 19). — Die Fundstelle untersuchte der Verfasser dieses Berichtes und Dr. Jazdzewski.

Grab 23. Brandgrubengrab. Von H. Kümpel geborgen. 20 cm unter der Erdoberfläche lag eine Grube von langgestrecktem, rechteckigem Grundriss mit abgerundeten Ecken. Die steilwandige Grube besass einen ebenen Boden (Abb. 3) und war mit fettigem, schwarzem Erdreich, das Holzkohlereste und etwas Leichenbrand enthielt, gefüllt. Der Leichenbrand wurde nicht aufgehoben. In der Grube lagen eine sehr lange Lanzenspitze (Nr. 1, zweimal zerbrochen), eine kleine Lanzenspitze (Nr. 2), ein Eisenmesser (Nr. 3), ein zweites Eisenmesser (Nr. 4) und ein flacher Eisenring (Nr. 5). — Abb. 3. — Wohl 1. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 20a) Eiserne Lanzenspitze mit weidenblattförmigem, auf beiden Seiten abgedachtem Blatt und runder, auf beiden Seiten mit einem flachen Mittelgrat ausgestatteter, langer Tülle. Durch Rost an den Schneiden beschädigt. Zweimal zerbrochen. — L. 25,4 cm; Gr. Br. 3,5 cm.
Nr. 2. (Abb. 20b) Eiserne Lanzenspitze mit schlankem Blatt und hervortretendem Mittelgrat, mit am oberen Ende schlanker, runder Tülle. Durch Rost Schneiden und Tülle beschädigt. — L. 19,6 cm; Gr. Br. 1,8 cm.
Nr. 3. (Abb. 20d) Langes, eisernes Messer mit am Rücken und am Schneidenteil abgesetztem Griffdorn. Die Spitze ist abgebrochen und der Oberteil verbogen. Durch Rost etwas beschädigt. — Erhaltene L. 18,8 cm; Gr. Br. 2,4 cm.
Nr. 4. (Abb. 20c) Kleines, eisernes Messer mit von der Schneide zum Griff übergehendem Dorn. Die Spitze im Feuer geglüht und gut erhalten, die Schneide stark geblüht. — L. 15,3 cm; Gr. Br. 2,4 cm.
Nr. 5. (Abb. 20e) Eiserner, bandförmiger Ring, der in einer Eisenblechschlaufe, die spitz zuläuft, hängt. Wohl zum Zaumzeug gehörig. Ring zerbrochen. Blechschlaufe und Ring zusammengerostet. — Aussen-Dm. 7,0 cm; Innen-Dm. 3,7 cm; Ring-Br. 1,6 cm; Schlaufe 9,5 cm lang.

Steinsetzung 24. Ustrine? Am 5. 5. 1941 von H. Kümpel aufgedeckt. In 60 cm Tiefe stiess man auf ein etwa quadratisches Steinpflaster aus faustgrossen Feldsteinen von 1,50 m Seitenlänge. An einer Seite dieses Pflasters zog sich eine fettige, schwarze Sandschicht entlang, die Holzkohlenreste enthielt. Darin stand an einer Ecke des Pflasters ein stark im Feuer geglühter Henkelbecher (Nr. 1), der mit holzkohlehaltiger Branderde und einem kleinen Leichenbrandrest gefüllt war. Obenauf lag eine Eisenfibel (Nr. 2) und eine Eisennadel (Nr. 3). Nach Abdeckung dieses Steinpflasters stiess man auf eine brunnenartige Steinfassung von demselben Grundriss wie das Steinpflaster. Sie war aus kopfgrossen und noch mächtigeren Rollsteinen aufgebaut, wobei die grösseren Steine im unteren Teil der Steinfassung lagen. Die Wände dieser Steinfassung waren von innen steil, von aussen zum Boden hin schräg abfallend. Sie waren mit Lehm abgedichtet. Die Höhe der Steinfassung betrug 2,60 m, so dass sich ihr Boden 3,20 m tief befand. Dieser Boden bestand wieder aus einem auf Lehm gebetteten Rollsteinpflaster aus kopfgrossen und kleineren Steinen. Im Inneren dieses Ganzen befand sich zuoberst eine Schicht gebrannten Lehms, darunter in der Mittelpartie der Füllung und als Hauptmasse eine Menge Holzasche und zuunterst

eine Kalkschicht, die muldenförmig eingewölbt war. Ausserhalb des Gefässes lag kein Leichenbrandrest. Der gebrannte Lehm und die Holzkohle weisen auf einen Verbrennungsplatz(?) hin. — Abb. 5. — 1. Jahrhundert vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 21a) Kleiner Henkelnapf mit kleinem, randständigem Bandhenkel mit verbreiterten Ansätzen (etwas X-förmig). Mit ausladendem, verdicktem Mündungsrand. Dickwandig, braun mit schwarzen Flecken, gemagert. Standboden eben. Geglüht und stark verzogen. — Gr. H. 9,4 cm; Gr. W. 13,9 cm; Mdm. 13,3 cm.
Nr. 2. (Abb. 21b) Eiserne Fibel mit gebogenem, drahtförmigem Bügel, mit unterer Sehne und rahmenartigem Nadelhalter. Von der Spiralrolle sind nur 2 Windungen erhalten. Mehrfach zerbrochen und durch Rost stark beschädigt. Gr. L. 6,1 cm; Gr. Br. 2,7 cm.
Nr. 3. (Abb. 21c) Ein Stück Eisendraht an einem Ende mit vierkantigem, bandförmigem Schaft. Stark geblüht (von Nadel oder Fibel?). — Erhaltene L. 6,2 cm.

Grab 25. Brandgrab (?). Von H. Kümpel geborgen. In 90 cm Tiefe lagen ohne Beigefässe folgende Geräte beisammen: Eine Eisenfibel (Nr. 1), ein Schnallenrest (Nr. 2), eine Eisennähnadel (Nr. 3), ein Beinkammrest (Nr. 4), ein kleiner Ring (Nr. 5) und ein Eisenringbeschlag (Nr. 6). — Anfang des 3. Jahrhunderts nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 22b, c) Eiserne Kniefibel mit vierkantigem Drahtbügel, der fast rechtwinklig geknickt ist und am oberen Ende einen breiten, trapezförmigen, quergerieften Kopfkamm trägt. Daran schliesst sich der Ring für die Aufnahme einer nicht vorhandenen Achse mit Spiralrolle. Weitere angerostete Reste sind völlig unkenntlich. Am Fussende befindet sich ein hoher, rechteckiger, voller Nadelhalter mit der zerbrochenen Nadel. — L. 6,9 cm.
Nr. 2. (Abb. 22a) Rest einer rechteckigen Eisenschnalle. Stark geblüht. — Gr. Br. 4,6 cm.
Nr. 3. (Abb. 22d) Kleine, eiserne Nähnadel, die am Öhr abgebrochen ist. Rundstabig. — Erhaltene L. 5,7 cm.
Nr. 4. (Abb. 22e) Rest eines halbrunden Beinkammes mit beidseitig verzierter Griffplatte und ausgebrochenen Zinken. Auf einer Seite 2 Längsfurchen, auf der anderen nur 1 sichtbar.
Nr. 5. (Abb. 22f) Kleiner, eiserner Ring, der mit Leichenbrandresten zusammengebacken ist. — Gr. L. 3,3 cm; Gr. Br. 3 cm.
Nr. 6. Offener, bandförmiger Ring aus gut erhaltenem Eisen (ob rezent?).

Grab 26. Brandgrubengrab (?). Während der Kriegshandlungen geborgene Reste, die von Soldaten zu einem Häufchen zusammengelegt waren und wohl zu einem Brandgrubengrab gehören, da sie wahrscheinlich von einer Stelle stammen. Am 10. 7. 1941 geborgen: Etwa 20 geglühte Scherben von wenigstens drei Gefässresten (Nr. 1), eine Handvoll Leichenbrand eines Erwachsenen, der vom holzkohlehaltigen Sand geschwärzt ist (Nr. 2) und einige Holzkohlenreste (Nr. 3). — Übergang vom 2. zum 3. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 22g) Randscherben eines ziemlich dünnwandigen, doppelkonischen Schalengefässes mit auswärts geschwungenem Rand, konischem Halsteil, der unter der Kannelur von der schrägen, verzierten Schulter abgesetzt ist. Auf der Schulter punktgefüllte Winkelbänder. Auf dem Umbruch Schrägkerben. Hellrot, glatt, sandig, gemagert. Wdst. 0,5 cm.
Nr. 1a. Scherben eines mittelgrossen, hellroten Gefässes unbekannter Form.

Grab 27. Brandgrubengrab (?). Fundumstände wie bei Grab 26. Inhalt: Eine geglühte Schale (Nr. 1), ein Mäandergefässcherben (Nr. 2), ein Tonwirtel (Nr. 3) und eine Handvoll Leichenbrand von einem Erwachsenen mit holzkohlehaltigen Sandspuren. — 1. oder 2. Jahrhundert nach Zw.

Nr. 1. (Abb. 23b, c) Oberteil (Randscherben) eines Napfes (Schale?) mit eingezogenem Mündungsrand. Unterhalb des Randes eine unregelmässige Furche. Rotbraun, etwas geglüht und verzogen, ziemlich glatt, gemagert. — Gr. W. 18,1 cm; Erhaltene H. 6,6 cm.
Nr. 2. (Abb. 23e) Schulterscherben eines grossen Trichtergefässes mit eingestochener, wohl echter Mäanderverzierung. Schwarz, glänzend, glatt, gemagert. — Wdst. 0,8 cm.
Nr. 3. (Abb. 23d) Linsenförmiger Tonwirtel. Braun, glatt, gemagert. — Gr. W. 3,5 cm; H. 2,2 cm.

Grab 28. Brandgrubengrab (?). Fundumstände wie bei Grab 26. — Inhalt: Etwa 30 Scherben von geglühten Gefässresten (Nr. 1), farbige geschmolzene Glasperlen (Nr. 2) und eine Handvoll Leichenbrand eines Erwachsenen. — Anfang des 3. Jahrhunderts nach Zw.

Nr. 1a. (Abb. 23f) Randscherben eines steilwandigen Gefässes mit geradem Mündungsrand und gerauhter Aussenseite. Unterhalb des Mündungsrandes ein Loch mit konischer Durchbohrung. Braun, uneben, gemagert. — Wdst. 0,7 cm
Nr. 1b. Mittelscherben eines Gefässes mit scharfem Umbruch. Braun, glatt, gemagert. Z. T. geglüht.
Nr. 1c. Mittelscherben eines mit Linien verzierten Gefässes. Hellrot, glatt, gemagert.
Nr. 1d. Verschiedene Randscherben mit meist gleichmässigem (sehr selten verdicktem) Mündungsrand.
Nr. 1e. Dickwandige Scherbenreste von geglühten Gefässen.
Nr. 2. Tropfenförmige, geschmolzene grünliche, bläuliche und rötliche Glasperlenreste.

Grab 29. Brandgrubengrab. Am 10. 7. 1941 untersucht. Unter der Waldbodendecke von etwa 20 cm Stärke kam der ovale Umriss der mit Holzkohleresten gefüllten Grube zum Vorschein (Dm 1,50 × 1,20 m.) Die im Profil muldenförmige Grube reichte von der einstigen Erdoberfläche 60 cm hinab. Inhalt: Scherben von wenigstens 5 Gefässen, wobei aber von jedem nur ein geringer Teil erhalten war (Nr. 1), einige Leichenbrandreste mit Spuren holzkohlehaltigen Erdreiches und einige Holzkohlereste (Nr. 2). — Abb. 5. — 1. Jahrhundert vor Zw.

Nr. 1. (Abb. 23g) Schulterscherben mit einem Zierband mit stichgefüllten Dreiecken. Rotbraun, glatt, gemagert. Wohl von einer Terrine. — Wdst. 0,6 cm.
Nr. 1a. Bodenstück eines kleinen Gefässes mit ebenem Standboden. Oberfläche rauh, braun, gemagert.
Nr. 1b. Kleine Scherben verschiedener mittelgrosser Gefässe.
Nr. 1c. Scherben eines grossen, mit Schlick gerauhten Vorratsgefässes. Braun, Bruch schwärzlich, innen glatt, gemagert.
Nr. 2. Kleine Holzkohlereste.

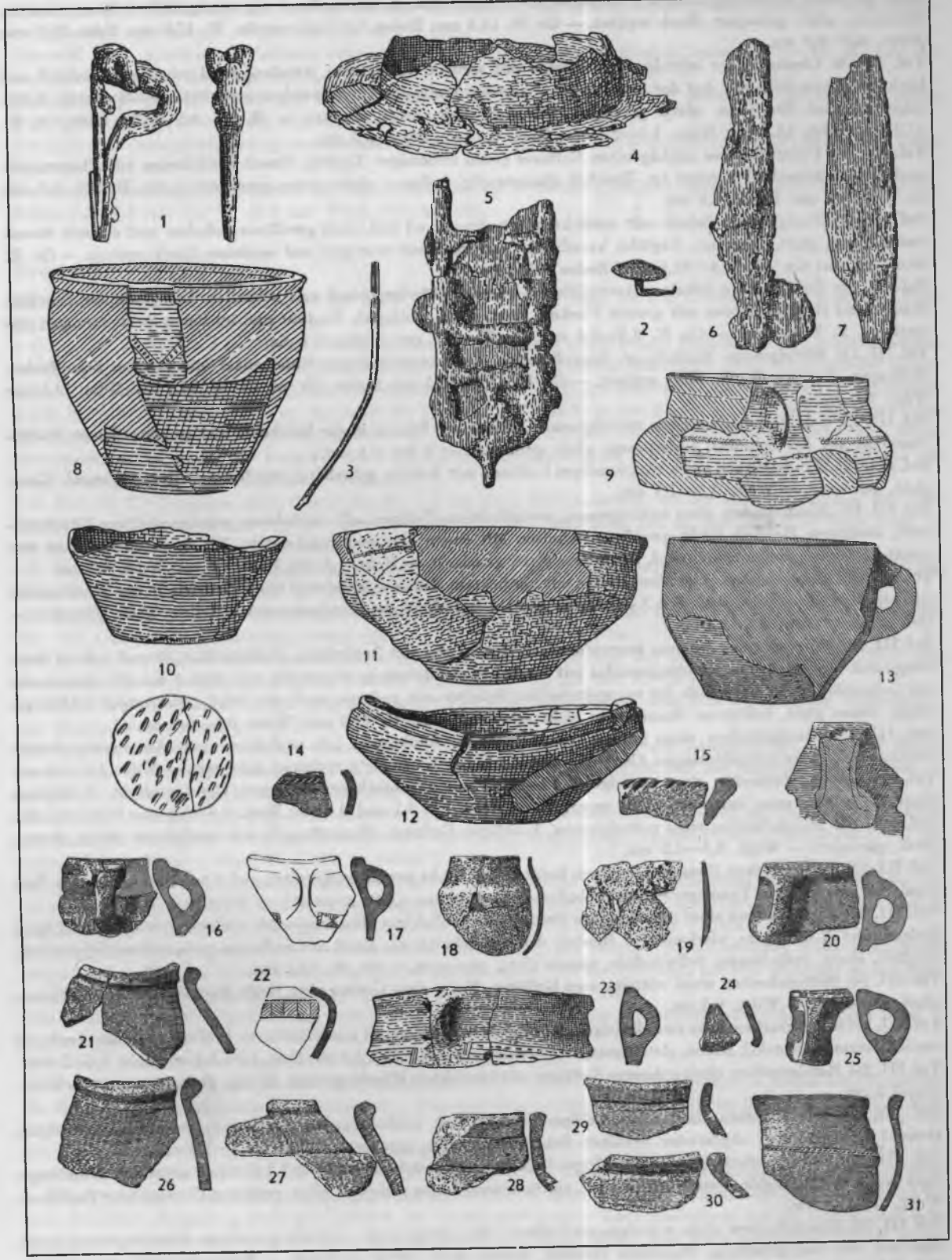
Grab 30. Brandgrubengrab. Am 10. 7. 1941 von Dr. K. Jazdzewski (wie 26—29) untersucht und geborgen. Unter der früher entfernten 20 cm starken Humusschicht kam der Umriss einer unregelmässig ovalen, muldenförmigen Grube von 1,57 × 0,94 m Dm. mit etwa 50 cm Tiefe zum Vorschein. In dem von Holzkohleresten geschwärzten Erdreich befanden sich Scherben von wenigstens 4 Gefässen, die nur zum kleinen Teil vorhanden sind, einige waren geglüht (Nr. 1) und nur zwei kleine Leichenbrandreste eines Erwachsenen. — Abb. 5. — Um die Zeitwende.

Nr. 1a. (Abb. 23a) Randscherben eines grossen, gerauhten Topfes mit verdicktem, kurzem, steilem Mündungsrand und gerauhter, gewölbter Schulter. Innen glatt. Rauhung geht bis zum Mündungsrand. Braun, gemagert. — Wdst. 0,9 cm.
Nr. 1b. Mittelscherben von mittelgrossen und kleinen Gefässen. Hellrot, glatt, gemagert. — Noch einige gerauhte Scherben.

Einzelfunde

Spätlatènezeit; Tafel III:

Taf. III, 1: Eiserne Drahtfibel mit stark geschweiftem, wohl rundstabigem Bügel, unterer Sehne und vollem, am Ende mit drei Strichen verziertem und mit einer Strichlinie umrahmtem Nadelhalter. Verrostet, dadurch Bügel unkenntlich. — L. 4,9 cm.
Taf. III, 2: Eiserne Niete mit grossem, flachgewölbtem Kopf. Nagel umgebogen. Von einem Schildbuckel der Latènezeit.
Taf. III, 3: Eiserne Nähnadel mit abgebrochenem Öhr. Etwas verbogen. — Erhaltene L. 7,7 cm.
Taf. III, 4: Grosser, eiserner Schildbuckel mit breitem Rand und einem erhaltenen, flachen, scheibenförmigen Nietstift, der unten abgebrochen ist. Rings um den Rand laufen wenigstens 12 Nietlöcher. Oberteil des Schildbuckels fehlt. Durch Rost zerstört. Randbreite 2,7 cm.
Taf. III, 5: Scheidenende mit Ortband aus Eisen. Ebenso wie das Scheidenende aus Grab 17, Nr. 3. Von dem zusammengerollten, zweischneidigen Eisenschwert mit glockenförmigem Griffansatz ist nur das Scheidenende mit dem Ortband aus Eisen erhalten. Die Scheidenplatten werden durch Blecheinfassungen an den Rändern zusammengehalten. Diese sind auf beiden Seiten durch Querstege in regelmässigen Abständen zusammengehalten. Das Leiterornament schliesst mit einem breiten, fast rechtwinkligen Scheidenende ab, dessen Ortband aber in einer seitlich abgeflachten, scheibenförmigen Spitze fortgesetzt ist. Über der Spitze sitzt beidseitig ein Zierdreieck aus Randblech, das mit einem zungenförmigem Fortsatz verziert ist. Stark geblüht und ein Teil des Randbleches abgebrochen. Verzierung nicht mehr erkennbar. — Erhaltene L. 10,5 cm; Br. 3,8 cm.
Taf. III, 6: EisernesMesser mit beschädigter Schneide und abgebrochenem Griff. Stark geblüht. — Gr. L. 10,6 cm.
Taf. III, 7: Eisernes Messer mit an dem Schneidenteil verlaufendem Griffdorn. Spitze und Dorn abgebrochen. Durch Rost stark beschädigt. — Erhaltene L. 10,3 cm.
Scherbenmaterial eines einheitlichen Formenvorrates, dessen Typen folgende sind:



STARA WIES: EINZELFUNDE DER SPÄTLATÈNEZEIT AUS DEM OSTGERMANISCHEN GRÄBERFELD. — NR. 1 ⅔; 2, 4, 10, ⅓; 3, 5—7 ½; 8, 9, 11—31 ¼ NAT. GR.

Taf. III, 8: Mittelgrosser Napf (wohl Henkelnapf gewesen?) mit auswärts gebogenem, schrägem Mündungsrand, leicht gewölbter Wandung, ebenem Standboden. In Schulterhöhe ein breites Band mit strichgefülltem Sparrenmuster. Rotbraun, glatt, gemagert. Stark ergänzt. — Gr. H. 14,4 cm; Boden 7,7—8,0 cm; Gr. W. 17,0 cm; Mdm. 16,9 cm; Wdst. 0,5—0,6 cm.

Taf. III, 9: Oberteil einer mittelgrossen Terrine mit steilem, verdicktem Mündungsrand, niedrigem Halsteil und leicht gewölbter Schulter. Auf der Schulter ein waagrecht laufendes Tannenzweigmuster. Mit randständigem, X-förmigem Henkel. Rotbraun, glatt, gemagert. Unterteil fehlt. Stark ergänzt. — H. 8,6 m; Boden fehlt; Gr. W. 17,2 cm; Mdm. 13,5 cm; Hebr. 1,0—2,4 cm; Hest. 0,8 cm; Wdst. 0,7 cm.

Taf. III, 10: Unterteil eines mittelgrossen Gefässes (wohl eiförmigen Topfes), dessen Standboden mit Fingernageleindrücken flächenhaft verziert ist. Ziemlich dünnwandig, hellgrau, glatt, etwas gemagert. — Gr. H. 5,2—4,9 cm; Gr. W. 10,9 cm; Boden 6,0 cm.

Taf. III, 11: Zweigliedrige Schale mit verdicktem Mündungsrand und leicht gewölbter Schulter und ebenem Standboden. Grau, glatt, gemagert. Geglüht, verschlackt und im Feuer verzogen und zerrissen. Stark ergänzt. — Gr. H. 10,0—0,9 cm; Gr. W. 20,6—21,6 cm; Boden 7,5 cm.

Taf. III, 12: Zweigliedrige Schale mit verdicktem, ebenem Mündungsrand und schmaler, hochgewölbter Schulter. Standboden eben. Rotbraun mit grauen Flecken, glatt, etwas gemagert. Geglüht und im Feuer stark verzogen und zerrissen. Z. T. ergänzt. — Gr. H. 8,2—8,4 cm; Gr. W. 19,6 cm; Boden 7,7 cm.

Taf. III, 13: Mittelgrosser Henkelnapf, doppelkonisch, mit unterständigem Bandhenkel und ebenem Standboden. Hellbraun, glatt, gemagert. Stark ergänzt. — Gr. H. 11,0—10,5 cm; Boden 7,9 cm; Gr. W. 14,2 cm; Mdm. 13,1 cm; Wdst. 0,8 cm.

Taf. III, 14: Schulterscherben eines mittelgrossen Gefässes mit Furche in der Halskehle und eingestochenem Fiederornament auf der Schulter. Lederbraun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5 cm.

Taf. III, 15: Randscherben eines dickwandigen Gefässes mit kräftig gekerbtem, verdicktem Mündungsrand. Grau, glatt, gemagert. — Wdst. 1,0—1,5 cm.

Taf. III. 16: Randscherben eines mittelgrossen, zweigliedrigen Gefässes mit verdicktem, schräggestelltem Mündungsrand, niedrigem Halsteil, leicht gewölbter Schulter. Mit einem Zierband ausgestattet. Mit randständigem, an den Ansätzen verbreitertem Stabhenkel. Rotbraun, glatt, gemagert. — Hebr. 1,3 cm; Hest. 1,0 cm; Wdst. 0,6 cm.

Taf. III, 17: Randscherben einer Henkeltasse mit verdicktem Mündungsrand und einer Zierleiste in der Schulterhöhe mit strichgefüllten Dreiecken. Mit X-förmigem Henkel unterhalb des Mündungsrandes. Hellrot, glatt, gemagert. — Hel. 3,5 cm; Hebr. 0,7—2,2 cm.

Taf. III, 18: Oberteil eines grossen, tonnenförmigen Rauhtopfes mit konischem, glattem Halsteil und steilem Mündungsrand. Unterhalb des Mündungsrandes mit 5 erhaltenen Löchern in Abständen von etwa 3 cm. Die Aussenseite des Gefässkörpers ist unterhalb der unregelmässigen Schulter mit grobem, stark mit Sand gemagertem Schlick gerauht. Innen glatt, hellbraun. Standboden nicht erhalten. — Gr. H. 19,8 cm; Wdst. 0,6—0,9 cm.

Taf. III, 19: Randscherben eines grossen, tonnenförmigen Rauhtopfes mit schlickgerauhter Aussenseite, steilem Mündungsrand, der in regelmässigen Abständen durchlocht ist. Innen glatt, rotbraun, gemagert. — Wdst. 0,4—0,9 cm.

Taf. III, 20: Randscherben eines mittelgrossen Gefässes mit abgebrochener Zierleiste. Rand verdickt, X-förmiger Henkel. Geglüht, grau, innen rot, glatt, gemagert. — Hebr. 1,3, 3,1 und 2,8 cm; Hest. 0,9—1,4 cm; Wdst. 0,6 cm.

Taf. III, 21: Randscherben eines mittelgrossen, bauchigen Gefässes (Henkelkrug?) mit verdicktem Rand. Braun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—1,0 cm.

Taf. III, 22: Randscherben eines mittelgrossen Gefässes mit leicht gewölbter Schulter, auf deren Umbug sich ein Zierband mit eingeritztem Tannenzweigmuster befindet. Lederbraun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,4—0,5 cm.

Taf. III. 23: Randscherben einer mittelgrossen Terrine mit verdicktem Mündungsrand, steilem, wulstigem, niedrigem Halsteil und X-förmigem, vierkantigem Henkel. Auf der Schulter ein Band mit mehreren waagrechten Stichreihen. Geglüht, rissig, aufgeblasen. Schwärzlich, aussen glatt, gemagert. — Gr. W. 15,2 cm.

Taf. III, 24: Mittelscherben eines mittelgrossen Gefässes. Unter dem Umbug eine Reihe Punktverzierungen. Braun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5 cm.

Taf. III, 25: Randscherben eines zweigliedrigen, mittelgrossen Gefässes mit randständigem, kräftigem, an den Ansätzen verbreitertem Stabhenkel. Braun, glatt, gemagert (Krausengefäss?). – Hel. 4,7 cm; Hest. 1,0—1,2 cm; Hebr. 1,4 – 2,4 cm.

Taf. III, 26: Randscherben eines grösseren Gefässes mit verdicktem Mündungsrand. Braun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—1,2 cm.

Taf. III, 27: Randscherben eines mehrgliedrigen Gefässes mit verdicktem Mündungsrand, konischem, wulstigem Halsteil und schmaler, abgesetzter Schulter. Schwärzlich, glatt, gemagert. — Wdst 0,7—1,4 cm.

Taf. III, 28: Randscherben eines mehrgliedrigen Gefässes mit verdicktem Rand und 2 Furchen unter dem Mündungsrand und in der Halskehle. Aussen schwärzlich, mattglänzend, innen rotbraun, glatt, gemagert (Terrine oder Topf?). — Wdst. 0,6—1,1 cm.

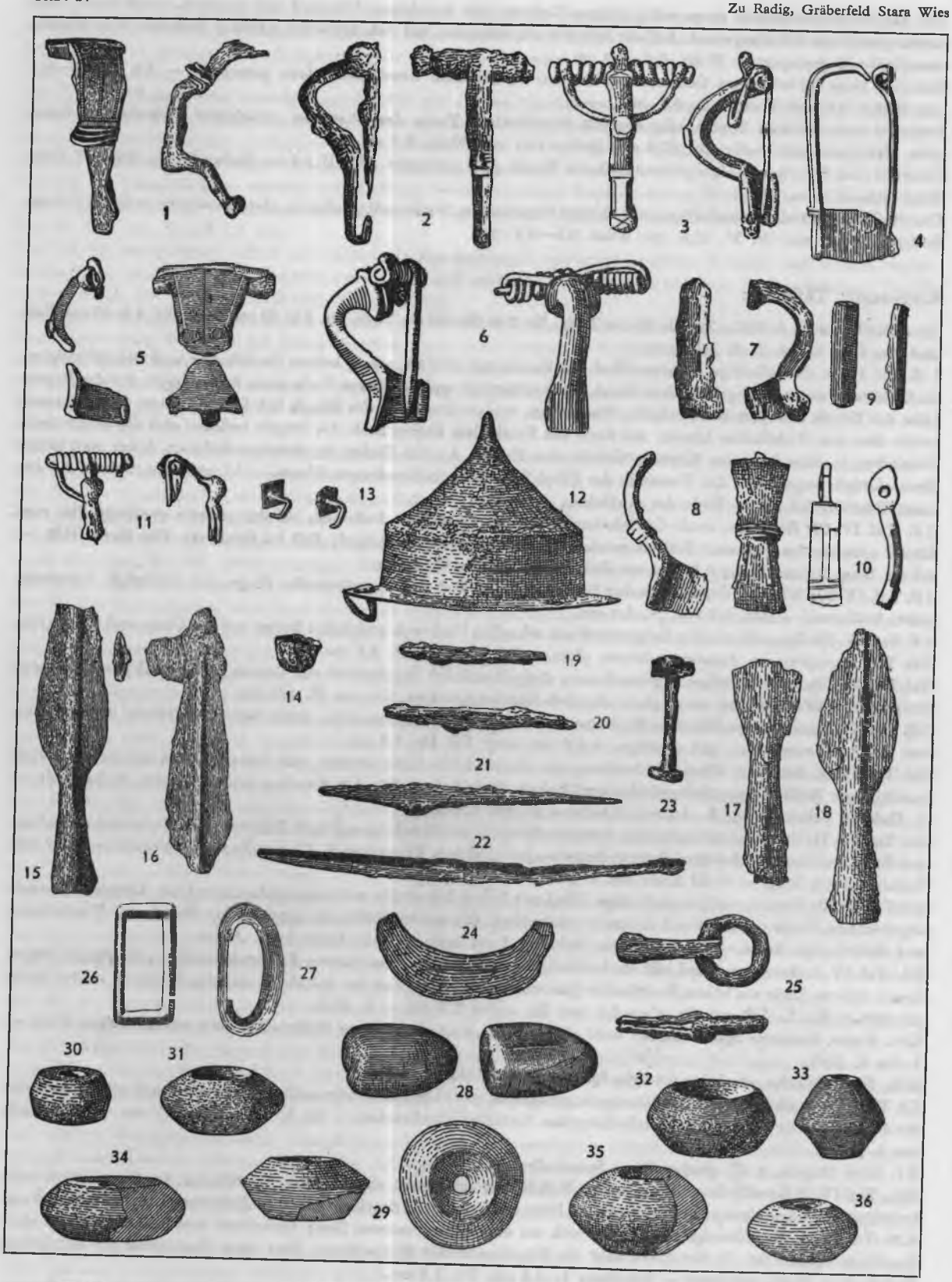
Taf. III, 29: Randscherben eines mittelgrossen Gefässes mit schräg nach auswärts gestelltem Mündungsrand, unter dem sich eine unregelmässige Halskehle befindet. Braun, glatt, etwas gemagert. — Wdst. 0,6—0,7 cm.

Taf. III, 30: Randscherben eines grossen Gefässes mit verdicktem Rand. Schwärzlich, mattglänzend, gemagert. — Wdst. 0,7—1,2 cm.

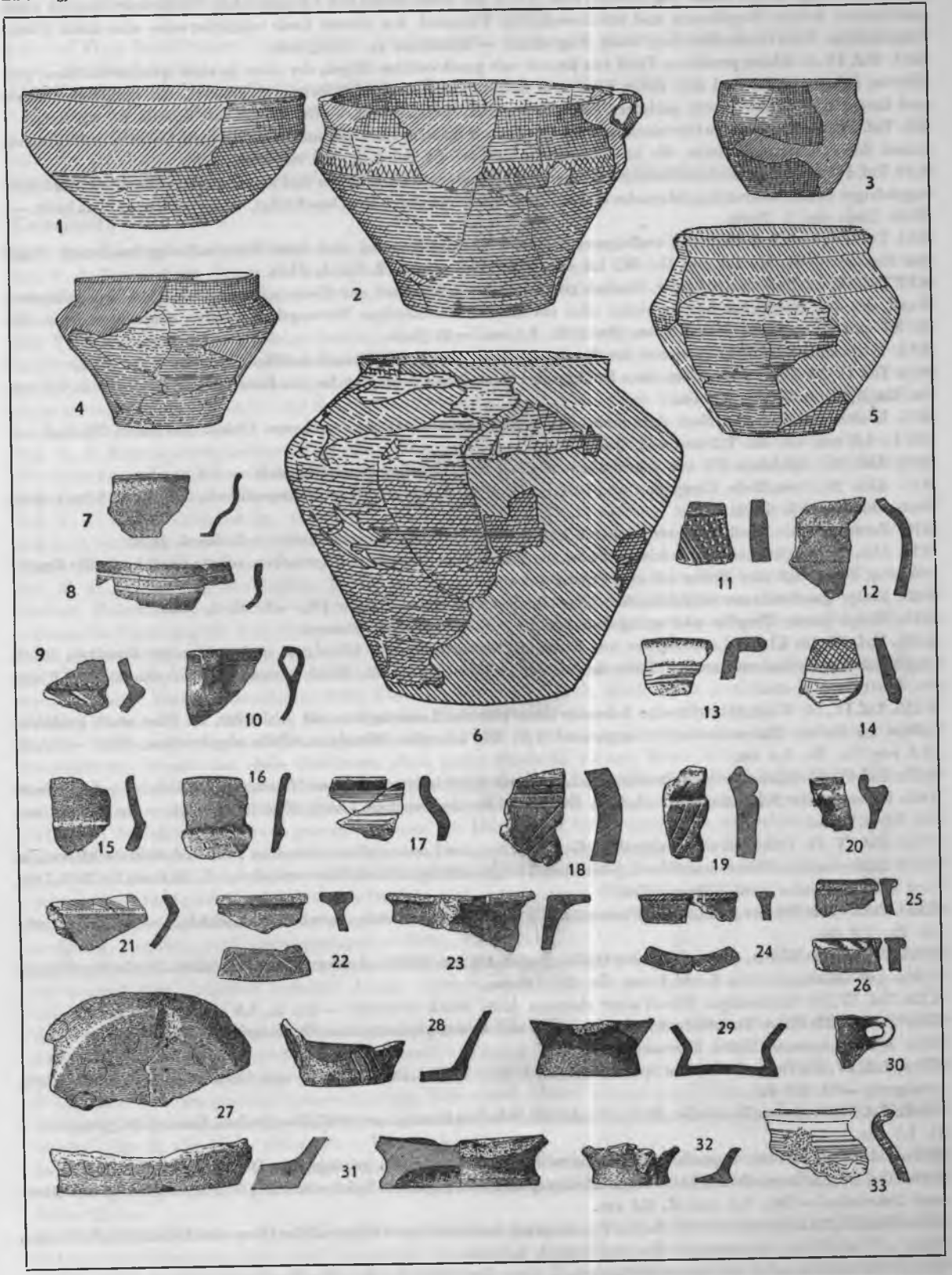
Taf. III, 31: Randscherben eines weitmundigen Gefässes mit bauchigem Unterteil und geradem, verdicktem, nach aussen gestelltem Mündungsrand. Auf der Schulter ein schmales, mit Schrägstichen gefülltes Zierband. Schwärzlich, mattglänzend, gemagert. — Wdst. 0,4—0,9 cm.
Unterteil eines mittelgrossen Gefässes mit ebenem Standboden. Graubraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 4,0—6,1 cm; Boden 6,8 cm; Wdst. 0,6—0,7 cm.
Unterteil eines grossen Topfes mit ebenem Standboden. Form des Oberteiles unbekannt. Schwärzlich, innen grau, glatt, gemagert. — Gr. Br. 25,4 cm; Boden 13,1 cm; Wdst. 0,9 cm.
Unterteil ohne Standplatte eines grossen Gefässes. Braun, glatt, gemagert. — Gr. H. 5,9 cm; Boden 7,9 cm; Mdm. 17, 5 cm; Wdst. 0,6—0,7 cm.
Unterteil eines mittelgrossen Gefässes mit ebenem Standboden. Steilwandig, hellgrau, glatt, gemagert. — Gr. H. 8,0 cm; Boden 7,2—7,5 cm; Gr. W. 12,6 cm; Wdst. 0,6—0,8 cm.

Kaiserzeit; Tafel IV:

Einzelfunde bis 19. 4. 1941. Nr. 1 in 80 cm Tiefe, Nr. 2 in 60—80 cm Tiefe, Nr. 3 in 50 cm Tiefe, Nr. 4 in 80 cm Tiefe und Nr. 5 in 50 cm Tiefe geborgen.
1 E. Taf. IV, 3: Zweigliedrige Armbrustfibel aus Bronze mit vollem, wenig hohem Nadelhalter und bogenförmigem, im Unterteil waagrecht abgeknicktem Bügel, der facettiert ist und am oberen Ende einen Knopf trägt. Auf der Bogenhöhe des Bügels eine plastische Scheibe. Das untere, waagrechte Ende des Bügels hat Längsfacetten. Das Fussende reicht über den Nadelhalter hinaus. Am Ende des Fusses, am oberen Ende des Bügels befindet sich die eingravierte Verzierung je eines liegenden Kreuzes. Grünbraune Patina. An den Enden der durchgeschobenen Achse sind kleine Bronzeknöpfe angenietet. Am Fussende der Fibel Spuren angeschmolzenen Glases. — 4,7 cm lang; Spirale 3,7 cm lang; Bügelbr. 0,5 cm. — Ende des 4. Jhdts.
2 E. Taf. IV, 27: Bronzene, ovale Gürtelschnalle, auf der einen Seite halbrund, auf der anderen gradlinig. Der vom Gürtel umschlossen gewesene Teil ist rundstabig und dünn, der halbrunde Teil ist facettiert. Der Dorn fehlt. — 4,5 cm lang; 2,2 cm breit; 0,3—0,4 cm dick. — Anfang des 5. Jhdts.
3 E. Taf. IV. 30: Kleiner, doppelkonischer Spinnwirtel aus Ton mit abgeplattetem Ober- und Unterteil. Feintonig, glatt, hellbraun. — Dm. 2,7 cm; H. 1,6 cm.
4 E. Taf. IV, 29: Doppelkonischer Spinnwirtel mit scharfem Umbruch und tiefen Dellen auf der Ober- und Unterseite. Ein Teil abgesprungen. Feintonig, braun, glatt. — Dm. 4,2 cm; H. 2,1 cm.
Taf. IV, 36: Ein linsenförmiger, verwaschener, doppelkonischer Spinnwirtel mit flachen Dellen auf der Ober- und Unterseite. Etwas geglüht, grau, glatt, ziemlich feintonig. — Dm. 3,6 cm; H. 1,8 cm.
5 E. Taf. IV, 24: Halbmondförmiges Rasiermesser mit zwei sich verjüngenden, dann aber etwas schräg abgeschnittenen Enden. Feuerpatina, gut erhalten. — 6,0 cm lang; Gr. Br. 2,8 cm.
K1. Taf. IV, 5: Bronzene Fibel mit breitem, am oberen Ende verbreitertem, mit Längsstrichen verziertem Bügel, zweilappiger Rollenkappe, Sehnenhülse und hohem Nadelhalter. Bügel zerbrochen und verbogen. Nadel fehlt. — 2. Jhdt. — Erhaltene gr. L. 4,1 cm; erhaltene gr. Br. 2,9 cm.
K2. Taf. IV, 11: Bronzene, zweigliedrige Armbrustfibel mit zerschmolzenem Bügel. Fussende und Nadel nicht erhalten. Am Ende der durchgeschobenen Spiralrollenachse je ein kleiner Bronzeknopf. Kleiner Typus. — Erhaltene L. 2,2 cm; Spirale 2,1 cm lang. — Wohl Ende des 3. Jhdts.
K3. Taf. IV, 2: Eiserne, wohl zweigliedrige Fibel mit langer Spiralrolle und umgeschlagenem Fuss. Unteres Fussende abgebrochen. Stark verrostet und dadurch unkenntlich. Die untere Hälfte des geschweiften Bügels mit Querwülsten und facettiertem Ende. — Gr. L. 5,1 cm; Spirale 3,2 cm lang. — Wohl Ende des 3. Jhdts.
K4. Taf. IV, 4: Bronzene Fibel mit drahtförmigem, facettiertem, am oberen Teil rechtwinklig gekmicktem Bügel, dessen unteres Ende am hohen Nadelhalter Querwülste aufweist. Von der Spiralrolle nur eine Windung an der Nadel erhalten. — Gr. L. 5,2 cm; Br. oben 1,7 cm; Br. unten 2,3 cm. — 3. Jhdt.
K5a. Kurze, bronzene Spiralrolle mit wohl oberer Sehne und vierkantiger Rollenachse einer zweigliedrigen Fibel. — 3. bis 4. Jhdt.
K5b. Eine ähnliche, stark beschädigte Spiralrolle. — 3. bis 4. Jhdt.
K6. Taf. IV, 10: Oberteil eines bandförmigen, gebogenen, mit Facetten und Querrillen verzierten Bügels mit Ringscheibe für die nicht mehr vorhandene Spiralrollenachse. Unterteil abgebrochen. — Gr. L. 3,5 cm; Br. 2,8 cm. — Wohl Ende des 3. Jhdts.
K7. Zwei längere, z. T. geschmolzene Spiralrollen.
K8a. Taf. IV, 7: Gewölbter und am hohen Nadelhalter waagrecht abgeknickter, facettierter, im Querschnitt halbkreisförmiger Bügel einer wohl zweigliedrigen Fibel aus Bronze (?). Stark patiniert. — Erhaltene L. 3,7 cm; Br. 1,3 cm.
K8b. Taf. IV, 8: Bandförmiger Bügel, der sich am oberen und unteren Ende verbreitert und im Oberteil mit einer Randlinie verziert ist. In der Mitte sitzt ein Bügelkamm mit Querwülsten. Rest einer Bronzefibel (?) mit hohem Nadelhalter. Stark patiniert. — Erhaltene L. 4,2 cm; Br. 1,3 cm.
K8c. Taf. IV, 1: Zwei gleichartige, im Scheiterhaufenfeuer stark geschmolzene, bandförmige Bügel eines Bronzefibelpaares. Der besser erhaltene Bügel mit Sehnenhülse und Rollenkappe, die auf der Unterseite festgenietet ist.



STARA WIES: EINZELFUNDE DER KAISERZEIT AUS DEM OSTGERMANISCHEN GRÄBERFELD. — NR. 1, 14, 19 bis 36 ½; 2—5, 7—11 ⅔; 6 ⅓; 12, 13, 15—18 ⅓ NAT. GR.



STARA WIES: KERAMIK (EINZELFUNDE) AUS DEM OSTGERMANISCHEN GRÄBERFELD, VORWIEGEND KAISERZEITLICH; NR. 33 FRÜHGESCHICHTLICH. — 1—5, 7—26, 33 ¼; 6 ⅛; 27—29, 31, 32 ⅓; 30 ⅛ NAT. GR.

Der bandförmige Bügel ähnelt am meisten dem Bügel der Augenfibeln mit Längsstrichen verziertem Oberteil, stark profiliertem, hohem Bügelkamm und strichverziertem Unterteil. Am oberen Ende möglicherweise eine durch Patina unkenntliche Punktkreisverzierung einer Augenfibel. — Erhaltene gr. L. 6,2 cm.

K8d. Taf. IV, 6: Kleine profilierte Fibel aus Bronze mit geschweiftem Bügel, der oben in einer quergewulsteten, profilierten Scheibe endet und sich unten über dem hohen Nadelhalter blattförmig verbreitert. Mit umgelegter Sehne und langer Spiralrolle. Etwas patiniert, aber Feder und Nadel intakt. — Gr. L. 2,9 cm; Spirale 2,7 cm lang.

K9. Taf. IV, 26: Rechteckige Gürtelschnalle aus Bronze mit flachem Unterteil und dachförmigem Oberteil des Rahmens, ausser der rundstabigen Seite, die im Gürtelleder sitzt. — 4,1 cm lang; 2,0 cm breit.

K10. Taf. IV, 25: Schmaler, bandförmiger Riemenbeschlag mit zwei Eisennieten und eingehängtem Eisenring. Vielleicht zugehöriger zweiter Riemenbeschlag oder Haken, zerbrochen und durch Rost beschädigt. — 5,1 cm lang; 2,5 cm breit.— Wohl Ende des 2. Jhdts.

K11. Taf. IV, 14: Eimerförmiges, verbogenes Bronzeblech eines Knopfes oder einer Niete mit abgebrochenem Nagel aus Bronze. — Gr. H. 1,2 cm; Gr. W. 1,6 cm; Wdst. 0,5 mm. — 2. bis 3. Jhdt.

K12. Taf. IV, 12: Spitzauslaufender, konisch geschweifter Schildbuckel aus Eisen mit hohem Kragen und schmalem Rand, der drei Nietlöcher hat; in einem sitzt ein kleiner, flachköpfiger Nietnagel, der unten umgebogen ist. — Gr. H. 9,7 cm; Kragenhöhe 3,1—3,8 cm; Rand-Br. 1,6 cm. — 2. Jhdt.

K13. 2 zusammengerollte, bronzene, im Profil halbkreisförmige Schildrandbeschläge. Je etwa 3 cm lang.

K14. Taf. IV 28: Feuerschlagstein eines Rollings aus Quarzit mit Schlagfurche. Im Feuer zerplatzt. — Gr. L. 7,7 cm; Gr. Br. 5,8 cm; Gr. H. 3,9 cm.

K15. Kleiner, rechteckiger Rest eines mehrteiligen Beinkammes mit abgebrochenen Zinken und einem Nietloch. — Gr. L. 1,8 cm; Gr. Br. 1.2 cm. — 3. Jhdt.

K16. Abb. 26: Spielstein (?) aus schwärzlichem Glas, wohl geschmolzene Glasperle. — 1,3 cm lang.

K17. Abb. 26: 5 rundliche Glasperlen und 1 röhrenförmige, durch zwei Querrillen profilierte Glasperle. Schwärzlich, blau und rot. — 3. Jhdt.

K18. Zerschmolzene, in 2 Teile zerbrochene, buntfarbige Perle. Z. T. verschlackt. — 3. bis 4. Jhdt.

K19. Abb. 26: Flache, kubooktaedrische Perle aus weisslichem Gestein mit konischer, schräg durchlaufender Durchbohrung. Länge 1,3 cm; Breite 0,8 cm; Stärke 0,4 cm.

K20. Einige geschmolzene weisslichgrüne Glasscherben von einem Becher (?). — 3. bis 4. Jhdt.

K21. Einige grosse Tropfen und unregelmässige Reste geschmolzener Bronze.

K22a. Taf. IV, 18: Kleine Lanzenspitze aus Eisen mit hervortretendem Mittelgrat und weidenblattförmigem Blatt, abgebrochener Spitze und runder Tülle, in der der Schaftnagel steckt. Stark verrostet. — Erhaltene L. 15,0 cm; Gr. Blatt-Br. 4,0 cm.

K22b. Taf. IV, 16: Weidenblattförmige Schneide einer eisernen Lanzenspitze mit schlanker, im Rost stark geblühter Spitze, an die ein Eisenscheidenrest angerostet war. Mit scharfem Mittelgrat. Tülle abgebrochen, fehlt. — Gr. L. 13,6 cm; Gr. Br. 3,4 cm.

K22c. Taf. IV, 15: Kleine, weidenblattförmige Lanzenspitze mit hervortretendem Mittelgrat, der sich bis auf die runde Tülle fortsetzt. Der Schaftnagel ist erhalten. Die Spitze ist abgebrochen. Durch Rost beschädigt. — Gr. L. 14,9 cm; Gr. Br. 3,7 cm.

K22d. Taf. IV, 19: Tüllenteil einer weidenblattförmigen, eisernen Lanzenspitze mit runder Tülle und wohl dachförmigem Blatt. An der unteren Schneidenhälfte abgebrochen. Tülle beschädigt. Durch Rost verändert. – L. 11,6 cm; Gr. Br. 3,5 cm, a—c möglicherweise auch latènezeitlich.

K23a. Taf. IV, 22: Eiserne Ahle, zur Hälfte rundstabig, zur Hälfte vierkantig. Durch Rost beschädigt. — Gr. L. 14,5 cm. Gr. Br. 0,8 cm.

K23b. Taf. IV, 21: Kleine, eiserne Ahle, zur Hälfte rundstabig, zur Hälfte vierkantig. Stark geblüht. Die feuerpatinierte Spitze gut erhalten. — Gr. L. 10,3 cm; Gr. Br. 1,0 cm.

K23c. Taf. IV, 19: Vierkantiger Schaft einer eisernen Ahle. Stark verrostet. — Gr. L. 4,9 cm; Gr. Br. 0,5 cm.

K24. Taf. IV, 23: Hohe Eisenniete mit einem runden und einem quadratischen Nietknopf. — Nietstift 4,2 cm lang.

K25. Ein faustgrosses Stück Eisenschlacke.

K26a. Taf. IV, 35: Doppelkonischer Spinnwirtel mit kleinen Dellen auf der Ober- und Unterseite. Graubraun, glatt, gemagert. — H. 2,8 cm.

K26b. Taf. IV, 34: Doppelkonischer, flacher Tonwirtel. Scheibenförmig, nur zur Hälfte erhalten. Grau, glatt, gemagert.— H. 1,7 cm.

K26c. Taf. IV, 33: Hoher, doppelkonischer Spinnwirtel, rotbraun, glatt, gemagert. — Dm. 3,0 cm; H. 2,8 cm.

K26d. Taf. IV, 31: Doppelkonischer, unregelmässiger, im Feuer geglühter Spinnwirtel aus Ton mit Dellen an der Ober- und Unterseite. — Dm. 4,1 cm; H. 2.1 cm.

K26e. Taf. IV, 32: Doppelkonischer, flacher Tonwirtel mit flachmuldigen Dellen auf der Ober- und Unterseite. Rotbraun, glatt, z. T. abgelaugt, gemagert. — Dm. 4,3 cm; H. 2,2 cm.

K27. Schildbuckelrand eines Eisenschildbuckels. Kleines Fragment, bei dem die Randbreite nicht zu erkennen ist.

K28. Eiserner Feuerstahl. Unterteil stark mit Rostblüten versehen und unkenntlich. Ösenteil abgebrochen. — Gr. L. 8,7 cm; Gr. Br. 2,7 cm.

K29. Taf. IV, 13: Zwei Nietstifte aus Eisen mit quadratischem Kopf. Dm. 1,2 cm.
K30. Taf. IV, 20: Vierkantiger Schaft einer eisernen Ahle, die durch Rost stark beschädigt ist. — Gr. L. 6,5 cm; St. 0,7 cm.
K33. Taf. IV, 9: Bandförmiger Unterteil eines Fibelbügels aus Bronze mit abgebrochenem Nadelhalter. — Erhaltene L. 2,7 cm; Br. 0,7 cm.
K34a. Bügelrest einer Bronzefibel. Trapezförmiger Kopf der zweigliedrigen Fibel.
K34b. Zerschmolzenes Bronzefragment, stabförmig, wohl von einer Fibel.
K36. Einige kleine Eisenfragmente, völlig durchgerostet.
K37. Ein gelblicher, dicker Glasscherben. Wohl neuzeitlich.
K38. Ein doppelkonischer Spinnwirtel. Graubraun, glatt, gemagert. Zur Hälfte erhalten.

Kaiserzeit; Tafel V:

K39. Scherbenmaterial eines einheitlichen Formenvorrates, dessen Typen folgende sind:
Taf. V, 1: Zweigliedrige Schale mit verdicktem Rand, steilem, niedrigem Halsteil und leicht gewölbtem Unterteil. Standboden eben. Hellrot, glatt, gemagert. — Gr. H. 9,0 cm; Boden 7,3 cm; Gr. W. 18,7 cm; Mdm. 18,5 cm; Wdst. 0,7 cm.
Taf. V, 2: Mittelgrosse, dreigliedrige Terrine mit trichterförmigem Mündungsrand, konischem Halsteil und steilem, trichterförmigem Unterteil. Standboden eben. Über dem Schulterumbruch auf dem Halsteil ein plastisches Band mit Gittermuster. Mit einem randständigen, breiten Bandhenkel. Schwärzlich, mattglänzend, innen schwärzlichgrau, etwas gemagert. — Gr. H. 14,0—13,9 cm; Boden 10,0 cm; Gr. W. 20,8 cm; Mdm. 20,2—19,7 cm; Hebr. 2,3 cm; Hest. 0,8 cm; Wdst. 0,6—0,8 cm.
Taf. V, 3: Kleiner, zweigliedriger Napf mit steilem, niedrigem Halsteil, flachgewölbter Schulter. Standboden eben. Schwärzlichgrau, mattglänzend, etwas gemagert. Stark ergänzt. — Gr. H. 7,4—7,8 cm; Boden 5,5 cm; Gr. W. 10,0 cm. Mdm. 9,2 cm; Wdst. 0,5—0,6 cm.
Taf. V, 4: Kleine, dreigliedrige, schlichte Terrine mit steilem Mündungsrand, niedriger, konischer Schulter und sich stark verjüngendem Unterteil. Standboden eben. Rotbraun, glatt, gemagert. Stark ergänzt. — Gr. H. 7,3—10,3 cm; Boden 7,2 cm; Wdst. 0,8 cm.
Taf. V, 5: Mittelgrosse, dreigliedrige Terrine mit auswärts gebogenem, verdicktem Mündungsrand, niedrigem, konischem Halsteil und gewölbter, schlichter Schulter. Standboden eben. Schwärzlichgrau, glatt, gemagert. Stark ergänzt. Im Feuer geglüht und verzogen. — Gr. H. 12,8—12,4 cm; Boden 7,0 cm; Gr. W. 16,6 cm; Mdm. 14,1 cm; Wdst. 0,8—0,9 cm.
Taf. V, 6: Grosse, zweigliedrige, schlichte Terrine mit steilem, abgesetztem Mündungsrand, breiter Schulter und hoch sitzendem Umbug. Standboden fehlt. Stark ergänzt. Schwärzlich, glatt, etwas gemagert. — Gr. H. 28,5 cm; Boden 15,0 cm; Gr. W. 33,1 cm; Mdm. 21,9 cm; Wdst. 0,9—1,0 cm.
Taf. V, 7: Wandscherben einer Schale mit S-förmigem Profil. Mündungsrand leicht nach auswärts gebogen, Unterteil zwiebelförmig, Standboden eben. Hellbraun, glatt, gemagert. — H. 8,8 cm; Wdst. 0,6 cm.
Taf. V, 8: Grosser Randscherben einer steilwandigen Schale mit zwei breiten, tiefen Furchen auf dem steilen Halsteil. Der Rand etwas verdickt. Geglüht, verzogen, graubraun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,6 cm.
Taf. V, 9: Mittelscherben eines grossen Gefässes mit plastischem Schulterumbruch, der schräggekerbt und oberhalb mit einer Punktreihe verziert ist. Hellgrau, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—1,0 cm.
Taf. V. 10: Henkelscherben eines weitmundigen Gefässes mit schräg nach auswärts gestelltem Mündungsrand und breitem, randständigem Bandhenkel. Schwärzlich, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—0,7 cm.
Taf. V, 11: Mittelscherben eines reichverzierten, grösseren Gefässes mit punktgefüllten Dreiecken und Linienverzierung. Geglüht, grau, glatt, gemagert. — Wdst. 0,9—1,2 cm.
Taf. V, 12: Schulterscherben eines grösseren Gefässes (Terrine ?) mit gewölbter Schulter, auf der sich ein Zierband mit stichgefüllten Dreiecken befindet. Aussen schwarz, mattglänzend, innen stumpf, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—0,8 cm.
Taf. V, 13: Randscherben eines grossen Gefässes mit Mundsaum und waagrechten Furchen unterhalb des Mündungsrandes. Verzogen, geglüht, glatt, grau, gemagert. — Wdst. 0,9—1,2 cm.
Taf. V. 14: Mittelscherben eines mittelgrossen, reichverzierten Gefässes mit plastischer Zierleiste, flächenhaftem Gittermuster und waagrechter Linienverzierung. Schwärzlich, glatt, gemagert. — Wdst. 0,6—0,9 cm.
Taf. V, 15: Randscherben eines zweigliedrigen Gefässes (Schalengefäss?) mit steilem Halsteil und abgesetzter, schlichter Schulter. Braun, abgelaugt, gemagert. — Wdst. 0,5—0,8 cm.
Taf. V, 16: Randscherben eines zweigliedrigen Gefässes (Schalengefäss?) mit steilem, trichterförmigem Hals, leicht ausladendem Mündungsrand. Auf der Schulter plastische Schrägstrichgruppen. Hellrot, dünnwandig, glatt, gemagert. Wdst. 0,6 cm.
Taf. V, 17: Randscherben eines Schalengefässes mit leicht auswärts gebogenem Mündungsrand und mit waagrechten Strichbändern verziertem Hals- und Schulterteil. Rotbraun, Bruch schwarz, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—0,8 cm.
Taf. V, 18, 19: Zwei Mittelscherben eines grossen Gefässes mit Linienverzierung, plastischer, gekerbter Leiste und einer eingestempelten Kreisverzierung. Geglüht, grau, glatt, gemagert. — Wdst. 1,2—1,8 cm.

Taf. V, 20: Randscherben eines kleinen napf- oder schalenförmigen Gefässes mit steilem Mündungsrand und dicht unter dem Rand sitzender zapfenförmiger Öse. Rotbraun, Bruch schwarz, ziemlich glatt, gemagert. — Wdst. 0,4—0,6 cm.
Taf. V, 21: Schulterscherben eines mittelgrossen Gefässes mit Schulterumbruch. Auf der Schulter ein Zierband mit Tannenzweigmuster und einer eingestochenen Punktreihe. Dünnwandig, braun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,4—0,6 cm.
Taf. V, 22: Randscherben eines grossen, terrinenförmigen Gefässes mit breitem Mundsaum, auf dem sich eine Zickzackverzierung befindet. Hellrot, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—2,2 cm; Rand-Br. 2,2 cm.
Taf. V, 23: Randscherben eines sehr grossen Topfes mit breitem Mundsaum und kleinem, randständigem, abgebrochenem Henkel. Unverziert, grau, glatt, gemagert. — Wdst. 0,6—1,5 cm; Rand-Br. 2,8 cm.
Taf. V, 24: Zwei Randscherben eines grossen, weitmundigen Gefässes mit breitem Mundsaum, der oben eine Zickzacklinie trägt und an der Aussenseite schräg gekerbt ist. Auf dem Hals eine waagrechte Zickzacklinie. Geglüht, grau, glatt, gemagert. — Wdst. 1,0 cm.
Taf. V, 25: Randscherben eines mittelgrossen Gefässes mit breitem Mündungsrand. Grau, glatt, gemagert. — Wdst. 0,5—1,2 cm.
Taf. V, 26: Randscherben eines grösseren Gefässes mit waagrechtem Mündungsrand, der aussen schräg gekerbt ist. Grau, glatt, gemagert. — Wdst. 0,7—1,4 cm.
Taf. V. 27: Bodenscherben eines mittelgrossen Gefässes mit eingestempelter Kreisverzierung auf dem ebenen Standboden und auf dem Unterteil des Gefässes. Etwas geglüht, grau, glatt, gemagert. — Wdst. 1,3 cm.
Taf. V, 28: Unterteil eines grossen, roh gearbeiteten Topfes mit unregelmässiger, tief eingerissener Linienverzierung. Hellbraun, unregelmässige Oberfläche, ziemlich hartgebrannt, Standboden eben, gemagert. — Boden 13,0 cm; Wdst. 0,7—2,1 cm.
Taf. V, 29: Fusscherben eines Trichtergefässes mit abgesetztem, konischem Standfuss und ebenem Standboden. Schwärzlich, glatt, gemagert. — Wdst. 0,6—1,6 cm.
Taf. V, 30: Henkelscherben eines dickwandigen, mittelgrossen Napfes mit steilem Mündungsrand und randständigem Stabhenkel Rotbraun, glatt, gemagert. — Hel. 4,5 cm; Hebr. 1,9 cm.
Taf. V, 31: Standring eines grossen Gefässes. Hellbraun, etwas geglüht, glatt, gemagert. — Boden 8,1 cm; Wdst. 0,6—1,0 cm
Taf. V, 32: Standplatte eines grösseren Fussgefässes (Trichtergefäss?). Aussen grau, innen hellrot, geglüht, glatt, gemagert. Boden 7,8 cm; Wdst. 1,7—0,6 cm.
Taf. V, 33: Randscherben eines eiförmigen Topfes mit profiliertem, weit ausladendem Mündungsrand. Auf der Schulter ein breites Furchenband und eine mehrzinkige Wellenbandverzierung. Drehscheibenarbeit, frühgeschichtlich, hellrot, glatt, gemagert. — Wdst. 0,7 cm.

GRABGEBRAUCH

In dem Friedhof von Stara Wies erscheinen sowohl Brandgräber wie Skelett- oder Körpergräber. In die Gruppe der Brandgräber gehören die Urnengräber, die Brandschüttungsgräber und die Brandgrubengräber. Da der Friedhof nach der vorgelegten Fundbeschreibung von der Spätlatènezeit, also dem letzten Jahrhundert vor d. Zw., bis in das 5. Jahrhundert, also durch die Kaiserzeit hindurch, belegt worden ist, betrachten wir zunächst, wieviel Gräber auf die Spätlatènezeit entfallen. Das sind insgesamt nur sechs Brandgräber, zu denen noch zwei aus der Zeit um O (Zeitwende) gezählt werden können. Hiervon ist nur ein Urnengrab (Grab 3) vertreten, das aber nicht einmal ein reines Urnengrab ist, denn es enthielt Brandschüttungsreste, d. h. holzkohlehaltigen Sand. Auch ist es kein typisches Urnengrab, denn es besitzt nicht nur eine Urne und hat zudem Beigefässe, die sonst fehlen (Abb. 2; Taf. II, a/b). Wenn man das Brandschüttungsgrab als Zwischenstufe zwischen Urnengrab und Brandgrube bezeichnet, dann wäre Grab 3 (ebenso wie die späteren Gräber 4 bis 8) eher ein Brandschüttungsgrab. In mehreren Gefässen lag Leichenbrand von ein und demselben Toten.

Spätlatènezeitlich sind nun die fünf Brandgruben Grab 2, 15, 17, 20 und 29; an der Zeitwende stehen die Brandgruben Grab 19 und 30. — Grab 2 (Abb. 2) zeigte ein Leichenbrandhäufchen ausserhalb der vier Beigefässe. — In der Brandgrube des Grabes 15 (Abb. 3) wurden dagegen keine Gefässe bemerkt; zwischen Holzkohlenstückchen und feinen Leichenbrandteilchen lagen die Beigaben aus Eisen u. a. Es war eine der typischen muldenförmigen Brandgruben. — Brandgrube 17 (Abb. 3) enthielt zwei senkrecht eingesteckte Lanzenspitzen

in gleicher Stellung und ein zusammengerolltes Schwert. — Die zerstörte Brandgrube 20 (Abb. 5) enthielt einen Henkelbecher, die muldenförmige Brandgrube 29 (Abb. 5) dagegen nur Scherben, die keine vollständigen Gefässe ergeben. Ihr ovaler Durchmesser betrug 1,50×1,20 Meter. Irgendein Steinschutz konnte bei allen genannten Gräbern nicht beobachtet werden.

Abb. 12. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 8. — a, b ⅓; c, d 1/5; e ½; f ⅔ nat. Gr.

In die Kaiserzeit gehören eigentlich auch nur drei reine Urnengräber (Grab 1, 5 und 13), während die weiteren vier mit Brandschüttungen (Grab 4, 6, 7, 8) ausgestattet sind. Das Urnengrab 1, ein Männergrab, bestand nur aus einer einzigen Urne, wie es wandalischer Brauch ist (Abb. 2). Es wurde nicht einmal eine Deckschale beobachtet. Die Beigaben, vornehmlich aus Eisen, lagen ausserhalb der Urne. Dagegen enthielt die ebenfalls frei im Sand stehende Urne des Urnengrabes 5 (Abb. 2) die spärlichen Beigaben für eine Frau, z. B. einen Spinnwirtel; ausserhalb lag nichts. Neben diesen frühen Urnengräbern des 1. Jahrhunderts ist noch das dritte Urnengrab 13 aus der späten Kaiserzeit besonders bemerkenswert. Dieses Kindergrab (Abb. 3) bestand aus nichts anderem als aus einer frei im Sande stehenden, schön verzierten Tasse mit dem Leichenbrand eines Kleinkindes. Über diese Tasse und ihre stammesmässige Herkunft handeln wir bei Betrachtung des Formenschatzes (vgl. S. 210).

Die Urnengräber mit Brandschüttung überwiegen, wenn man das spätlatènezeitliche Urnengrab 3 hinzunimmt, ganz deutlich. In der Nähe von Grab 3 lag das „Brandschüttungsgrab" 4. Es bestand aus einer Urne, die mit Brandresten überschüttet war, denn die Grabgrube enthielt holzkohlenhaltigen Sand (Abb. 2). Dieses Frauengrab, das durch Schlüssel und Spinnwirtel als solches gekennzeichnet ist, beherbergte seine Beigaben im Leichenbrand der Urne. Dasselbe gilt für Brandschüttungsgräber 6 und 7. Die beiden Gräber sind waffenlos; ihr Inhalt deutet in diesem völkischen Zusammenhang auf Frauengräber. In der Urne des Grabes 6 (Abb. 2) lagen zwei sog. Trompetenfibeln, in derjenigen von Grab 7 (Abb. 2) befand sich neben einer Bronzefibel mit hohem Nadelhalter ein Kammrest. Bei allen drei geschilderten Brandgräbern fehlen Beigefässe. Dagegen verteilt sich bei dem Brandschüttungsgrab 8 (Abb. 2) der Leichenbrand auf zwei Urnen, die aber keine Beigaben enthielten. Vielmehr lagen diese Eisenbeigaben nebst einem Spinnwirtel zwischen den Urnen. Die Eisenwaffen deuten auf ein Männergrab. Alle genannten Brandschüttungsgräber lassen jeglichen Steinschutz vermissen.

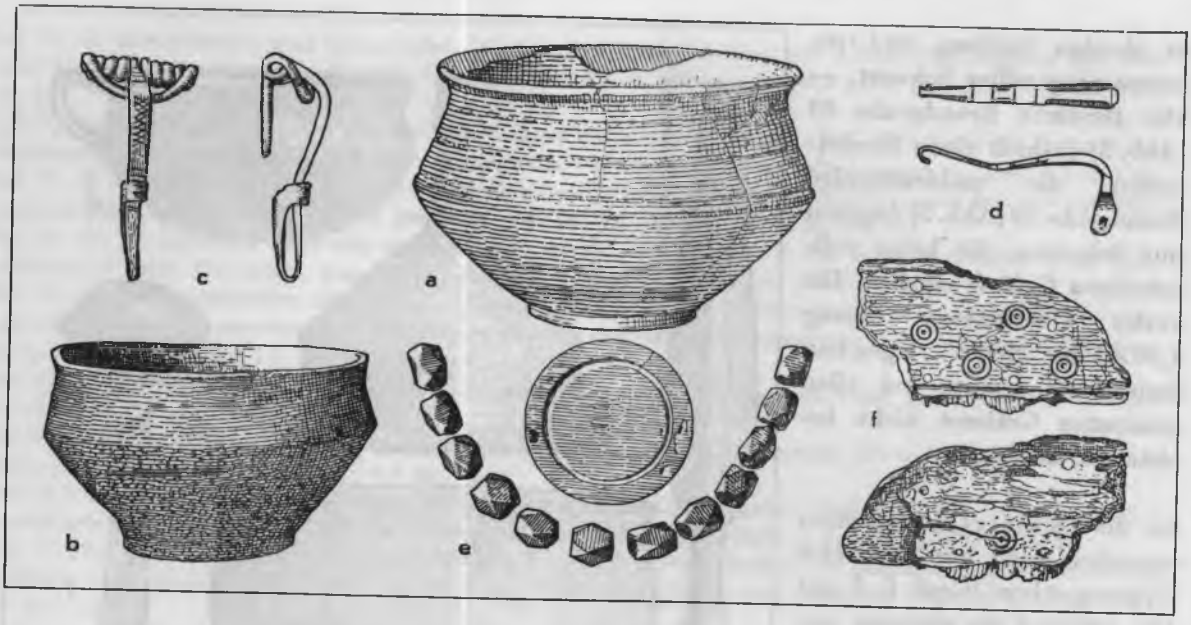


Abb. 13. Stara Wies: Grabinhalt des Skelettgrabes 9. — a, b ¼; c, d ⅔; e, f ½ nat. Gr.

An den Schluss der Brandgräberbetrachtung stellen wir die Brandgruben der Kaiserzeit, wobei die ältesten von der Schwelle unserer Zeitrechnung zuerst genannt werden sollen. In der Brandgrube 19 (Abb. 3) standen zwei kleine Gefässe; in einem lag ein Spinnwirtel. Weitere Wirtel und andere Beigaben, die das Grab eher als Frauengrab als Männergrab ausweisen (Reitersporn aus diesem Grab?), lagen zwischen den Brandresten der Brandgrube. — Brandgrube 23 (Abb. 3) zeichnet sich durch ihre rechteckige Form von etwa 70 cm Länge mit steilen Wänden aus. Fünf Eisenbeigaben charakterisieren das Kriegergrab (wohl eines Reiters, vgl. Beigabe Nr. 5). — In der Brandgrube 30 (Abb. 5) von stattlichen Ausmassen (1,57 × 0,94 m) lagen nur Scherben ohne weitere Beigaben. Dagegen beherbergte die kleine Brandgrube 12 zwei Eisengeräte. Die sehr flachmuldige Brandgrube 18 (Abb. 3) enthielt im Leichenbrand nicht weniger als vier Spinnwirtel und einen Beinkamm, liess jedoch wie 12 jegliche Beigefässe vermissen. Beide Brandgräber sind als Frauengräber anzusprechen. — Die Fundumstände der übrigen drei Brandgruben (?) 26 bis 28 sind unsicher. Sie enthielten geglühte Scherben (26 und 28) oder eine geglühte Schale mit einem Spinnwirtel wie in 27. Geschmolzene Glasperlen aus Brandgrube 28 sind schon seltener.

Das absichtliche Verbiegen der Waffen ist ein west- und ostgermanischer Brauch, dem der Gedanke zugrunde liegt, dass die beseelt gedachte Waffe nur dann dem Krieger nach Walhall folgen könne, wenn sie auch stirbt wie der einstige Besitzer und Herr. Deshalb wurde sie, nachdem das Scheiterhaufenfeuer sie weich gemacht hatte, verbogen oder zerbrochen. In diesem Zustand wurde sie in Urne oder Grab gelegt; am wenigsten ist wahrscheinlich, dass sie nur des engen Raumes in der Urne wegen zusammengebogen worden sei. Beispiele in Stara Wies bieten die Lanzenspitzen Abb. 6c; 15a, das zusammengerollte Schwert (vgl. S. 190) und der an der Spitze umgebogene konische Schildbuckel Abb. 6a.

Am schwierigsten sind die Steinsetzungen Nr. 22 und 24 zu deuten. Das Steinpflaster 22 (Abb. 19) mit seiner bedeutenden Länge von 5 Meter und halb so grosser Breite könnte als Steinschutz eines Grabes aufgefasst werden, denn eine muldenförmige, dunkle Sandgrube lag unter der tiefsten Stelle. Es fehlten aber jegliche Grabbeigaben. Als Verbrennungsplatz (Ustrine) müsste

Abb. 14. Stara Wies: Grabinhalt der Skelettgräber 10(a), 11(b), 14(d) und des Brandgrabes 13(c). — a—c 1/3; d 1/1 nat. Gr.

das Pflaster irgendwelche Feuereinwirkungen hinterlassen haben, was aber nicht der Fall ist. — Dagegen berechtigt die Steinsetzung 24 (Abb. 5) wegen ihres schacht- oder brunnenartigen Baues, der allerdings ungewöhnlich ist, wegen des verziegelten Lehmes und sonstiger Brandspuren wie Holzkohle und Leichenbrand eine Ustrine genannt zu werden.

Es bleibt nur noch übrig, über die aus dem Rahmen des Gräberfeldes fallenden, allerdings auch an seinen Schluss gehörenden Skelettgräber zu urteilen. Von diesen schlecht erhaltenen Körperbestattungen ist Skelettgrab 9 (Abb. 2) noch am besten im Boden angetroffen worden. Das auf dem Rücken ausgestreckte Skelett eines alten Menschen war mit zwei Schalengefässen ausgestattet. In der Halsgegend lag noch eine Glasperlenkette, in der Schultergegend rechts und links je eine Bronzefibel. Neben dem Kopf lag ein Beinkamm. Dieses Frauengrab nimmt durch die beiden typischen Schalengefässe und durch die Perlenkette wie den Beinkamm eine Sonderstellung ein. Auch Skelettgrab 14 enthielt eine gut erhaltene Glasperlenhalskette. Während hier Beigefässe nicht aufgefunden wurden, deuten die Schalengefässe (ohne jeglichen Leichenbrand) aus den Gräbern 10 und 11 (Abb. 2) auf einstige Skelettgräber gleicher Art hin. Von einem fünften Skelettgrab eines jungen Menschen, Skelettgrab 21, sind keine Beigaben erhalten geblieben.

Die fünf Skelettgräber gehören zur jüngsten Benutzungszeit des Gräberfeldes um und nach 400 und weisen sich in diesem, an Westpreussen anschliessenden Siedlungsraum in erster Linie durch die Körperbestattung, ferner durch die typischen Schalengefässe gepidischer Prägung (vgl. S. 211), schliesslich auch durch die Perlenketten als den Gepiden zugehörig aus. Die gleichen Merkmale machte zuletzt L. Zotz[5]) für die Skelettgräber von Gross-Sürding, Kr. Breslau, geltend.

[5]) L. Zotz, Die spätgerm. Kultur Schlesiens im Gräberfeld v. Gross-Sürding = Quellenschriften z. ostdeutsch. Vor- und Frühgesch. Hrsg. v. H. Seger. Bd. 2, 1935. S. 58/59.

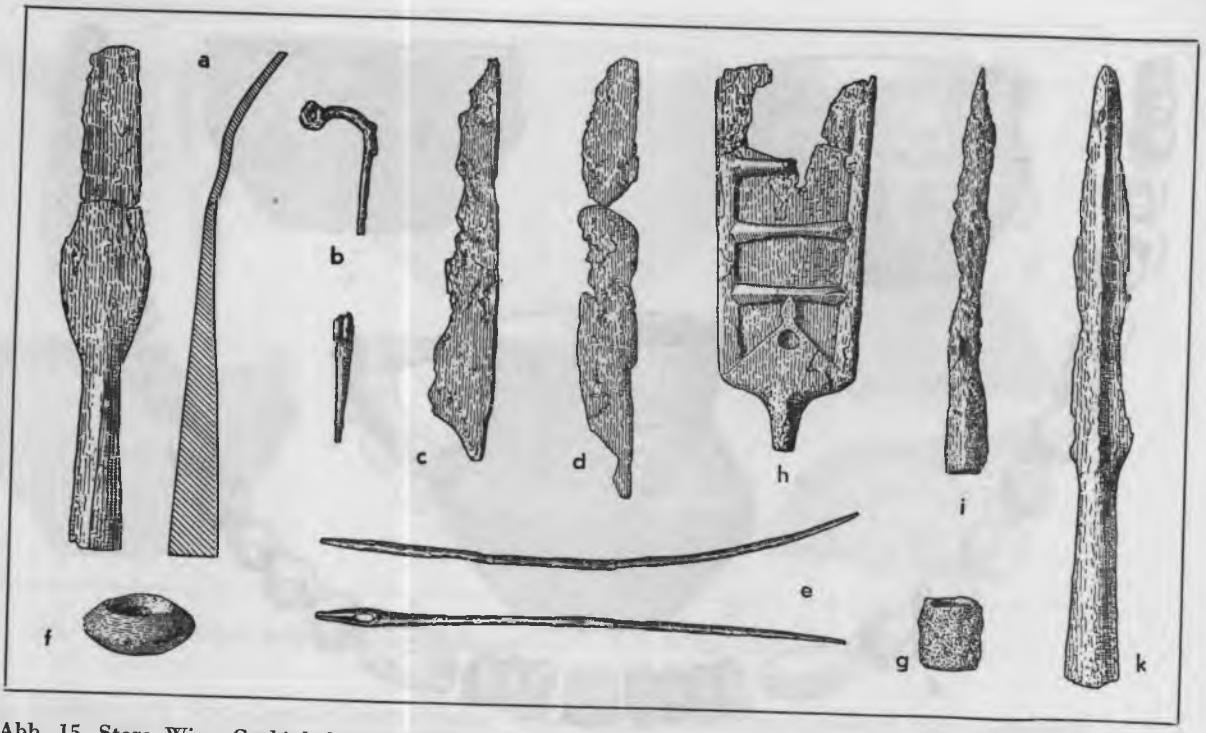


Abb. 15. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 12(e, e), 15(a, b, d, f) nnd 17(h—k), — a, f, i, k ⅓; b—e, g, h ½ nat. Gr.

Auf den gepidischen Besiedlungsgang durch den wandalischen Lebensraum werden wir in der Schlusszusammenfassung zurückkommen. —

Zu dem anthropologischen Befund teilt Referent Dr. Plügel an der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung des Instituts für Deutsche Ostarbeit folgende Beobachtungen mit: Unter den drei, im ganzen leider sehr zerstörten Funden von Stara Wies ist keine einzige typisch dolichokrane Form, wie sie sonst für germanische Gräberfelder bestimmend ist. Vielmehr ist bei allen Funden von Stara Wies zumindest mit starkem Hereinwirken brachykraner Formen zu rechnen. Am sichersten ist das bei dem Kinderschädel aus Grab 21, gesichert wohl auch bei Grab 9 und nicht unwahrscheinlich bei Grab 14.

Diese Brachykranen aus einem ostgermanischen Gräberfeld stehen nicht allein, es sei an das Gräberfeld von Gross-Sürding[5]) erinnert, das ins 5. Jahrhundert n. Zw. gesetzt und als gepidisch angesehen wird, und an die Funde von Oxhöft[5a]), die ins 1. Jahrh. n. Zw. gesetzt werden.Dagegen zeigt die bei Szmit[5b]) gegebene Abbildung eines in Drohitschyn am Bug gefundenen, von Kostrzewski als gepidisch angesehenen Schädeldaches eine lange, schmale Form mit stark ausgezogenem Hinterhaupt.

Für die Herkunft dieser Brachykranen werden folgende Möglichkeiten zu erörtern sein:

1. kann es sich um einheimische Bevölkerungselemente handeln, die auf irgendeine Weise aus einem vorgermanischen Volkstum oder auch einem Nachbarvolkstum in den germanischen Lebenskreis und damit in das Gräberfeld von Stara Wies gekommen sein können.

[5a]) E. Stołyhwowa, Badania kraniologiczne nad materjałem z cmentarzyska w Oksywie na Pomorzu, Pamiętnik II. Zjazdu Geografów i Etnografów Słowiańskich w Polsce, Band II, S. 130—131. Krakau 1930. (Kraniologische Untersuchungen an Material vom Friedhof in Oxhöft in Pommerellen).

[5b]) Z. Szmit, Cmentarz latensko-rzymski „Kozarowka" w Drohiczynie nad Bugiem. (Der latène-römerzeitliche Friedhof „Kozarowka" in Drohitschin am Bug). In: Wiadomości arch. VIII, S. 171—172, Abb. 183—184.

2. kann es sich um ausgesprochen landfremde Elemente handeln, die bei Kriegszügen oder durch Sklavenhandel hereingebracht sein können, allenfalls auch durch Blutsverbindung mit raumfremden Gruppen etwa des Südostens oder der eurasischen Steppe, wofür auch bei anderen völkerwanderungszeitlichen Germanenstämmen vereinzelte Hinweise, anscheinend für gehobene Schichten, vorhanden sind.

3. endlich kann es sich auch um Brachykrane handeln, die mit den ostgermanischen Volkswellen aus Skandinavien herübergekommen sind. In der skandinavischen Jungsteinzeit treten uns brachykrane Elemente verschiedenen Typs in einem recht hohen Anteil an der gesamten Fundmasse entgegen. Es würde hier zu weit führen, auf alle die verschiedenen Meinungen einzugehen, die an die aus den Funden anscheinend abzulesenden Wandlungen der Häufigkeit dieser Brachykranen in der skandinavischen Vorgeschichte und ihr starkes Zurücktreten in völkerwanderungszeitlichen Germanengräbern geknüpft wurden; das Typenbild heutiger skandinavischer Bevölkerungen legt aber nahe, auch den Brachykranen eine Fortdauer seit der Jungsteinzeit zuzugestehen.

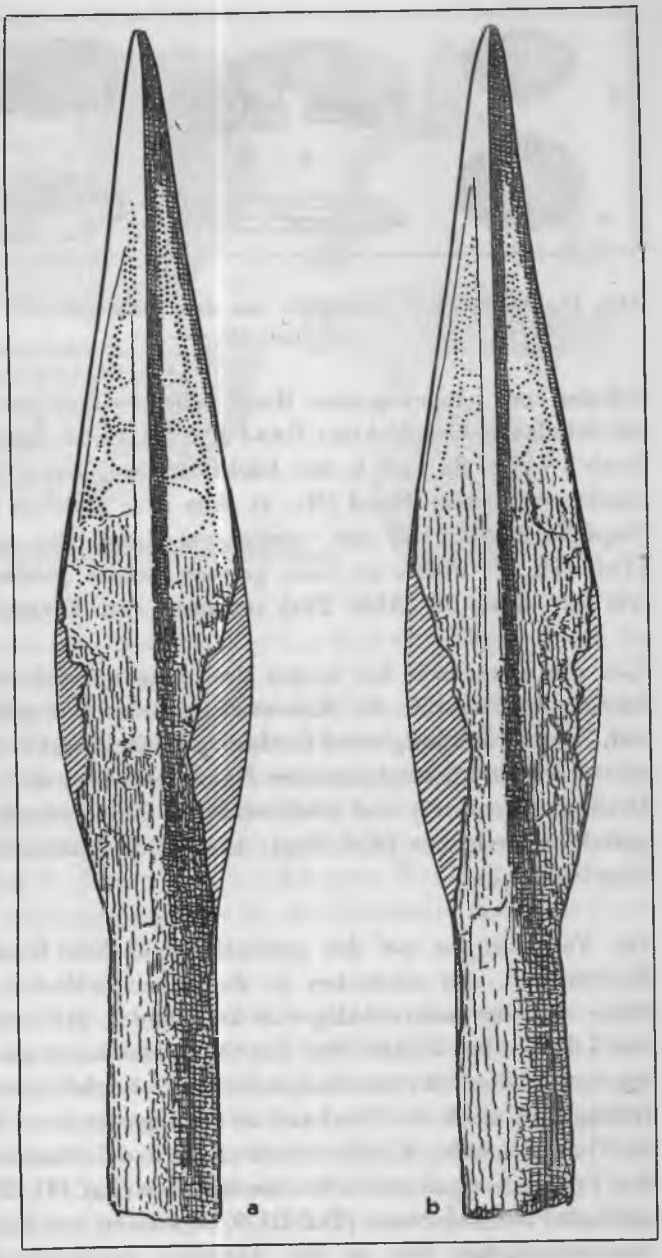


Abb. 16. Stara Wies: Verzierte Eisenlanzenspitze aus der Brandgrube 16. $^1/_1$ nat. Gr.

FORMENSCHATZ

Keramik

Bei der Betrachtung der geschlossenen Gräber und der keramischen Einzelfunde stellen sich entsprechend dem Alter der Gräber drei keramische Gruppen heraus.

Die Keramik der Spätlatènezeit[6]) von Stara Wies hat wohl nur zufällig keine typischen „Krausen", d. h. hochgewölbte Töpfe mit engem, niedrigem Halse und krausenförmigem Rand, hinterlassen, wennschon einzelne Randscherben auf derartige grosse Gefässe hinweisen; es kann sich dabei besser noch um Randscherben von Henkelkrügen mit dem üblichen verdickten Rand handeln. Dagegen ist die typische Henkeltasse (Abb. 7a; Gr. 2. Nr. 3) mit einem stichgefüllten Sparrenmuster (Dreiecke freilassend) vertreten; eine schlichte Henkel-

[6]) Zum Vergleich J. Kostrzewski, Die ostgerm. Kultur der Spätlatènezeit = Mannus-Bücherei Nr. 18/19. 1919. S. 180 ff, und K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien = Vorgesch. Forsch. Hrsg. v. M. Ebert. Bd. 1, H. 2 1925. S. 76 ff; zuletzt Chr. Peschek, Die frühwandalische Kultur in Mittelschlesien = Quellenschr. z. ostd. Vor- und Frühgesch. Bd. 5, 1939. S. 97 ff.

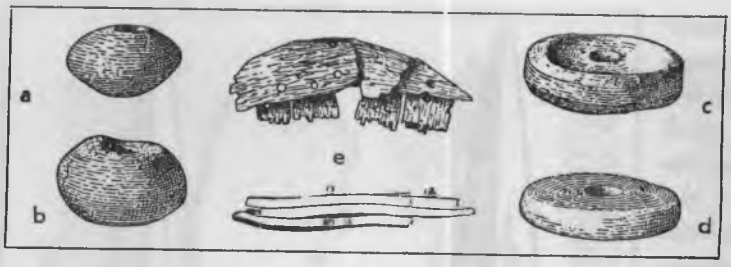


Abb. 17. Stara Wies: Grabinhalt aus dem Brandgrab 18. — a—d ½ nat. Gr.

tasse enthieltStelle 24 (Abb. 21 a). Die Henkeltasse Abb. 7c; Gr. 2, Nr. 4 hat dieselbe schmale Rechteckverzierung wie der einzige Henkelkrug Abb. 7b; Gr. 2, Nr. 2, dieser noch im Zierband mit liegenden Kreuzstrichen verziert. Daneben stehen die derben Henkelnäpfe wie Abb. 7d (Grab 2, Nr. 1), Abb. 18k (Grab 20) und Taf. III, 13 mit kräftigen Stabhenkeln. Schalen mit eingezogenem Rand scheinen fast ganz zu fehlen; dagegen gibt es in Stara Wies die Schalen mit verdicktem Rand Taf. III, 11, 12. Ähnlich sind diesen die Schalen Nr. 1 und 4 aus Grab 3 (Abb. 8a und b mit leicht eingezogenem, teils verdicktem Rand (Nr. 1) und steilem, wiederverdicktem Rand (Nr. 4). Aus dem gleichen Grab 3 stammt ein seltenerer dosenförmiger Napf Nr. 2 (Abb. 8d) mit verdicktem Rand. Ein verdickter Randscherben mit Schrägkerben (Taf. III, 15) dürfte zu einer grossen Schale gehören. Dickwandige, gerauhte Randscherben wie aus Grab 30 (Abb. 23a) stammen von Vorratsgefässen.

Von der Latènezeit her zeigen drei ganz verschiedene Gefässe ihre Herkunft, selbst wenn sie hier an die Schwelle der Kaiserzeit gehören: Der mittelgrosse, gerauhte Topf mit glattem Halsteil, dessen Mündungsrand fortlaufend durchlocht ist (Taf. III, 18), das Gefäss Nr. 1 aus Grab 19, ein schwärzlich mattglänzender Napf (Abb. 18e) mit kanneliertem bzw. wulstigem Halsteil (vgl. Drehscheibenware!) und schliesslich ein Mittelscherben aus Grab 29 mit stichgefüllten, schräg gestellten Dreiecken (Abb. 23g). Alle für die Spätlatènezeit geschilderten Gefässe sind aus freier Hand geformt.

Die Verzierungen auf der spätlatènezeitlichen Keramik bestehen vornehmlich aus schmalen Zierbändern. Am schönsten ist das mäanderähnliche, mit rechteckigen Stichreihenfeldern gefüllte und aus rechtwinklig sich kreuzenden Stichbändern bestehende Ziermuster auf der Terrine 5 des Grabes 3 (Abb. 8c). Ein Stichreihenband umzieht das Henkelgefäss Taf. III, 23 Sparrenmuster und Dreieckverzierungen kommen ebenfalls gelegentlich vor (Abb. 23g, Grab 29; Taf. III, 8). Häufiger ist noch das Zierband mit langgestreckten Rechteckfeldern, auch mit diagonalen Strichen bzw. liegenden Kreuzstrichen wie bei den Gefässen 2, 3 und 4 (Abb. 7, a—c) des Grabes 2. Auch das Tannenzweigmuster in Rechteckfeldern (Taf. III, 22) und das auf der Schulter in einem Bande laufende Fiederornament (Taf. III, 9, 14) kommt vor. Eine Reihe von Henkelscherben (Taf. III, 16, 17) veranschaulichen den an den Ansätzen verbreiterten Henkel jener und der anschliessenden Zeit. — Ausgefallen ist hier der mit Fingernageleindrücken übersäte Standboden von Gefäss Taf. III, 10. Nageleindrücke kommen in der Latènezeit öfters vor, aber der Ton und harte Brand von Taf. III, 10 lassen die Frage offen, ob es sich nicht um ein frühgeschichtliches Gefäss wie bei Scherben Taf. V, 33 handelt.

Die Tonware der Kaiserzeit zeigt zunächst die fest umrissene Gruppe der bekannten ostgermanischen Haupttypen, wie sie z. B. bei den Wandalen zu Hause ist. Voran steht das Trichtergefäss, wie es mit schräg gestelltem Rand, niedrigem Halse, gewölbter, schlichter Schulter und einwärts gezogenem Fussteil in Grab 1, Nr. 1 (Abb. 6b) erscheint. Dieses Gefäss hat mit dem verzierten Trichtergefäss des Grabes 4, Nr. 1 (Abb. 9a) den schwarzen, matten Glanz gemeinsam. Auf der gewölbten Schulter befindet sich ein Sparrenmuster. Der schlanke Fuss schliesst mit einer Standplatte ab. Denselben dunklen Mattglanz besitzt das ebenfalls aus freier Hand gearbeitete, schlichte Trichtergefäss Nr. 1 aus Grab 5 (Abb. 10a), dessen Fuss geradwandig ist.

Abb. 18. Stara Wies: Grabinhalt aus den Brandgräbern 19(a—i) und 20(k). — a, g ¾; b—f, h, i ½; k ¼ nat. Gr.

Auffällig weitmundig ist die Urne Nr. 1 aus Grab 6 (Abb. 10f), die zweifellos auch zu den Trichtergefässen gehört, aber wegen ihrer Breite als Terrine zu bezeichnen ist. Auf dem konischen Halsteil laufen zwei Furchen; ein Henkelansatz deutet auf wenigstens einen randständigen Henkel hin. Aus der Reihe der Einzelfunde gehört noch das weitmundige Trichtergefäss Taf. V, 2 mit randständigem, breitem Henkel hierher, dessen Schulter ein plastisches Gittermusterband trägt. Schliesslich ist auch der mächtige Topf Taf. V, 6 mit dem beschädigten Randteil und ebenso das Gefässfragment von Taf. V, 5 nur hier unterzubringen. — In die verwandte Serie der Fussbecher ist das kleine Fussgefäss Taf. V, 4 zu stellen.

Die verschiedenartigen Schalen zeigen einen Typus mit leicht eingezogenem Rand, mit einer Furche unterhalb des Randes (Grab 27, Abb. 23b, c). Ähnlich ist auch der Einzelfund Taf. V, 8. Schalen mit steilem Halsteil (Taf. V, 1) und mit S-förmigem Profil (Taf. V, 7) treten vereinzelt als untypisch auf; sie können schon spätlatènezeitlich sein. — In die Reihe der seltenen Kümpfe gehört der stattliche gerauhte Napf[7]) aus Grab 7 (Abb. 11a). Zu den kleinen Näpfen ist der Einzelfund Taf. V, 3 zu stellen. Solche Kümpfe wie Abb. 11a gibt es in Raudnitz[8]), Kr. Rosenberg, sowie in Gostkau[9]), Kr. Thorn, dort mit den „gepidischen“ Rollenkappenfibeln wie in Grab 7 von Stara Wies.

Von den Verzierungen ist die echte Mäanderverzierung mit Einstichen aus der frühen Kaiserzeit von Nr. 2, Grab 27 (Abb. 23e) die wichtigste. Das seltene Gittermuster von Taf. V, 2 kehrt auf Taf. V, 14 wieder und führt in die späte Kaiserzeit. Die tief eingerissene, grobe Strichverzierung von Taf. V, 28 kann sowohl in Latène vorkommen wie in der Kaiserzeit. Selten ist ebenfalls in dieser Zeitspanne die Unter- und Bodenteil bedeckende Kreisstempelverzierung von Taf. V, 27. Plastische gekerbte Schulterumbrüche, wie Taf. V, 9 zeigt, sind wenig anzutreffen. Dagegen kann wohl die mit Stichen gefüllte Dreieckverzierung von Taf. V, 12 von Latène bis zur Kaiserzeit vorkommen. — In die kaiserzeitliche Spätzeit und den Übergang zur Völkerwande-

[7]) Reinh. Schindler, D. Besiedlungsgesch. d. Goten und Gepiden im unteren Weichselraum =Quellenschr. z. ostdeutsch. Vor- und Frühgesch. Bd. 6. 1940. Taf. 1, Nr. 3 (Osche, Kr. Schwetz).

[8]) Schindler a. a. O. S. 17, Abb. 4.

[9]) Schindler a. a. O. S. 16, Abb. 2 und S. 19, Abb. 6.

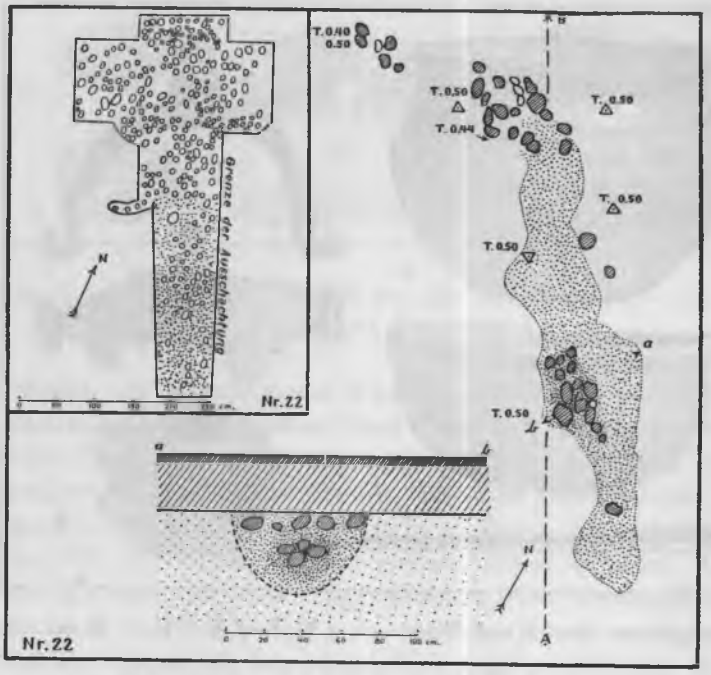


Abb. 19. Stara Wies: Steinpflaster Nr. 22.

rung gehören die Schalengefässe mit Ziermuster wie Abb. 22g; Gr. 26, 1 mit Winkelbändern; auch die Randscherben Taf. V, 15—17 möchte ich hierher stellen. — Die Randscherben mit Mundsaum wie Taf. V, 25, 26 gehören eher in die Spätkaiserzeit als in Latène (Einzelfunde). Zu den grossen Töpfen (oft mit Wellenverzierung) aus dem ostgermanischen Land, die von der schlesischen Schule[9a]) für wandalisch, von Antoniewicz[9b]) u. a. für gotisch gehalten werden, gehören die Randstücke mit Winkelstrichen und bisweilen gekerbtem Mundsaum von Taf. V, 22—24. Sie beleuchten ebenfalls die am Schluss des Aufsatzes aufgeworfene Stammesfrage eines Teiles der Benutzer des Friedhofes.

Aus dem üblichen wandalischen Formenvorrat führen folgende Formen heraus: Der geknickte Henkel[10]), der bei Henkelnäpfen waagrecht ausgezogen ist, aber dann rechtwinklig nach unten bogenförmig abbiegt, erscheint in Stara Wies an einer dreigliedrigen, reichverzierten Tasse mit dem sog. Ausgusshenkel in Grab 13 (Abb. 14c). Die nächsten Parallelen finden sich in dem benachbarten, jenseits des Bug gelegenen Drohitschin[11]). Einen geknickten Henkel besitzt dort die zweigliedrige, bauchige Tasse (Taf. II, g; bei Szmit, Abb. 186), die aus einem Brandgrab stammt. Ferner ist die dreigliedrige Tasse (Taf. II, f; bei Szmit Abb. 185) in ihrer Form der von Stara Wies ähnlich; sie lag ebenfalls in dem Drohitschiner Brandgrab XI aus der späten Kaiserzeit, das neben einer Schale ein Paar eimerförmiger Anhänger aus Bronze, eine bronzene Nähnadel und einen Bronzefibelrest enthielt. Bei der Umschau nach weiteren geknickten Henkeln im Raume des Generalgouvernements stossen wir auf den Ausgusshenkel von Chmielow Piaskowy, Kr. Opatow, an einer zweigliedrigen Tasse mit Standfuss (Taf. II, h) aus dem Brandgrab 27 C (Brandschüttung), dessen weitere zwei Gefässe nebst einer hirtenstabähnlichen Nadel aus Eisen und dessen umgebende Grabfunde (F, E, D, B, A) auf spätkaiserzeitliche Herkunft deuten. Der ostgermanische Friedhof von Chmielow[11a]) wird später eingehend behandelt. Der benachbarte ostgermanische Friedhof von Opatow hinterliess ebenfalls eine zweigliedrige Tasse mit geknicktem, vierkantigem Stabhenkel, allerdings ohne Ausgussloch (Taf. II, i). Diese Tasse lag in einem waffenreichen Brandgrab (Grab 82) aus der Mitte des 3. Jahrhunderts. Das letzte Stück des gleichen Typus stammt aus Podwitz[12]), Kr. Kulm, in Westpreussen und zwar aus dem gotisch-gepidischen Siedlungsgebiet. Es ist eine dreigliedrige, verzierte Tasse mit geknicktem Ausgusshenkel (Taf. II, e).

[9a]) B. v. Richthofen, German. Krausengefässe. In: Mannus, Erg.-Bd. 6, 1928, S. 73 ff.
[9b]) Wl. Antoniewicz, Arch. Polski. Warschau 1928, S. 179.
[10]) Tackenberg a. a. O. Taf. 27, Nr. 9.
[11]) Z. Szmit, „Kozarowka" bei Drohitschin am Bug. In: Wiad. Arch. VI, 1921. S. 60—70; VIII, 1923. S. 152—175, Abb. 185/186.
[11a]) W. Radig, Indogermanen und Germanen im Weichselraum. In: Jahrb. des Inst. f. Deutsche Ostarbeit, Krakau 1941. S. 183—185, Abb. 9a—f.
[12]) Schindler a. a. O. Taf. 20, Nr. 4. — Geknickte Henkel erscheinen übrigens auch bei den Westgermanen. (Vorformen des Knopfhenkels).

Ehe wir zur letzten Gruppe der Keramik von Stara Wies übergehen, müssen wir auf die Gefässe von Grab 8 hinweisen. Während sich die weitmundige Terrine Nr. 6 (Abb. 12c) noch als verwaschene Fortentwicklung aus den trichterförmigen der frühen Kaiserzeit auffassen lässt, bildet die dreigliedrige, schwarzglänzende Schale (Abb. 12d) einen neuen Typus der späten Kaiserzeit.

Die späteste Gruppe der Keramik stammt aus den Skelettgräbern. Sie besteht aus klaren Vertretern der „Schalenurne", die wir besser, da sie keinen Leichenbrand enthielten, als Schalengefäss bezeichnen. Aus Grab 9 stammt das ebenmässige, auf der Drehscheibe hergestellte doppelkonische Schalengefäss Nr. 1 mit ausladendem Mündungsrand (Abb. 13a) und horizontal gefurchter Schulter. Der gewölbte Unterteil schliesst mit einem Standring ab. Neben diesem einzigen Drehscheibengefäss steht im gleichen Grab 9 das zweigliedrige, doppelkonische Schalengefäss Nr. 2 (Abb. 13b) gröberer Machart mit gerauhtem Unterteil. Die Skelettgräber 10 und 11 verfügen über je ein kleineres, doppelkonisches Schalengefäss (Abb. 14a und 14b). Die beiden letztgenannten haben steilen Halsteil. Das erstgenannte Schalengefäss Nr. 1 aus Grab 9 (Abb. 13a) hat seine untrüglichen Vergleichsstücke in dem gepidischen Gräberfeld von Willenberg[13]), Kr. Marienburg, dort aus Skelett- und Brandgräbern stammend. Auch aus Gr. Raudnitz[14]), Kr. Rosenberg, und Ganzkow[15]), Kr. Kolberg, stammen verwandte Schalengefässe. Ebenfalls im Norden von Stara Wies liegt der Friedhof Littfinken[16]), Kr. Neidenburg, der ein ähnliches Schalengefäss hinterlassen hat. — Für die Herleitung der Ausbreitung dieser ostgermanischen, insbesondere gepidischen Schalengefässe aus dem Weichselmündungsgebiet setzte sich L. Zotz[17]) bei der Behandlung der Schalengefässe von Gross-Sürding, Kr. Breslau, ein. In der Tat lässt sich unser Schalengefäss mit dem kleineren Schalengefäss von Gross-Sürding aus Grab 14 (bei Zotz a. a. O. Taf. XIII, 2) vergleichen und zwischen die Drehscheibenschalen von Wicolina, Kr. Guhrau (bei Zotz a. a. O. Taf. XIII, 7) stellen, die am ehesten aus dem gotisch-gepidischen Kulturstrom ihre Erklärung finden. Auch für die doppelkonischen Schalengefässe mit schlichtem, steilem Halsteil, wie sie in Stara Wies vorkommen, lassen sich Parallelen z. B. in Ladekopp[18]), Kr. Marienburg, und in Polchau[19]), Kr. Putzig, finden. Weichsel- und bugaufwärts haben sich diese Formen ausgebreitet. Aus Komorow, Kr. Rawa, bei Petrikau[20]) stammt ein scheibengedrehtes doppelkonisches Scha-

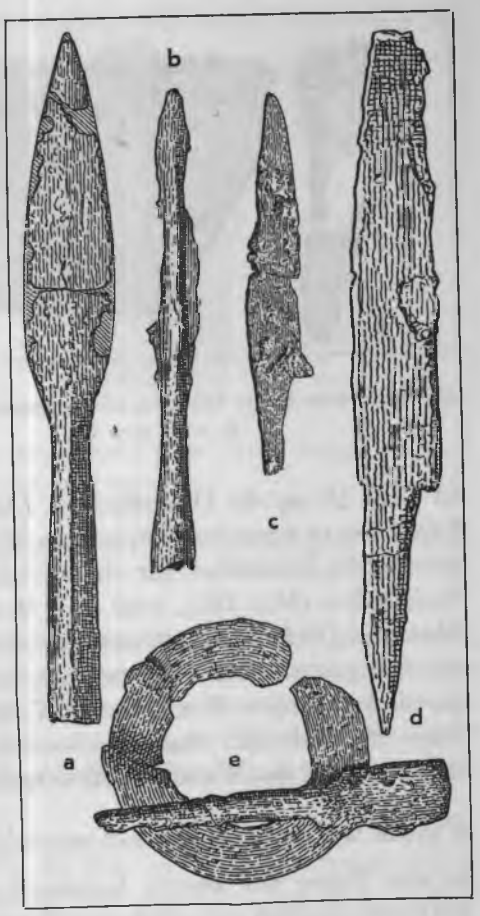


Abb. 20. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 23.—a, b ⅓; c—e ½ nat. Gr.

[13]) Schindler a. a. O. Taf. 10, Nr. 7, 8.
[14]) Schindler a. a. O. Taf. 9, Nr. 16.
[15]) Schindler a. a. O. Taf. 12, Nr. 5.
[16]) Schindler a. a. O. Taf. 15, Nr. 9.
[17]) Zotz a. a. O. S. 28—31.
[18]) Schindler a. a. O. Taf. 17, Nr. 9.
[19]) Schindler a. a. O. Taf. 19, Nr. 13.
[20]) Wawrzeniecki in: Mat. Antr. Arch. X, Krakau, 1908. Taf. XXVIII.

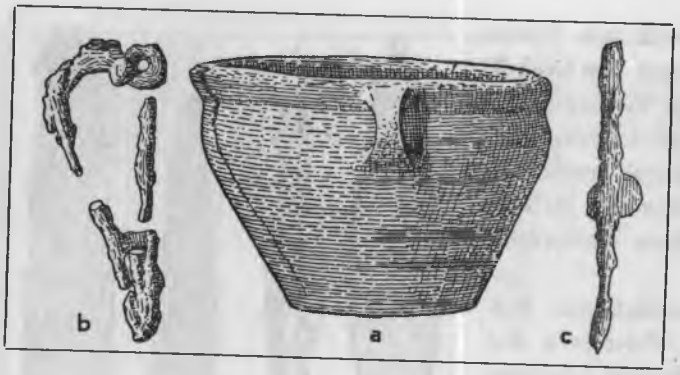


Abb. 21. Stara Wies: Inhalt der Steinsetzung Nr. 24. — a 1/3; b, c 2/3 nat. Gr.

lengefäss, das ein Zwischenglied zu den schlesischen, nicht aus dem wandalischen Formengut herleitbaren Schalen bildet und unserm Schalengefäss von Stara Wies (Abb. 13a) sehr ähnlich ist.

Schmuck

Den wichtigsten Bestandteil vom Schmuck bilden die Fibeln, die wir in geschlossenen Gräbern von Stara Wies wie als Einzelfunde beobachten können.

Aus der Spätlatènezeit sind nur wenige Fibelreste erhalten geblieben. In Grab 15 lag ein Drahtfibelrest (Abb. 15b) aus Eisen mit kurzer Spirale und bogenförmigem Bügel, wie er schon bei Fibeln vom Mittellatène-Schema vorkommt. Grab 19 enthielt die eiserne geschweifte Drahtfibel mit oberer Sehne und offenem, rahmenartigem, am Ende quergerilltem Nadelhalter (Abb. 18a), wohl Var. M nach Kostrzewski[21]). Aus Stelle 24 stammt eine ähnliche Eisenfibel (Abb. 21b) mit unterer Sehne und offenem Nadelhalter (Var. N)[22]). Mit einer vierten eisernen geschweiften Fibel mit unterer Sehne schliessen die wenigen Beispiele von Stara Wies ab. Sie hat geschweiften Bügel (Taf. III, 1) und vollen Nadelhalter, der in die Kaiserzeit hineinführt. Es darf nicht übersehen werden, dass die Var. M und N vornehmlich bei den Burgunden, aber auch bei den Wandalen Südostpreussens vorkommen[23]).

Wenden wir uns nun der voll entwickelten Kaiserzeit zu, so finden wir eine Fülle von Typen:

Zu den Typen der älteren Kaiserzeit zählt man die kräftig profilierten Fibeln, die in Grab 6 mit einem ziemlich gut erhaltenem Fibelpaar mit trompetenförmigem Bügel (Abb. 10b, c) vertreten sind. Auf letzterem sitzt die übliche Scheibe. Unsere Stücke stehen Fig. 74[24]) bei Almgren Gruppe IV am nächsten. Da es sich noch um eine eingliedrige Form handelt, sind für sie die ersten Jahrhunderte in Anspruch zu nehmen.

Zu den älteren Formen gehört das leider im Feuer stark beschädigte Bronzefibelpaar (Taf. IV, 1) mit breitem Bügel, der mit Längsstrichen verziert ist, einen profilierten Kamm aufweist und am Fussende rechteckig abschneidet. Es steht der Gruppe Almgren III „Augenfibeln" am nächsten, wenn schon auf dem Bügel „Augen" mit Sicherheit, vielleicht nur wegen des beschädigten Zustandes, nicht wahrnehmbar sind. Am oberen Ende sind Sehnenhülse und eine Rollenkappe zu erkennen, weshalb man sie noch besser mit Almgren Gruppe II, Fig. 38[25]) vergleichen kann.

Weitere Angehörige der Fibelgruppe II mit zweilappiger Rollenkappe sind die Bronzefibel aus Grab 7 (Abb. 11b, c) und ein Einzelfund. Die mit breitem verziertem Bügel, breitem Kamm und trapezförmigem Fussende ausgestattete Fibel hat ihre Entsprechung in einer gotländischen Fibel aus Almgrens Gruppe II, Fig. 40[26]), wie sie auch in Ostdeutschland beheimatet ist. Ähnlich ist das Bügelfragment, das als Einzelfund aus Stara Wies stammt (Taf. IV, 5). Diese Fibelform

---

[21]) Kostrzewski a. a. O. S. 37.
[22]) Kostrzewski a. a. O. S. 38 f.
[23]) Zuletzt D. Bohnsack, Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen = Quellenschr. z. ostdeutsch. Vor- und Frühgesch. Bd. 4, 1938. S. 18.
[24]) O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen = Mannus-Bücherei Bd. 32, 1923. 2. Aufl. Taf. IV, Fig. 74.
[25]) Almgren a. a. O. Taf. II, Fig. 38.
[26]) Almgren a. a. O. Taf. II, Fig. 40.

ist in Westpreussen beheimatet und gilt als „Gepidenfibel“[27]). Sie kommt z. B. in gotisch-gepidischen Grabinventaren von Willenberg[28]), Kr. Marienburg, von Gostkau[29]), Kr. Thorn, von Tillwalde[30]), Kr. Rosenberg, und von Pettelkau[31]), Kr. Braunsberg, sehr ähnlich vor. Sie gehört in die Übergangszeit von der älteren zur jüngeren Kaiserzeit. Der Bügel mit hohem Nadelhalter (Taf. IV, 8) stammt vielleicht aus dieser typologischen Umgebung.

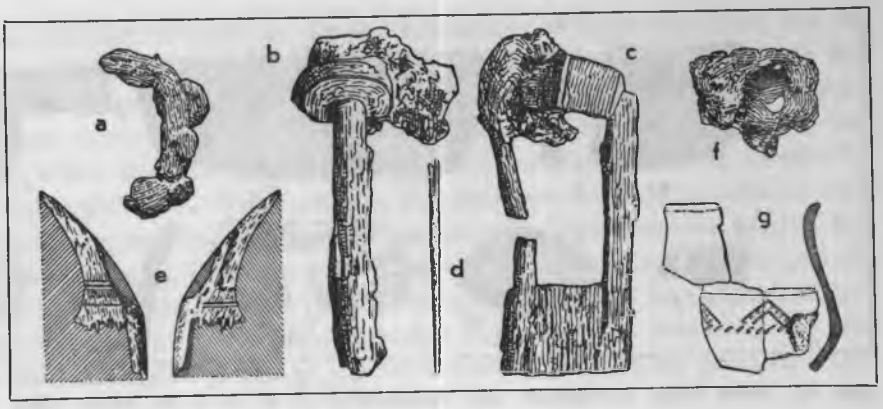


Abb. 22. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 25(a—f) und 26(g). — a, d, e, f ½; b, c ⅔; g ¼ nat. Gr.

Für die einzeln gefundene Bronzefibel (Taf. IV, 4) mit rechtwinklig am Kopf geknicktem, stabförmigem Bügel mit hohem Nadelhalter liegt hier kein Gegenstück vor. Die merkwürdige eiserne Kniefibel mit dickem, trapezförmigem Kammkopf, der vom stabförmigen Bügel rechtwinklig abgeknickt ist (Abb. 22b, c), aus Grab 25 gehört zu den zweigliedrigen Fibeln. Sie entspricht etwa Fig. 132[35]) bei Almgren Gruppe V und hat z. B. in Neudorf[36]), Kr. Breslau, ein Gegenstück, ebenso in Kopki[37]), Kr. Nisko.

Eine kleine Fibelform repräsentiert der Einzelfund (Taf. IV, 6). Der von den profilierten Fibeln herkommende Typ ist mit einer kleinen Scheibe am Bügelkopf, mit umgelegter Sehne und hohem Nadelhalter ausgestattet. Sein grösseres Vorbild ist etwa Fig. 102[32]) von Gotland (?) aus Almgrens Gruppe V.

Zur bekannten Gruppe der Fibel mit umgeschlagenem Fuss ist die Eisenfibel Taf. IV, 2 zu stellen. In Bezug auf den facettierten und quergerieften, geschweiften Bügel kann man Fig. 172[33]) bei Almgren Gruppe VI heranziehen. Die mit Endknöpfen versehene Spiralrolle ist durch Rost unkenntlich. — Die zweigliedrige Armbrustfibel aus Bronze aus Grab 9, Nr. 6 (Abb. 13 c) mit schmalem, bandförmigem Bügel hat enge Verwandschaft mit der öländischen Fibel Fig. 162[37]) bei Almgren VI. Ihr völliges Gegenstück zeigt unser Fibelrest von Stara Wies von Grab 9, Nr. 7 (Abb. 13d), denn der Bügel zeigt die stilistisch überreinstimmende Facettierung und Musterung mit der zweigliedrigen Armbrustfibel Almgrens. Hierher gehört auch unser grösseres Bügelfragment Taf. IV, 10. Die in Öland, Gotland und besonders West- und Ostpreussen häufigen Formen gehören hauptsächlich ins 3. Jahrhundert. Verwandt sind die zweigliedrige Armbrustfibel mit

---

[27]) Schindler a. a. O. S. 107. — H. Agde, Luggewiese, Kr. Lauenburg i. Pomm. = Veröff. d. Hochschule für Lehrerbildung Lauenburg, H. 1, 1939. Taf. 2.
[28]) Schindler a. a. O. Abb. 11, Nr. 1.
[29]) Schindler a. a. O. Abb. 6, Nr. 1.
[30]) Schindler a. a. O. Abb. 15, Nr. 1.
[31]) Schindler a. a. O. Abb. 42.
[32]) Almgren a. a. O. Taf. V. Fig. 102.
[33]) Almgren a. a. O. Taf. VII, Fig. 172.
[34]) Almgren a. a. O. Taf. VII, Fig. 162.
[35]) Almgren a. a. O. Taf. VI, Fig. 132.
[36]) Peschek a. a. O. S. 36 f, S. 345, Abb. 181, Nr. 12.
[37]) R. Jamka in: Przegl. Arch. V, 1935. S. 29, Abb. 8, Nr. 1.

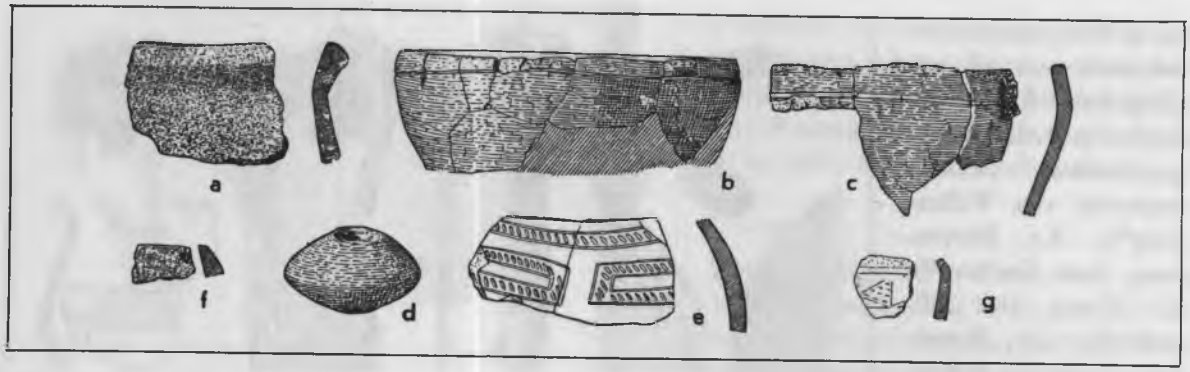


Abb. 23. Stara Wies; Grabinhalt der Brandgräber 27 (b, c, d, e), 28(f), 29(g) und 30(a). — a—c, e—g ¼; d ½ nat. Gr.

facettiertem und mit Knöpfen versehenem Bügel (aber hohem Nadelhalter) der Taf. IV. 3 der Bügelrest Taf. IV, 7 einer zweigliedrigen Fibel und die kleine zerschmolzene zweigliedrige Armbrustfibel Taf. IV, 11 sämtlich aus Bronze.

Zur Tracht der Ostgermanen gehören die Gürtelbestandteile, von denen die Schnallen eine besondere Rolle spielen. Aus Stara Wies stammen nur zwei einzeln geborgene bronzene Gürtelschnallen ohne Dorn, von denen die eine (Taf. IV, 26) rechteckig ist, die andere (Taf. IV, 27) ovale Form besitzt. Die rechteckige, flachvierkantige Schnalle wird in das 3. Jahrhundert gesetzt[38]), während die hochovale, an der Riemenseite rundstabige, sonst auch wieder flachvierkantige wenigstens ins 4. Jahrhundert wie die aus Neustadt, Kr. Neustadt[39]), zu stellen ist. In Willenberg[40]), Kr. Marienburg, beginnen sie schon im 3. Jahrhundert; so auch in Maciejewo[43]), Kr. Dirschau.

Seltener sind die schmalen eisernen Riemenverbindungsglieder (Abb. 9e) aus Grab 4, die durch einen S-förmigen Haken verbunden sind. Erwähnt sei auch der bandförmige, schmale Eisenbeschlag mit Ring (Taf. IV, 25), der in Maciejewo[43]), Kr. Dirschau, seine Parallele findet (ältere Kaiserzeit).

Der Typ des Eimeranhängers (Berlock oder Bommel) erscheint in Schlesien bereits im 1. Jahrhundert, z. B. in Zottwitz[41]), Kr. Ohlau. Im Weichselraum wird er vornehmlich in der späteren Kaiserzeit angetroffen, wie Blume[42]) betont. Aber auch in Stara Wies dürfte der Eimeranhänger aus Eisen (Abb. 15g) vom Grab 15 wenigstens in den Beginn unserer Zeitrechnung, wenn nicht in das letzte Jahrhundert v. Zw. nach dem sonstigen Grabinhalt zu stellen sein. — Der körbchenförmige Bronzeknopf Taf. IV, 14 steht bisher vereinzelt da.

Es ist kein Zufall, dass aus den spätesten Gräbern (Skelettgräbern) mit gepidischer Keramik von Stara Wies auch Glasperlenketten stammen. Sie sind, wie Zotz[44]) und Jahn[45]) betont haben, eine nichtwandalische Schmuckform, was besonders für die kubooktaedrischen Perlen

[38]) Tackenberg a. a. O. S. 99 unten, Taf. 26, Nr. 3.
[39]) M. Jahn, Die Gliederung der wandal. Kultur in Schlesien. In: Schles. Vorzeit. N. F. Bd. VIII. S. 33, Abb. 101.
[40]) Schindler a. a. O. S. 58, Abb. 38; S. 91, Abb. 67 u. a.
[41]) Peschek a. a. O. S. 54, Abb. 37.
[42]) Blume, Die german. Stämme u. d. Kulturen zw. Oder u. Passarge z. röm. Kaiserzeit. T. I/II. Mannus-Bücherei Bd. 8, 14. 1912; 1915. — Bd. 8, S. 97 ff.
[43]) Blume a. a. O. S. 45, Abb. 44. Abb. 69 (Bronze).
[44]) Jahn in: Altschlesien I, 1926. S. 238.
[45]) Zotz a. a. O. S. 17—20. Taf. XXV.

von blauer Farbe gilt. Ein typisches Beispiel ist die dunkellilafarbene Halskette (Rest von 12 Perlen, Abb. 13e) aus Stara Wies Grab 9, Nr. 4, mit kubooktaedrischen Glasperlen. Auch bei der schönen Halskette aus Skelettgrab 14, Nr. 1 (Abb. 14d), überwiegen die kubooktaedrischen Perlen die linsenförmigen oder röhrenförmigen. Schon Blume[46]) stellte fest, dass die grünen wie unsere mittelste Perle recht selten sind. In westpreussischer Nachbarschaft wurde in Crossen[47]), Kr. Pr. Holland, dieser Typus gefunden. Wenn Blumes Zuteilung zu Stufe D zutrifft, so sind sie nach La Baumes[48]) Gliederung erst nach 400 n. Zw. anzusetzen. Von Gross-Sürding[49]), Kr. Breslau, ist von den zahlreichen dort geborgenen Perlenhalsketten die aus Grab 22 der grossen Kette von Stara Wies (Abb. 14d) am ähnlichsten. Diese Ketten, die sich z. B. im Gräberfeld von Willenberg[50]), Kr. Marienburg, häufen, gelten als gepidischer Schmuck und sind auch bei den altpreussischen Stämmen als Einfuhrgut, genau so wie bei Gepiden, sehr beliebt gewesen. (Vgl. auch Abb. 26).

Es bleibt nur noch übrig, über ein letztes Teilgebiet von der Tracht und vom Schmuck zu sprechen. Das sind die Knochenkämme, merkwürdigerweise als halbkreisförmige, einseitige Kämme in Schlesien meist in Männergräbern geborgen. Das trifft für Stara Wies nicht zu. Die Brandschüttung 7 enthielt einen mehrteiligen halbrunden Knochenkamm (Abb. 11d) mit eisernen Nietstiften und Punktkreisverzierung, der zu den älteren Typen gehörte; die ältesten sind einteilig, aus einer Knochenplatte bestehend. Vergleichsstücke bildet Blume[51]) ab. Der Kamm von Stara Wies Grab 7 ist mit einer Fibel mit zweilappiger Rollenkappe geborgen und gehört ins 2. Jahrhundert. Das gotisch-gepidische Gepräge dieses Grabes unterstreicht ein gerauhter Kumpf (vgl. S. 209). Ein technisch ähnlicher Kamm lag auch im wandalischen Lerchenberg[52]), Kr. Glogau. — Neben und nach den mehrgliedrigen Kämmen mit einer Lage benutzte man die Dreilagenkämme, von denen Stara Wies in Grab 9, Nr. 3 (Abb. 13f), ein Fragment besitzt. Die drei Lagen der halbkreisförmigen Griffläche sind mit Bronzestiften verbunden; die Aussenseiten sind mit konzentrischen Kreisen verziert. Aus Westpreussen stammt ein guterhaltenes Vergleichsstück von Hansdorf[53]), Kr. Elbing, wo die Punktkreisverzierung in Doppelreihe am Griffrand entlangläuft. Diese Kämme gehören in die jüngere Kaiserzeit. Ein weiteres Fragment von Stara Wies (Abb. 17e; Grab 18, Nr. 5) ist der Rest eines besonders flachbogigen Dreilagekammes mit Bronzestiften. — Schliesslich gehört der Kammrest (Abb. 22 e; Grab 25) zu den aus einer Platte (?) bestehenden Kämmen. Wegen der symbolischen Verzierung mit dem linksläufigen Hakenkreuz erwähnen wir den Knochenkamm[53a]) von Elbing-Neustädterfeld (Abb. 24) aus derselben völkischen und zeitlichen Umgebung.

Waffen

Aus Stara Wies ist nur ein Schwerttypus vertreten, dieser allerdings in zwei völlig gleichartigen Exemplaren, soweit man vom Scheidenende mit Ortband auf das ganze Schwert schliessen kann. Ausserdem wird bei dem eisernen Scheidenende Abb. 15h aus Grab 17, Nr. 3, von einem zweischneidigen Langschwert mit glockenförmigem Griffansatz berichtet. Das mit Querstegen ausgestattete Scheidenende, das mit einem spitzen Ortband abschliesst und unten zacken-

---

[46]) Blume a. a. O. S. 103.
[47]) Blume a. a. O. S. 103 und Schindler a. a. O. S. 59, Abb. 39.
[48]) La Baume, Ausgrabung bei Praust. In: Bll. f. dt. Vorgesch., H. 4, 1926. S. 9.
[49]) Zotz a. a. O. Taf. XXV, Nr. 3.
[50]) Schindler a. a. O. passim.
[51]) Blume a. a. O. S. 105, Abb. 132a.
[52]) Tackenberg a. a. O. Taf. 8, Nr. 2.
[53]) Blume a. a. O. S. 106, Abb. 134 und W. La Baume, Vorgesch. von Westpreussen 1920. S. 74, Abb. 77.
[53a]) R. Schindler, Ein Knochenkamm m. Hakenkreuz-Darstellung aus Elbing-Neustädterfeld. In: Ehrlich-Festschrift. Elbing 1938 = Elbinger Jahrb., H. 15. S. 101—103.

förmige, hier dreieckige Verzierung aufweist, ist eine typisch germanische Form der Spätlatènezeit. Zu den von Jahn[54]) aufgeführten sieben Exemplaren aus dem Osten treten die beiden Stücke von Stara Wies, deren zweites als Einzelfund (Taf. III, 5) stark verrostet herauskam, wie auch anderwärts weitere[55]) hinzugekommen sind.

Die wichtigste Gruppe ostgermanischer Waffen bilden die Lanzen. Sie sind auch am zahlreichsten vertreten. Von Stara Wies sind 12 Stück bekanntgeworden. Aus Grab 17, Nr. 1 (Abb. 15k) ist die längste Lanzenspitze der Spätlatènezeit aus Stara Wies erhalten geblieben. Sie ist schlank und wegen ihrer ausgebrochenen Schneide ist schwer zu erkennen, ob sie nicht einen gewellten Rand besessen hat. Diese Gratlanze lag mit einer kleinen Lanzenspitze (16,3 cm Länge) mit dachförmigem, wohl schlank gewesenem Blatt zusammen (Abb. 15i). Das mitgefundene Scheidenende mit Ortband (Abb. 15h) stellt den Grabinhalt ins letzte Jahrhundert vor Zw. Aus Grab 15 stammt eine ähnliche Lanzenspitze wie aus Grab 17. Die Beigaben wie ein Spätlatènefibelrest u. a. verweisen Grab und Lanze ans Ende der Latènzeit. Auch deutet die absichtliche Verbiegung der Lanzenspitze Abb. 15a auf diese Zeitstellung, obwohl die Spitze mit ihrem flachen, kaum noch dachförmigen Blatt in die frühe Kaiserzeit weist. Völlig umgebogen ist die Lanzenspitze mit flachem, schlankem Blatt (Abb. 6c) aus Grab 1, Nr. 4, die in die frühe Kaiserzeit gehört. In dieselbe Zeit stellen wir die beiden Lanzenspitzen aus Grab 23, Nr. 1 und 2. Das schlanke, dachförmige Blatt von Nr. 1 (Abb. 20a) und seine lange Tülle mit leichter Kante oben und unten fügen sich in den bekannten Formenvorrat. Die Lanzenspitze Nr. 2 (Abb. 20b) mit etwa 20 cm Länge gehört zu den schlanken Spitzen mit hervortretendem Mittelgrat der frühen Kaiserzeit. In die späte Kaiserzeit ist Grab 8 einzuordnen, das neben späten Gefässen, einen Schildbuckel, einen Feuerstahl u. a. die längste Lanzenspitze der Kaiserzeit aus Stara Wies (29 cm) mit schlankem, dachförmigem Blatt (Abb. 12a) enthielt. — Als Einzelfunde wurden noch weitere vier Lanzenspitzen geborgen, die man allein ihrer Form nach ohne zugehörigen Grabinhalt schwer zeitlich genau bestimmen kann. Den Stücken K22a, b, c (Taf. IV, 18, 16, 15) ist die grösste Blattbreite im unteren Drittel gemeinsam; ferner besitzen sie alle drei einen Mittelgrat, der bei a und c rundlich (Mittelrippe), bei b aber scharf ist. Die vierte Lanzenspitze hat dachförmiges Blatt. Alle vier darf man als schlank bezeichnen. Die Tüllen- bzw. Blattansätze geben keine Handhabe für eine bessere Einordnung[56]), auch nicht die Verbreiterung der Tülle nach der Öffnung zu. Aber ihre durchschnittliche mässige Grösse um 20 cm Länge stellt sie am ehesten in die Kaiserzeit.

Eine Sonderstellung nimmt die einzige verzierte Lanzenspitze von Stara Wies aus Grab 16, Nr. 1 (Abb. 16) ein. Leider bietet der Grabinhalt keinen Anhalt für eine genauere Datierung der Brandgrube und damit auch der Lanzenspitze, die aus sich selbst datiert werden muss. Sie gehört zur Gruppe der kleinen Lanzenspitzen. Ihr schlankes Blatt mit kräftig hervortretendem Mittelgrat ist an der Spitze nicht ausgehämmert, so dass die Spitze leicht geschweift und vierkantig ausläuft. Die geschmackvolle Verzierung besteht aus Halbkreisbogen, die sich an den Mittelgrat anlehnen. Der ausserhalb der Bogen punktierte Untergrund lässt die Kanten des Blattes frei. Der Rost hat den verzierten Unterteil leider zerstört, während die Feuerpatina den Oberteil ausgezeichnet erhalten hat. Die Verzierung weicht von der schematischen flächenhaften Zierweise[57]) auf latènezeitlichen Lanzenspitzen ab, hat aber auch keine sicheren symbolischen

---

[54]) M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen i. d. ält. Eisenzeit = Mannus-Bücherei Bd. 16, 1916. S. 104/108. Abb. 113/122.

[55]) Kostrzewski a. a. O. S. 91/95.

[56]) Jahn a. a. O. S. 84/85. — Kostrzewski a. a. O. S. 108 ff. — Tackenberg a. a. O. S. 105, 107/108. — Bohnsack a. a. O. S. 49 ff.

[57]) G. Kossinna, Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. In: Ztschr. f. Ethn. 37, 1905. S. 369 ff. — Jahn, Über Beziehungen zwischen Ostgerm., Westgerm. u. Kelten während d. Spätlatènezeit. In: Mannus-Ztschr. 5, 1913. S. 75—95. — Jahn, Bewaffnung. S. 66. — Kostrzewski a. a. O. S. 119. — Bohnsack a. a. O. S. 53. — Jahn, Die schles. verzierten Waffen der Eisenzeit. In: Schlesiens Vorzeit N. F. Bd. VII, S. 93 ff.

Zeichen[58]) aufzuweisen. Die in Punztechnik verzierte Lanzenspitze von Stara Wies ist trotz ihres Latènecharakters in die späte Kaiserzeit, also in das 3. Jahrhundert nach Zw. einzuordnen (nach frdl. Mitt. von Prof. Dr. M. Jahn und Dr. M. Raschke).

Die bekannten Typen der eisernen Schildbuckel sind auch in Stara Wies als Reste der Holzschilde der Ostgermanen vertreten. Aus der Spätlatènezeit ist der grosse breitrandige Schildbuckel mit etwa 12 Nietlöchern und einem erhaltenen Nietnagel (Taf. III, 4) vorhanden. Ein flachgewölbter, runder Nietnagel stammt aus Grab 19, Nr. 4 (Abb. 18h). Ein ähnlicher (Taf. III, 2) ist einzeln gefunden. Der Oberteil des Schildbuckels fehlt leider. — Besser erhalten sind die kaiserzeitlichen Schildbuckel. Aus Grab 1, Nr. 3, stammt der spitz auslaufende, konische Schildbuckel (Abb. 6a) mit schmalem Rand und hohem Kragen; eine runde knopfartige Niete ist erhalten. Der Nietnagel des gleichartigen, gut erhaltenen konischen Schildbuckels Taf. IV. 12 (Einzelfund) ist rundlich und flach; dieser Spitzbuckel[59]) war nur mit drei Nägeln befestigt. Er gehört wie der andere in die frühe Kaiserzeit. Wir erwähnen hier gleich die einzige in Stara Wies geborgene Schildfessel aus Grab 1, Nr. 5 (Abb. 6e), die zu dem obigen Schildbuckel Nr. 3 gehört. Sie repräsentiert den frühkaiserzeitlichen Typ, wie ihn Jahn[60]) abbildet, und wie er z. B. bei den Wandalen in Nosswitz[61]), Kr. Glogau, vorkommt. — An den Schluss der Entwicklungsreihe der Schildbuckel ist der Stangenbuckel aus Grab 8, Nr. 2 (Abb. 12b) zu stellen[62]). Seine Stange allein ist 6 cm lang. Hier im Osten gehört er ins 3. Jahrhundert. Die Nietnägel sind flach und quadratisch wie auch die einzeln geborgenen Taf. IV, 13, die hakenartig umgebogen sind und vielleicht zu dem genannten Schildbuckel selbst gehören. Einige wenige Bronzerandbeschläge[63]) müssen zu Schilden gehört haben.

Der einzige in Stara Wies gefundene eiserne Reitersporn ist ein kaiserzeitlicher Knopfsporn aus Grab 19, Nr. 3 (Abb. 18g) mit länglichen Endknöpfen und hochgewölbtem, bandförmigem, in der Mitte verbreitertem Bügel, der wegen seines Rostzustandes am Stachel zwischen den Stücken von Rondsen[64]), Kr. Graudenz (1. Jhdt.), dem Ostpreussen-Sporn[65]) um 200 nach Zw. und dem Sporn mit eingezogenem Stachel von Resehl[66]), Kr. Naugard, dieser allerdings aus Bronze, aus dem 3. Jhdt. steht. Bei später Ansetzung passt er nicht gut zu dem sonstigen Grabinhalt von Grab 19 mit einer geschweiften Drahtfibel aus dem Übergang von Spätlatène zu frühester Kaiserzeit. Deshalb wurde im Fundbericht die Zusammengehörigkeit angezweifelt (vgl. S.191). Sollte er aber dem Rondsener entsprechen, so wäre die Zeitfrage gelöst und die Grabzugehörigkeit wahrscheinlich.

Werkgeräte

Das gebräuchlichste Werkgerät ist zweifellos das Messer, das in Stara Wies in zwei Typen vertreten ist. Als Rasiermesser erscheint es nur in der Form der halbkreisförmigen Messer, die vornehmlich als burgundisch[67]) angesprochen werden. Auffällig ist, dass unser Rasiermesser aus Grab 1, Nr. 6 (Abb. 6f) kleiner ist als die meist abgebildeten wie z. B. das von Alt-Warschow[67a]), Kr. Schlawe. Auch der Einzelfund von Stara Wies (Taf. IV, 24) ist sehr zierlich; es hat

---

[58]) A. Nowotny, Runenlanzenspitzen. In: Die Burg, Jg. 3, H. 1, S. 41 ff.
[59]) Jahn, Bewaffnung, Taf. III, Form 6.
[60]) Jahn, Bewaffnung, S. 188, Abb. 204/205.
[61]) Tackenberg a. a. O. Taf. 12, Nr. 10, 15.
[62]) Jahn a. a. O. Taf. III, Form 7a.
[63]) Jahn a. a. O. S. 198 ff.
[64]) M. Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung u. früh. Entwicklung Mannus-Bücherei Bd. 21, 1921. Abb. 48.
[65]) Jahn a. a. O. Abb. 51.
[66]) Jahn a. a. O. Abb. 66.
[67]) Kostrzewski a. a. O. S. 151/153. — Bohnsack a. a. O. S. 66 und Abb. 53.

schräg abgeschnittene Enden, während das eine Ende von Abb. 6f ein abgeschnittenes und ein rundes Ende (Rost?) besitzt. Diese kleinen Messer halten sich von der Latènezeit bis in die Kaiserzeit. — Sichelmesser fehlen in Stara Wies.

Am häufigsten wurde in Stara Wies das gerade Messer gefunden. Es gilt als eine wandalische Form[68]) der Messer. Das eiserne Messer aus Grab 12, Nr. 1 (Abb. 15c) hat einen vom Rücken leicht abgebogenen Griffdorn; die Schneide geht schräg, stumpfwinklig zum Griffdorn über. In Grab 15, Nr. 2 (Abb. 15d) ist der Übergang von Schneide zu Dorn nicht mehr erkennbar; jedenfalls handelt es sich um ein gerades Messer. Grab 23 enthielt zwei Messer, wie es bei den Wandalen häufig vorkommt[69]). Nr. 3 (Abb. 20d) von beachtlicher Länge (wenigstens 20 cm lang gewesen) ist auf dem Rücken und auf dem Schneidenteil am Griffdorn rechtwinklig abgesetzt, eine die ganze Kaiserzeit begleitende Form. Diese Zeitspanne gilt auch für diejenigen Messer mit flachgewölbtem Übergang von der Klinge zum Dorn, zu denen das zweite Messer Nr. 4 (Abb. 20c) gehört, das ausserdem leichte Schweifung besitzt. Von den Einzelfunden zeigt Taf. III, 7 noch den stumpfwinkligen, eingebogenen Übergang der Schneide zum Dorn. Dieses wie das durch Rost unkenntliche gerade Messer Taf. III, 6 gibt es schon in der Latènezeit. Im allgemeinen benötigten Männer grössere Messer, die Frauen die kleinen.

Meist aus Männergräbern stammen der Feuerstahl und der Schlag- oder Pinkstein. In dem spätkaiserzeitlichen Grab 8 lag ein Feuerstahl Nr. 4 (Abb. 12f) mit der üblichen Meisselform, also verbreiterter Unterkante und verjüngtem Schaft, der hier wohl in einer Öse (abgebrochen) geendet hat. Der typische Pink- oder Schlagstein wurde in Stara Wies nur einzeln gefunden, wie ihn Taf. IV, 28 in handlicher Form mit einer Schlagfurche auf der Unterseite zeigt. Ein zweiter Feuerstahl, vom Rost stark mitgenommen, war ein Einzelfund. Die Feuerstähle kommen im 2. Jahrhundert auf und sind vor allem im 3. Jhdt. vertreten[70]).

Schlagsteine lassen sich von Glättsteinen oft kaum unterscheiden, weil sie beide Funktionen erfüllt haben werden. Der Schlag- und Glättstein Abb. 6d stammt aus dem frühkaiserzeitlichen Grab 1 (Nr. 2); er ist flach rechteckig gearbeitet. Zersprungen ist der ovale Schlag- oder Glättstein Abb. 9h aus Grab 4. Auch Grab 5 enthielt einen flachen, rundlichen Glättstein Abb. 10d, dessen Sprungkante vielleicht zum Schlagen diente.

Der Männerarbeit dienten die Pfriemen aus Eisen, wennschon sie gelegentlich auch in Frauengräbern vorkommen. Der lange Pfriem aus Stara Wies Grab 19, Nr. 8 (Abb. 18i) ist auf ein Drittel vierkantig, die übrigen zwei Drittel sind rundstabig. Die Einkerbungen beim Übergang vom Rundstab zum Vierkant dienten zur besseren Befestigung der Umschnürung am Holz- oder Knochenschaft. Die weiteren einzeln gefundenen Pfriemen sind kleiner; sie gehören damit eher in die Kaiser- als in die Latènezeit[71]). Es sind die Stücke auf Taf. IV, 19, 21, 22 (Fragment) und Taf. IV, 20 (Rest).

In der Ausstattung der ostgermanischen Frau dürfen eiserne Nähnadeln nicht fehlen. Den kleineren latènezeitlichen folgen die grossen kaiserzeitlichen[72]). Aus dem spätlatènezeitlichen Frauengrab 2 von Stara Wies stammen zwei geöhrte Eisennähnadeln Abb. 7e und f. Eine ähnlich kleine Nähnadel enthielt Grab 25, das allerdings kaiserzeitlich ist. Die oben erwähnte Alters-

---

[68]) Kostrzewski a. a. O. S. 162. — Bohnsack a. a. O. S. 69.
[69]) Tackenberg a. a. O. S. 115/117.
[70]) Tackenberg a. a. O. S. 118/119. Taf. 15, Nr. 3; Taf. 22, Nr. 17. — Peschek a. a. O. S. 84.
[71]) Kostrzewski a. a. O. S. 169/171. — Tackenberg a. a. O. S. 118, Taf. 24, Nr. 15. — Peschek a. a. O. S. 290.
[72]) Kostrzewski a. a. O. S. 168/169.

folge trifft bei dem kaiserzeitlichen Grab 12 zu, das die 14 cm lange Nähnadel Abb. 15e enthielt. Hinzu kommt noch eine einzelne Nähnadel Taf. III, 3. Die Nähnadeln unterscheiden sich kaum von den heutigen Nadeln.

Reizvoll sind die Schlossbestandteile und Kastenbeschläge der den Frauen zugehörigen Holzkästen, kleinen Truhen der ostgermanischen Frühzeit, die seit dem 2. Jahrhundert nach Zw. bei den Wandalen[73]) benutzt wurden. Grab 4 von Stara Wies enthielt ein ovales, schlankes Schlossblech mit zwei langen Nietnägeln an den Enden (Abb. 9f) und zwei Löchern in der Längsachse, in deren oberes der ebenfalls gebogene Schlüssel eingesteckt wurde. Der Eisenschlüssel war am Schaft vierkantig und mit einer bandförmigen Öse ausgestattet; am anderen „Bartende" ist er immer U-förmig gebogen. Ein Schlossblech aus Nosswitz[74]), Kr. Glogau, ist rechteckig wie manche andere; das Schlossblech von Neudorf [75]), Kr. Breslau, ist dagegen dreieckig (wappenförmig).

Zum Schluss müssen noch die mannigfachen, gerade in Stara Wies so reichlich geborgenen Spinnwirtel erwähnt werden, die zum Hauswerk der Germanin gehörig, meist in Ton, seltener aus Stein hergestellt wurden. Aus dem kaiserzeitlichen Grab 4 von Stara Wies stammen zwei Tonwirtel, einer doppelkonisch (Abb. 9c), der andere linsenförmig (Abb. 9b). Beide Formen gehen nebeneinander her. Der Wirtel aus Grab 5, Nr. 2 (Abb. 10e) ist im Scheiterhaufenfeuer aufgebläht worden. Der doppelkonische Tonwirtel aus Grab 8, Abb. 12e zeigt die Dellen an den beiden Locheingängen (Polen). Dasselbe gilt für den noch latènezeitlichen, flachen Tonwirtel Abb. 15f aus Grab 15. Das Frauengrab 18 der Kaiserzeit enthielt nicht weniger als vier Wirtel, von denen zwei (Nr. 1, 2) doppelkonisch (Abb. 17a, b) sind, zwei dagegen scheibenförmig gebildet sind. Abb. 17c ist aus Ton geknetet und eingedellt, Abb. 17d ist aus Stein geschnitten und völlig eben. In Grab 19 lagen drei Spinnwirtel aus Ton, von denen neben den doppelkonischen Abb. 18b, d der dicke scheibenradartige Abb. 18c eine neue Form zeigt. Zu den üblichen doppelkonischen Wirteln (aus Ton) zählt der von Abb. 18d aus Grab 19. — Unter den Einzelfunden häufen sich doppelkonische, stumpfkonisch Taf. IV, 30, spitzkonisch Taf. IV, 29, verwaschen doppelkonisch Taf, IV, 36, 35, 34, 32, 31. Letztere besitzen wieder (ausser 34) beiderseitige Dellen. Am wichtigsten dürfte aber der Tonwirtel von Taf. IV, 33 sein, weil er die hohe doppelkonische Form besitzt, die erst seit der Kaiserzeit neu aufkommt[76]).

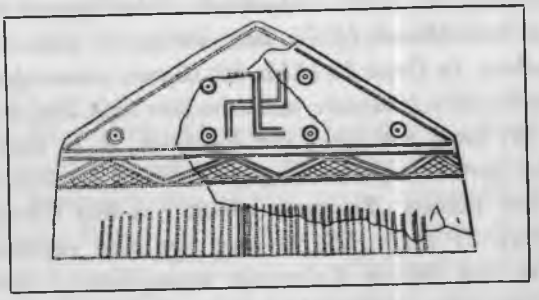


Abb. 24. Ostgermanischer Knochenkamm aus Elbing-Neustädterfeld. — 2/3 nat. Gr.

[73]) Tackenberg a. a. O. S. 119/21.
[74]) Tackenberg a. a. O. Taf. 20, Nr. 4.
[75]) Peschek a. a. O. S. 85/88, Abb. 82, Nr. 3.
[76]) Tackenberg a. a. O. S. 121/122. Taf. 24, Nr. 11; Taf. 20, Nr. 8, 8a. — Peschek a. a. O. S. 92/93.

ZEITSTELLUNG UND STAMMESZUGEHÖRIGKEIT

Überschauen wir nun das Gräberfeld von Stara Wies, in dessen Raum auch der Goldmünzhort mit römischen Aurei geborgen wurde, so umreissen wir zunächst die zeitliche Stellung der geschlossenen Gräber[48a]).

Die ältesten Gräber sind die Spätlatènegräber des 1. Jahrhunderts vor Zw. Die Gräber 2, 3, 20, 29 und 30 lassen sich nur nach der Keramik datieren. Aber dafür bietet die Tonware von Grab 2 (Abb. 7) ein eindeutiges Bild. Die verschiedenen typischen Henkeltassen mit verdicktem oder einmal eingezogenem Rand und z. T. mit dem schmalen Sparrenzierband stellen das Grab ins letzte Jahrhundert vor Zw., während die Nähnadeln nur insofern das Bild bestätigen, als sie in kleiner Form auftreten. In Grab 3 (Abb. 8) ist es ausschliesslich die Keramik, die mit ihren Schalen und dem grossen Terrinenrest mit ausgesprochener, schmaler Zierleiste der Spätzeit in das letzte Jahrhundert hineinführt. Grab 20 mit dem Henkelnapf, Grab 29 mit dem dreieckverzierten Scherben sowie Grab 30 mit dem randverdickten Rauhtopfrest sind am ehesten am Ende der Latènezeit unterzubringen. Folgen wir den Gräbern mit datierenden Beigaben, so ist Grab 12 (Abb. 15) wegen des geraden Messers wohl im Spätlatène unterzubringen, aber die grosse Nähnadel führt schon eher in die Kaiserzeit, falls die Nähnadelentwicklung (vgl. S. 218) zutreffen sollte. Das nur mit Geräten ausgestattete Grab 15 (Abb. 15) lässt sich einmal nach der absichtlich verbogenen grossen, ziemlich breit gewesenen Lanzenspitze und dem bogenförmigen Eisendrahtfibelrest in die Spätlatènezeit einordnen, in deren Rahmen sich gerades Messer und flacher Wirtel einfügen. Nur der Eimeranhänger wurde bisher in jüngerem Zusammenhang geborgen, was aber nicht ausschlaggebend sein kann (vgl. S. 214). Für Grab 16 (Abb. 16) dient die verzierte Lanzenspitze als Anhalt für das dritte Jahrhundert (vgl. S. 217). Wenn im Grab 17 (Abb. 15) die Lanzen, eine grosse Gratlanze und eine flache, nicht schon klar genug wären, so gibt das Scheidenende mit Ortband (Abb. 15h) die Einordnung in das letzte Jahrhundert. — So bleibt nur noch Grab 19 (Abb. 18) für die Übergangszeit zu besprechen übrig. Die spätlatènezeitliche Keramik deckt sich mit der Eisenfibel mit geschweiftem Bügel (Var. M vgl. S. 212), auch die flachen Wirtel und der recht lange Pfriem lassen sich hier am besten unterbringen, aber der eiserne Reitersporn mit Knöpfen (Abb. 18g) führt unter Umständen von der Schwelle der Zeitwende schon weiter in die Kaiserzeit (vgl. S. 217).

Ausser den beiden Übergangsgräbern 19 und 30 führt der Grabinhalt von den Gräbern 15 und 23 in das 1. Jahrhundert der Kaiserzeit, also der frühen Kaiserzeit. Dafür sind in Grab 1 (Abb. 6) ausser der Keramik besonders der spitz auslaufende Schildbuckel mit zugehöriger aus Spätlatèneformen entwickelter Schildfessel (Abb. 6e), vielleicht auch das zierliche Rasiermesser (vgl. S. 217) geltend zu machen. In Grab 23 (Abb. 20) dienen neben den schlanken Lanzenspitzen die geraden (z. T. leicht geschweiften) Messer insbesondere Abb. 20c, d zur Datierung in die frühe Kaiserzeit. Grab 5 (Abb. 10) kann nur nach der Keramik, d. h. dem schlichten Trichtergefäss, ins 1. Jahrhundert nach Zw. gestellt werden. Dagegen erlaubt der Grabinhalt von 6 (Abb. 10), die weitmundige Terrine mit den beiden „Trompetenfibeln“ in den Übergang vom 1. zum 2. Jahrhundert zu stellen. Bei Grab 27 (Abb. 23) vermag nur eine vorsichtige Datierung nach dem Mäanderscherben die Mitte der frühen Kaiserzeit anzugeben. — Grab 4 (Abb. 9) mit seinem verzierten Trichtergefäss und dem Schlossblech nebst Schlüssel sowie den Riemenbeschlägen mit S-Haken führt in die voll entwickelte Kaiserzeit. Grab 7 lässt sich nach der Rollenkappenfibel mit Sehnenhülse westpreussischer Prägung (vgl. S. 213) gerade noch im 2. Jahrhundert unterbringen, deutet aber schon auf die Übergangszeit zum 3. Jhdt. hin. Über die stammesmässige Zugehörigkeit dieses „gepidischen“ Grabes vgl. S. 209. Auch Grab 26 (Abb. 22) lässt sich nach seinem verzierten Schalengefäss nicht bei den Wandalen und eher im 3. Jhdt. einfügen. Grab 8 (Abb. 12) besitzt eine eigentümliche Keramik (Henkelschale, Terrine) der Spätzeit; datierend ist der Stangenschildbuckel (Abb. 12b), weniger die schlanke, sehr lange Lanzenspitze (vgl. S. 216)

Wie wir dieses Grab 8 ins volle 3. Jahrhundert stellen, so gehört der gefässlose Grabinhalt von 25 (Abb. 22) mit seiner eisernen Kniefibel auch in diese Zeit. Die Zeitstellung von Grab 28 (Abb. 23) ist ungewiss, nur die geschmolzenen Glasperlenreste geben einen geringen Anhalt für die Spätzeit. Ähnlich liegt es mit der Datierung von Grab 18 (Abb. 17), bei dem noch der Kammrest besser zu bewerten ist als die doppelkonischen und flachen Spinnwirtel. Grab 13 führt uns trotz der Brandbestattung in den nichtwandalischen Formenkreis der Spätzeit, denn die Henkeltasse Abb. 14c ist nur in Bezug auf den knieförmigen Henkel mit wandalischen Formen verwandt.

Damit treten wir in die letzte Gruppe von Gräbern ein, die in die späteste Kaiserzeit gehören, einige sogar bereits dem 5. Jhdt. zuzurechnen sind. Es sind die Skelettgräber 9, 10, 11, 14 und 21. Grab 9 (Abb. 13) mit seinen Schalengefässen, eines davon scheibengedreht (Abb. 13a), und den Fibeln mit umgeschlagenem Fuss überschreitet das 3. Jhdt. und findet wegen des Dreilagekammes und der im allgemeinen späten Glasperlenkette eher seinen Platz im 4. Jhdt. Dasselbe gilt für das Perlenkettengrab 14 (Abb. 14). Die doppelkonischen, steilwandigen Schalengefässe von Grab 10 (Abb. 14a) und Grab 11 (Abb. 14b) sind seltene Formen der spätesten Stufe, die man getrost schon wie die Keramik von Grab 9 als völkerwanderungszeitlich bezeichnen kann (vgl. S. 211). Grab 21 war anscheinend beigabenlos, gehört aber zu der gleichen Skelettgräbergruppe[76a]).

Wenden wir uns nun der völkischen und stammesmässigen Deutung zu, die im Verlaufe der Darstellung bereits allenthalben vorbereitet worden ist, so ist für die Frühzeit des Gräberfeldes ein gewisser Kontakt der wandalischen Weichselkultur mit der burgundischen Küstenkultur des Weichselmündungsgebietes nicht zu verkennen. Die Var. M und N der spätesten Latènefibel (vgl. S. 212), wie sie auch in Stara Wies vorkommen (Abb. 18a, 21b), sind überwiegend burgundisch. Das Vorkommen des Knopfsporns (Abb. 18g), wie er ganz ähnlich in dem vorwiegend burgundischen Gräberfeld Rondsen, Kr. Graudenz, angetroffen wurde, reicht nur dazu aus, Berührungen benachbarter Stämme zu erkennen. So ist auch das Auftreten von halbkreisförmigen Rasiermessern zu bewerten, die gern als „burgundisch" bezeichnet wurden. Abgesehen davon, dass solche auch im wandalischen Siedlungsgebiet vorkommen, überwiegen gerade in Stara Wies die typisch wandalischen geraden Messer. Die kleinen zierlichen Halbkreismesser sind eher als Nachahmungen aus der burgundischen Nachbarschaft aufzufassen. Vor allen Dingen bietet aber die bodenständige und stammesgebundene Keramik keine Handhabe, in Stara Wies etwa typische Merkmale burgundischer Herkunft zu erkennen. Der Grabgebrauch ist hier als Stammesmerkmal kaum heranzuziehen, weil Brandgruben in der Spätlatènezeit sowohl bei den Burgunden wie bei den Wandalen angelegt wurden und in der Kaiserzeit sich Urnengräber (mit Brandschüttung) und Brandgruben in Stara Wies die Waage halten. Im übrigen sind die Burgunden in der Kaiserzeit bereits westwärts abgezogen.

So bleibt noch ein Mittel übrig, diese Beobachtungen zu bestätigen und zu ergänzen: Die Betrachtung des siedlungsmässigen Ausbreitungsgebildes der Burgunden und Wandalen. Die Karte der Burgunden[77]) zeigt nach Bohnsack die südöstlichsten burgundischen Fundplätze an der Weichsel: Tokary, Kr. Gostynin; Borowiczki, Kr. Plock. Südlich davon liegen an der Bzura Kompina und Malichy im Kr. Lowicz, und Kuznocin, Kr. Sochaczew; östlich der Weichsel kommt Setropia im Kr. Plock unserem Fundgebiet noch am nächsten. Man sieht aber aus dieser Verbreitung, dass der burgundische Keil im nordostwandalischen Siedlungsland, wie letzteres es eine andere Burgundenkarte[78]) mit verzeichnet, nicht über die Whra hinausgreift, also Narew und Bug nicht erreicht.

[76a]) H. J. Eggers untersuchte in Pommern Skelettgräber mit Schalengefässen und Perlenschmuck. (Monatsbll. 51, 1937. S. 173 ff.).

[77]) Bohnsack a. a. O. S. 101, Abb. 75; S. 156.

[78]) Bohnsack, Die Burgunden. In: Vorgesch. d. dtsch. Stämme. Hrsg. v. H. Reinerth. Bd. 3, 1940. Abb. 229. — Zuletzt auch in Radig, Vorgesch. d. ostdtsch. Lebensraumes. In: Die Burg, Jg. 2, 1941. S. 19, Abb. 4.

Eine ins einzelne gehende, auf den Fundplätzen aufgebaute Ausbreitungskarte der Wandalen im Weichselraum fehlt bisher, da die Forschungsvoraussetzungen bis 1939 dafür nicht gegeben waren[79]). So betrachten wir die zusammenfassende, summarische Übersichtskarte von M. Jahn[80]), die im Nordosten den Masurengau der Ostwandalen verzeichnet, der schematisch bis an die Buglinie herangeführt ist. Unser Fundplatz Stara Wies liegt südlich des Bug in dessen flachen

Abb. 25. Ausbreitung und Weg der Gepiden von der Weichsel zum Dnjestr. — Umgezeichnet nach Kostrzewski.

Bogen, wie dies die Münzfundkarten[81]) gezeigt haben, also im ostwandalischen Siedlungsgebiet. Petersen[82]) kennzeichnete die Nordostgrenze der Wandalen mit den Fundplätzen der Boguryja Gorna, Kr. Lowicz, und vor allem Drohitschin am Bug[83]), in dessen Nähe auf der anderen Bugseite das Gräberfeld von Stara Wies liegt. Der fortlaufende Vergleich des Formenschatzes von Stara Wies mit den wandalischen Typen Schlesiens u. a. Gebiete, wie wir ihn in dieser Arbeit bereits durchgeführt haben, enthebt uns der Aufgabe, dies hier zu wiederholen. Der Formenvorrat des spätlatènezeitlichen und überwiegenden Teiles des kaiserzeitlichen Fundstoffes von Stara Wies ist tatsächlich wandalisch, wobei feinere Unterschiede zwischen westwandalischem

[79]) Eine solche Wandalenkarte gehört natürlich zu den neuen Forschungsaufgaben der Sektion Vorgeschichte des Instituts für Deutsche Ostarbeit.
[80]) Jahn, Die Wandalen. In: Vorgesch. d. dtsch. Stämme. Hrsg. v. H. Reinerth. Bd 3, 1940. Abb. 227.
[81]) Radig, Der Goldmünzhort, a. a. O. Burg Jg. 3, H. 1, S. 28,35; Abb. 3, 6.
[82]) E. Petersen, Ein neuer Schatzfund d. Völkerwanderungszeit. In: Ipek. Jahrb. f. prähist. u. ethnogr. Kunst. Jg. 1936. S. 65 f.
[83]) Szmit a. a. O. vgl. Fussnote [11]).

und ostwandalischem Formengut noch wenig erkennbar sind. Jedenfalls steht der keramische Formenkreis von Stara Wies der westwandalischen Kultur näher als der typisch ostwandalischen der Przeworsk-Stufe[84]), während in den Bronze- und Eisenbeigaben eine gewisse Übereinstimmung herrscht, die sich auch auf das reiche Inventar von Chmielow Piaskowy[85]), Kr. Opatow, im Weichselbogen bezieht. Das Stara Wies benachbart gelegene Drohitschin besitzt in der Tat, wie es ganz naheliegt, viele gleiche Erscheinungen in der spätlatènezeitlichen wie in der kaiserzeitlichen Keramik und ebenso in den Beigaben. Selbst im Grabgebrauch und in der Benutzungsdauer besitzen die beiden Gräberfelder grosse Ähnlichkeit[86]).

Das Auftreten der in Stara Wies als gepidisch wahrscheinlich gemachten (vgl. S. 211) Skelettgräbergruppe um 400 nach Zw. führt abschliessend zu der Frage, ob sich durch die Besiedlungserscheinungen diese Stammeszuteilung weiter erhärten lässt. Als Kernland der gotischen und gepidischen Besiedlung wird von R. Schindler[87]) Ostpommern, Westpreussen und das südwestliche Ostpreussen angesehen; vor allem greift die Besiedlung weichselaufwärts bis in Kreis und Stadt Thorn vor und füllt den Kreis Neidenburg. Um 200 nach Zw. brachen die Goten und um 350 nach Zw. die Gepiden zu ihren Fernzügen in südöstlicher und südlicher Richtung auf. Diese Vorgänge haben zweifellos in der ostwandalischen Bevölkerung ihren Niederschlag gefunden. Teils müssen sich Goten und Gepiden zwischen den Wandalen niedergelassen haben, teils haben sie die angetroffene Bevölkerung gotisiert bzw. gepidisiert. Diesem Vorgang soll bei weiterer Forschung besonderes Augenmerk geschenkt werden.

Auf einer neueren Karte[88]) vom Jahre 1934 (Abb. 25) hat selbst die polnische Forschung einen östlichen Wanderweg der Goten und Gepiden festzulegen versucht, bei dessen Darstellung gotisch-gepidische Fundplätze südöstlich des Weichselmündungsgebietes als des Kernlandes nun auch zwischen Narew, Bug, Weichsel und San erscheinen und sich in Ostgalizien nördlich des Dnjestr und zwischen Prut und Dnjepr fortsetzen. Die für das Fundgebiet von Stara Wies wichtigsten Fundplätze aus seiner Nachbarschaft sind nordöstlich davon Nr. 1 Filipki, Kr. Bialsk, östlich von Stara Wies das bereits mehrfach genannte Nr. 2 Drohitschin am Bug, für das ebenso gepidische Skelettgräber (!) eingetragen sind wie für Nr. 6 Osieck, Kr. Garwolin. Diese Skelettgräbergruppe findet mit weiteren sieben Fundplätzen ihre stattliche Fortsetzung in Ost-

---

[84]) K. Hadaczek, Cmentarzysko cialopalne kolo Przeworska. In: Teka konserwatorska III, 2. Lemberg 1909. S. 1—21. Tafelwerk.

[85]) W. Radig, Indogermanen u. Germanen im Weichselraum. In: Jahrbuch 1941 d. Inst. f. dtsch. Ostarbeit. Krakau 1941, S. 185, Abb. 9a—f. — Gelegentlich der Bearbeitung dieses Gräberfeldes wird es erst möglich sein, den ostwandalischen Formenschatz darzustellen.

[86]) In Drohitschin kam auch in Grab XXIX eine Schädeldecke mit Knochenresten neben einer Schalenurne zum Vorschein. Szmit a. a. O. S. 172/173. Fig. 182, 189. Vgl. unsere Fussnote 5b

[87]) Schindler a. a. O. Karten 5—8. — Karte 6 zuletzt bei Radig, W. Indogerm. und Germ. im Weichselraum. In: Jahrbuch des Inst. f. Dtsch. Ostarbeit. 1941. S. 188/189. Abb. 11.

[88]) Nach dem Vorgang von Wl. Antoniewicz, Archeologja Polski. Warschau 1928. — Wl. Antoniewicz, Slady kultury gockiej na ziemiach slowianskich do najazdu hunów. Warschau 1934. — J. Kostrzewski, Zagadnienie t. zw. kultury gockiej na ziemiach dawnej Polski. Sonderdruck aus Tygodeń o Pomorzu. Posen 1934. — Kostrzewski in: Przegl. Arch. V, 1. — Hierzu B. v. Richthofen, Zum Stand der Vor- und Frühgeschichtsforschung in den westukrainischen Landen. In: Prähist. Ztschr. Bd XXV, 1934, H. 3/4. S. 228 ff. (Karte 4, S. 229). — Diese Karte zuletzt bei Radig, W., Indogermanen a. a. O. Abb. 12. — Kostrzewski (1934) sieht den Weg vom Weichselmündungsgebiet nach Südosten zwischen Weichsel, San und Bug zum Dnjestr durch typisch „pommersches" Formengut aus der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts und vor allem durch Skelettgräber ohne Waffen gekennzeichnet. Letzteres trifft für Stara Wies und Drohitschin (ein Beispiel) zu. Ferner zieht er „pommersche" Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuss und meist fazettiertem Bügel sowie Fibeln mit hohem Nadelhalter heran. Beide Typen sind in Stara Wies (Gr. 9, Nr. 7; Abb. 13d — Taf. IV, Nr. 2, 3, 10. — Gr. 7, Nr. 2/3; Abb. 11 b, c. — Gr. 25, Nr. 1; Abb. 22 f. — Taf. IV, Nr. 4, 5) und Drohitschin (a. a. O.) vertreten. Schon Tackenberg verband den zweiten Ostgermanenstoss nach dem Süden mit den Gepiden, die um 209 an der Grenze Daziens erscheinen. Im Norden Daziens begegnen tatsächlich obengenannte Fibelformen.

galizien. — Südlich an Stara Wies schliessen die Fundorte Nr. 3 Skorbicze, Kr. Brzesc, nahe des Bug, Nr. 4 Rudnik, Kr. Lukow, Nr. 5 Calowanie, Kr. Garwolin, zwischen Weichsel und Bug unmittelbar an[89]). Die Fundkarte wird durch die Eintragung der Skelettgräber von Stara Wies ergänzt. Das Kartenbild zeigt den lebendigen Zusammenhang der Ostseegoten und Weichselgepiden mit dem Süden, auf den recht gut auch der Besitz des Goldmünzhortes, wie er im vorigen Band[1]) dargestellt worden ist, zurückgeführt werden kann.

Vereinzelt im nördlichen Generalgouvernement auftretende Drehscheibenware, wie z. B. in Stara Wies im Skelettgrab 9, erklärt Kostrzewski wie die in der Ukraine bekannte Scheibenware aus dem Schwarzen Meer-Einfluss der Goten.

[89]) Die weiteren Fundorte der Karte Abb. 25 sind: 7. Ruska wies, Kr. Lukow. — 8. Gulin, Kr. Radom. — 9. Lublin, Kr. Lublin. — 10. Leżajsk, Kr. Lancut, Westgalizien. — 11. Niesluchiw, Kr. Kaminka Welika. — 12. Rusilow, Kr. Kaminka Welika. — 13. Zabince, Kr. Tarnopol. — 14. Romanowe Siolo, Kr. Tarnopol. — 15. Psary, Kr. Rohatyn. — 16. Trebowla, Kr. Trebowla. — 17. Uwisla, Kr. Husiatyn. — 18. Hrychowce, Kr. Zbarasy. — 19. Iwanie zlote, Kr. Zalischtschyki. — 20. Blyszczanka, Kr. Zalischtschyki. — 21. Horodnica, Kr. Horodenka.

Abb. 26. Farbige Glasperlen aus dem ostgermanischen Gräberfeld von Stara Wies, Kr. Sokolow. — $^1/_1$ nat. Gr.

Zu den Tafeln:

Taf. I. Ostgerm. Gräberfeld von Stara Wies, Kr. Sokolow: a/b Abtragung des Sandhügels für die Rollbahn, von SO her; c Hügellandschaft von O her; d/e Freilegung des Steinpflasters Nr. 22. — Fot. W. Radig.

Taf. II. Oben: Ostgerm. Gräberfeld Stara Wies, Kr. Sokolow. a/b Brandgrab Nr. 3 in situ; c/d Beigefäss von Skelettgrab Nr. 9. — Fot. H. Kümpel. — Unten: Tassen (e—k) mit geknicktem Henkel (z. T. mit Ausguss) aus ostgermanischen Gräberfeldern des Weichselraumes. — e Podwitz, Kr. Kulm (n. Schindler); f, g Drohitschin am Bug (n. Szmit); h Chmielow Piaskowy, Kr. Opatow; i Opatow, Kr. Opatow; k Stara Wies, Kr. Sokolow. — Masse: f, g; h—k ⅓ nat. Gr. — h, i, k Zeichn. der Sektion Vorgeschichte am Inst. f. Deutsche Ostarbeit.

Taf. III. Stara Wies: Einzelfunde der Spätlatènezeit aus dem ostgermanischen Gräberfeld. — Nr. 1 ⅔; 2, 4, 10 ⅓; 3, 5—7 ½; 8, 9, 11—31 ¼ nat. Gr. — Zeichn. der Sektion Vorgeschichte am Institut für Deutsche Ostarbeit.

Taf. IV. Stara Wies: Einzelfunde der Kaiserzeit aus dem ostgermanischen Gräberfeld. — Nr. 1, 14, 19—36 ½; 2—5, 7—11 ⅔; 6 $^1/_1$; 12, 13, 15—18 ⅓ nat. Gr. — Zeichn. der Sektion Vorgeschichte am Institut für Deutsche Ostarbeit.

Taf. V. Stara Wies: Keramik (Einzelfunde) aus dem ostgermanischen Gräberfeld, vorwiegend kaiserzeitlich; Nr. 33 frühgeschichtlich. — Nr. 1—5, 7—26, 33 ¼; 6 $^1/_5$; 27—29, 31, 32 ⅓; 30 $^1/_8$ nat. Gr. — Zeichn. der Sektion Vorgeschichte am Institut für Deutsche Ostarbeit.

DER NOVEMBERAUFSTAND DES JAHRES 1830 IN WARSCHAU

VON STAATSARCHIVRAT DR. ROLAND SEEBERG-ELVERFELDT, LUBLIN

Über die Ereignisse des 29. November 1830 und der folgenden Tage in Warschau sind wir durch eine Reihe zeitgenössischer Schilderungen unterrichtet. Zumeist entstammen sie russischen oder polnischen Federn, mitunter rühren sie auch von Verfassern anderen Volkstums her[1]). Unbekannt jedoch blieb weiteren Kreisen der Bericht eines Zeitgenossen, des deutschstämmigen kais. russ. Staatsrats Karl Heinrich von Busse, auf den schon 1871 sein Neffe, Julius Freiherr von Bohlen auf Bohlendorf (Rügen), aufmerksam gemacht hatte[2]) und der wohl nach Busses Randnotizen noch aus dem Jahre 1831 stammt.

Karl Heinrich von Busse ist am 24. Juli n. St. 1787 in St. Petersburg als Sohn des Konsistorialrats und Predigers an der ev.-luth. Kirche zu St. Katharinen, Johann Heinrich von Busse[3]) geboren[4]), besuchte die Schule in St. Petersburg, Riga und Magdeburg, studierte an der Rechtsschule in St. Petersburg und wurde 1809 bei der Gesetzeskommission und 1811 als Sekretär beim Prinzen August von Oldenburg, Gouverneur von Estland, in Reval angestellt. Letzteren begleitete er 1812—14 im Feldzuge gegen Frankreich. Bis 1816 bekleidete Busse seine Stellung beim Prinzen von Oldenburg in Reval, ging dann wieder nach St. Petersburg zur Gesetzeskommission als Sekretär des Reichskanzlers Grafen Nikolaus Rumjancow und wurde 1818 nach Warschau in die Kanzlei des wirkl. Geh. Rats Graf Nowosilzew, des ehem. Justizministerkollegen, versetzt. Unter Nowosilzew, der in Polen kais. russ. bevollmächtigter Kommissar war, arbeitete er u. a. an dem Reglement für die russischen Zollämter des Zartums Polen mit und erhielt hier den Stanislausorden 3. Kl. und Annenorden 2. Kl.

In Warschau lebte Busse, nur durch längere Reisen, u. a. nach Litauen, Deutschland, Belgien, Holland und 1825—27 nach Wien, unterbrochen, bis zum Novemberaufstand und verliess die Stadt erst Ende des Jahres 1830. Nach der Wiederherstellung der Ruhe wurde er vom Generalfeldmarschall Paskewitsch mit der Ordnung der Akten der Kanzlei des Grafen Nowosilzew betraut

---

[1]) Es ist hier nicht beabsichtigt, eine Zusammenstellung der Memoirenliteratur zur Geschichte des Novemberaufstandes zu geben. Die Erinnerungen von M. Mochnacki (2 Bände, Paris 1834), K. Bronikowski (4 Bände, Paris 1844—45), J. Bem (3 Bände, Paris 1846 und Leipzig 1848), P. Wysocki (2 Bände, Paris 1867), J. Dwernicki (Lemberg 1870), H. Dembiński (2 Bände, Krakau 1875), Diebitsch-Zabalkanski (Russk. Starina 1895), M. Tschaikowski (Russk. Starina 1895, poln. Lemberg 1898), K. Forster (Krakau 1906), Graf A. Zamoyski (2 Bände, Krakau 1906), J. Lelewel (Warschau 1924), das Sammelwerk der Erinnerungen über den Aufstand 1830/31 (poln., Lemberg 1882), die Quellen zur Geschichte Polens nach den Teilungen (8 Bände, poln., Krakau 1907 bis 1908) u. a. sind bekannt, ebenso die z. T. umfangreichen Gesamtdarstellungen von polnischen Verfassern, u. a. L. Miroslawski (Paris 1876), St. Barzykowski (Posen 1883—1884), A. Śliwiński (Krakau 1912 und vom selben Verfasser die Biographie des M. Mochnacki, Warschau 1921), J. Prądzyński (Krakau 1894), J. Kucharzewski (Biographie des M. Mochnacki, Warschau 1910), W. Zamojski (Biographie des Generals Zamoyski, 5 Bände, Posen 1910). In russischer Sprache ist der Novemberaufstand u. a. von T. Schmidt, A. K. Puzyrewski (St. Petersburg 1886, auch in deutscher Übersetzung) und N. K. Schilder (St. Petersburg 1903), in deutscher von F. v. Smitt (3 Bände, Berlin 1839), Knorr und Sokolowski behandelt worden. Im grösseren Zusammenhange hat deutscherseits sich zuletzt K. Stählin, Geschichte Russlands... Bd. III (1935) S. 346 ff. mit dem Novemberaufstande beschäftigt.

[2]) In dem von ihm aus dem Nachlass Karl Heinrich von Busse's veröffentlichten „Herzog Magnus, König von Livland" (Leipzig 1871) S. XI.

[3]) Seinen Lebenslauf vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 13. Jg. 1835 (Weimar 1837) S. 599 ff. Über seine Familie, Vorfahren usw. vgl. Staatsarchiv Stettin, Rep. 41 Nr. 1604. Joh. Heinr. v. Busse's Vater war Superintendent in Gardelegen in der Altmark.

[4]) Seinen ausführlichen Lebenslauf veröffentlichte J. v. Bohlen a. a. O. S. III ff. Vgl. auch „Inland" (Dorpat 1860) Sp. 774 und Staatsarchiv Stettin Rep. 41 Nr. 1604.

die er auch vom 14. November 1831 bis zum 13. Mai 1832 durchführte. Nowosilzews Kanzlei wurde geschlossen, Busse — seit 1826 Staatsrat — zum Mitglied des Reichsrats ernannt, jedoch auf sein eigenes Gesuch hin aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt.

Noch im Jahre 1832 verliess er Warschau und zog, nach längerem Aufenthalt in Deutschland und Livland, 1836 nach St. Petersburg, wo er bis kurz vor seinem Tode, der ihn am 9. Mai 1860 in Halle ereilte, seit 1843 als Geschäftsträger seines früheren Chefs, des nunmehrigen Grossherzogs August von Oldenburg, lebte.

Busse verband juristischen Scharfsinn und politische Aufgeschlossenheit mit grossem historischem Interesse. Mit der Geschichte Russlands und Polens aufs beste vertraut, hatte er in polnischen Archiven längere Studien getrieben, von denen noch heute eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen, zumeist zur livländischen Geschichte[5]), Zeugnis ablegen. Durch seine Stellung und seinen Verkehr in ersten russischen und polnischen Kreisen besass Busse umfassende Kenntnisse der Zeitereignisse, die ihn zur Abfassung einer umfangreichen Geschichte des polnischen Novemberaufstandes befähigten. Von dieser Darstellung, die im Reinkonzept 233 Oktavseiten umfasste, hat er aus unerklärlichen Gründen vier Fünftel vernichtet. Die übriggebliebenen Fragmente[6]) bilden jedoch, zumindestens in ihren ersten Teilen, in der Schilderung der von Busse selbst miterlebten Zeit in Warschau, soweit ein einheitliches Ganzes, dass ihre Mitteilung an einen weiteren Kreis gerechtfertigt erscheint. Denn „Kenntnis der Personen und Dinge, verbunden mit ruhigem, objektivem Urteil über dieselben, sind in jeder Zeile, die von der sorgfältigen und gewissenhaften Arbeit erhalten worden, zu erkennen“[7]). Über seine Gewährsmänner, u. a. den preussischen Generalkonsul in Warschau, Schmidt, spricht sich Busse selbst aus. Freilich, völlig sine ira et studio zu schreiben, war ihm seiner ganzen Stellung nach nicht möglich; dennoch glaubte er, nach sorgfältiger Prüfung nur das Wahre berichtet zu haben.

Zum Text sei vorausgeschickt, dass die Wiedergabe in heutiger Rechtschreibung, im übrigen unverändert erfolgt ist. Sperrungen und Anmerkungen stammen von dem Bearbeiter. Vom Abdruck der letzten Fragmente, die zusammenhanglos die weiteren Phasen des Aufstandes bis zum Ende berichten, wurde zugunsten der Schilderung der Warschauer Ereignisse, die auf Autopsie beruhen, Abstand genommen. Die letzten Fragmente wiederholen nur allgemein Bekanntes. Über die Novembertage in Warschau berichtet Karl Heinrich von Busse jedoch folgendes:

„Der 29te November 1830, mit dem für Polen eine so stürmische, verhängnisvolle Zeit begann, war in Warschau ein windstiller, etwas trüber, lauer Herbsttag. Um 6 Uhr abends herrschte noch in der ganzen Stadt ungestörte Ordnung und sicherer Friede; die Einwohner jedweden Standes, mit Ausnahme derjenigen, die den Ausbruch des nahen Aufstandes eilig vorbereiteten, lagen ihren Geschäften ob oder gingen Vergnügungen nach oder pflogen der Ruhe. In die Zahl der letzteren gehörte ich. Nach einem heiteren, durch Gespräch über das gewöhnliche Mass verlängerten Mahl in der französischen Restauration des Sieur Sbarbori war ich langsam durch die friedlichen und belebten Strassen in meine Wohnung, in einer der Hauptstrassen der Stadt, die Neue Welt genannt, zurückgekehrt. Ich hatte hierauf meine Siesta gehalten, war wieder aufgestanden und überlegte, ob ich für den Abend noch ein Theater besuchen oder zu Hause bleiben sollte, als ein plötzlicher Lärm, ein Rennen vieler Menschen und verwirrtes Geschrei meine Aufmerksamkeit auf die Strasse lenkte. Ich eilte ans Fenster, doch der Lärm war vorüber-

---

[5]) Vgl. Ed. Winkelmann, Bibliotheca Livoniae Historica, 2. Aufl. 1878 S. 557.

[6]) Erhalten sind (Staatsarchiv Stettin, Rep. 41 Nr. 1559) die Seiten 1—12; 15—16; 39—42; 71—74; 79—86; 89—96; 225—233.

[7]) Bohlen a. a. O. S. XI.

gezogen, die Laternen erleuchteten eine ziemlich leere Strasse und nur an den Haustüren standen in kleinen Gruppen Menschen, die in dem Inneren der Häuser wohnend, durch Neugierde herbeigezogen waren. Ich schickte meinen Bedienten, der im Vorzimmer sich aufhielt, hinab, um nach der Veranlassung des eben vernommenen Lärms sich zu erkundigen. Es dauerte nicht lange, so kehrte er in grosser Bestürzung zurück und sagte, es sei in der Stadt ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen und eine Abteilung polnischer Soldaten (gewesen), wäre soeben in wilder Eile die Neue Welt hinabgezogen.

Ruhig, weil ich den Umfang des schon Geschehenen nicht kannte und noch weniger das zunächst Bevorstehende beurteilen vermochte, liess ich mir Hut und Mantel geben, befahl den Bedienten, mich zu erwarten und ging in ein nahegelegenes Haus, teils um auf der Strasse etwas Näheres selbst zu erfahren, noch mehr aber, um eine mir befreundete Frau zu besuchen, deren Gatte abwesend war und die ich mir in peinlicher Beängstigung dachte. Ich fand sie in der Tat sehr aufgeregt, suchte sie zu beruhigen und verliess sie nach einiger Zeit, um weiter in die Stadt hineinzugehen, mit dem Versprechen indes, bald wiederzukommen. Die Neue Welt, die Krakauer Vorstadt, obgleich sie Hauptstrassen sind, und es nicht später als halb neun Uhr abends war, fand ich gänzlich verödet. Nur sehr wenige Menschen, Studenten, an ihrer Uniform kenntlich, und polnische Soldaten waren mir begegnet, doch war alles ruhig. Eine Gruppe, die am Sächsischen Platz stand und von dem über die Häuser hinüberleuchtenden Feuerschein rötlich erhellt war, hörte ich im Vorbeigehen von der Ermordung des Kriegsministers, Grafen Hauke[8]), sprechen, doch hielt ich ihre Worte für irres Gerede. Als ich vom Schlossplatz durch die Senatorenstrasse in die Metstrasse einbog, kamen mir einzelne bewaffnete Bürger entgegen, die mit den Säbeln auf das Strassenpflaster schlugen und laut riefen: „Zu den Waffen, Polen! Zu den Waffen! Zum Arsenal, zum Arsenal!"

Da diese Ausrufer sich mehrten und ich keineswegs im Sinne hatte, ihrer Einladung zu folgen, kehrte ich zurück, um noch vor dem Tumult, der hier offenbar im Zunehmen war und bald sich über die nächsten Strassen verbreiten konnte, meine Wohnung zu erreichen. Als ich mich wieder auf der Krakauer Vorstadt befand, hörte ich in der Entfernung das hohle Geschrei: „Zu den Waffen, zu den Waffen!". Einzelne Kolbenstösse fielen dröhnend auf die Haustüren, um die Einwohner zum Kampf aufzufordern. Die Strasse, die ich durchschritt, war öde, die Laternen verloschen und nur von weitem leuchtete die Lohe brennender Häuser. Dieser entfernte Waffenlärm, die dumpfe Stille und der rote Feuerschein am Himmel bildeten zusammen ein grässliches Vorspiel erwachender Volkswut.

Nachdem ich den versprochenen Besuch gemacht und der geängstigten Freundin die Beruhigung mitgeteilt hatte, die mehr aus dem eigenen nicht leicht erschütterten Gemüte floss, als der wirklichen Lage der Sache angemessen war, erreichte ich unangefochten meine eigene Wohnung und befahl dem Bedienten, mir den Tee und das Abendessen zu besorgen. Nachdem hierin das Übliche angeordnet war und er zur gewöhnlichen Nachtstunde mich verlassen sollte, bat er mich, ausgehen zu dürfen, um den Tumult in der Nähe zu sehen. Ich verweigerte ihm die Erlaubnis nicht, zugleich jedoch, da er ein Pole war, ihm einschärfend, ja keinen Anteil an den Unordnungen zu nehmen, die verübt werden könnten, da die Untersuchung und Verhaftnehmung der Unruhestifter gewiss nicht ausbleiben würde. So versichert war ich, und mit mir gewiss neun Zehntel der Bevölkerung Warschaus, dass die Bewegung nur ein vorübergehender Auflauf des Volkes sei, der durch die Bestrebung der Garnison bald gedämpft sein würde, und dass es daher am ratsamsten sei, sich zu Hause zu halten und den Pöbel austoben zu lassen.

---

[8]) Über seinen Tod vgl. Th. Schiemann, Geschichte Russlands unter Kaiser Nikolaus I. Band III, (Berlin 1913) S. 42 u. 54.

In eine Arbeit vertieft, die meine ganze Aufmerksamkeit erforderte und auch wirklich auf sich zog, sass ich um Mitternacht am Schreibtische, als ich plötzlich die drei Türen der vorderen Zimmer hastig öffnen hörte und dann die Nichte meines Hausherrn, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, in dasjenige hereinstürzen sah, in welchem ich, bereits im Nachtkleide, mich befand. Niemals war sie zu mir hereingekommen, ich kannte sie nur vom Ansehen und es war also natürlich, dass ich über diesen späten Besuch erstaunt, rasch aufstand und ihr entgegen eilte. „Mein Gott", rief sie, „Sie sitzen so unbesorgt bei offenen Türen, indes die rasenden Polen die Russen aufsuchen und töten!"

Meine erste Bewegung war ein Blick auf die Strasse, indes da ich diese, wie vorhin, vollkommen leer sah und auch keinen nahen Lärm vernahm, behielt ich, jedoch freimütig gestanden, nur eine erkünstelte Fassung. Ich dankte meiner jungen und schönen Beschützerin für ihre gutgemeinte Warnung und setzte hinzu, dass ich keine Gefahr voraussehe, übrigens sogleich die Türen schliessen würde, die nur zufällig offengeblieben wären, indem der Bediente mit meiner Erlaubnis ausgegangen sei. „Nicht doch, nicht doch", rief sie, „Sie sind hier nicht sicher; kommen Sie zu uns; obgleich wir auch Ausländer sind, so wird man uns doch als Deutsche nicht überfallen". Ich gab nach und ging mit ihr in die Wohnung des Oheims, eines reichen Mannes, der früher ausübender Arzt gewesen, aber längst aller Praxis entsagt hatte. Hier fand ich ausser seiner Frau noch eine polnische Dame, die bei ihnen einen Abendbesuch gemacht und darauf, nach dem Ausbruch des Aufstandes, sich gefürchtet hatte, in ihre entlegene Wohnung mitten durch die Stadt zu fahren.

Wir brachten die Nacht am Fenster zu, die Strasse, die wir übersehen konnten, blieb ruhig, indem das polnische Regiment reitender Jäger, das diese Nacht und den folgenden Tag noch den Befehlen der russischen Befehlshaber gehorsamte, die Ausgänge der Neuen Welt besetzt hielt. In der Entfernung hörten wir einzelne Schüsse fallen. Von Zeit zu Zeit sahen wir Kosaken und russische Ordonanzen vorbeireiten und erwarteten von Augenblick zu Augenblick das Einrücken der russischen Kavallerieregimenter, deren Kasernen so lagen, dass sie von dort aus zum Arsenal an unseren Fenstern vorbeiziehen mussten. Gegen Morgen bemerkten wir aber eine ganz entgegengesetzte Bewegung. Aus den Wohnungen russischer Generale und Obersten begann ein Zug eilig angeschirrter Packwagen, welcher Umstand denn dahin deutete, dass die russischen Truppen, die wir erwarteten, nicht in die Stadt rücken würden.

Um 8 Uhr des Morgens verliess ich die gastfreundliche Wohnung meines Hausherrn und ging zu einem Freunde, einem russischen Beamten, der ebenfalls auf der Neuen Welt wohnte. Aus seinen Fenstern sah ich das polnische Jägerregiment abziehen und gleich darauf belebte sich die Strasse auf eine eigentümliche Weise. An der Spitze einer Abteilung polnischer Soldaten, in deren Reihen sich bewaffnete Bürger eingedrängt hatten, ritt ein Unteroffizier, wahrscheinlich ein Mitglied der militärischen Übungsschule, von der weiter unten die Rede sein wird. Er hatte in seinem Gürtel zwei oder drei Pistolen stecken, an einem quer über die Brust gelegten Riemen hing ihm am Rücken eine Soldatenflinte mit dem Bajonett am Lauf, in der Hand hielt er einen entblössten Pallasch. In diesem waffenreichen Anzuge, der wahrscheinlich auf die Einbildungskraft der Zuschauer wirken sollte, rief er das Volk zum Kampfe auf. Die Menge hörte bestürzt zu und sah befremdet dem seltsamen Kriegszuge nach, doch erschollen auch schon vereinzelte Stimmen: „Auf, auf, zu den Waffen und Tod den Russen!", wozu diejenigen aus dem Volke, die am Abend vorher in das Arsenal gebrochen waren und sich mit Waffen versehen hatten, ihre Gewehre in die Luft abschossen.

Ich wende mich jetzt von den unbedeutenden, mich persönlich betreffenden, Umständen zu der zusammenhängenden Erzählung der denkwürdigen Ereignisse, die in der eben gedachten Nacht

stattgefunden hatten. Ich folge hierbei den schriftlichen Berichten und mündlichen Mitteilungen solcher Personen, die entweder an den Begebenheiten tätig Anteil genommen haben oder doch auf irgend eine Art persönlich in dieselben verwickelt wurden, so dass sie handelnd oder leidend, in dem einen wie in dem anderen Falle, immer Augenzeugen der Ereignisse gewesen sind. Obgleich ich nun zugleich von mir nicht sagen kann, dass ich in der Sache ohne Hass und Liebe auftrete, indem ich im Gegenteil Veranlassung zu beidem habe, so darf ich doch behaupten, dass ich nur das erzähle, was ich nach sorgfältiger Prüfung der Nachrichten und Urteile und mit nicht oberflächlicher Kenntnis der Verhältnisse und der Personen für wahr halte, insofern nämlich menschliche Einsicht überhaupt und meine insbesondere die Wahrheit der Behauptungen anderer zuerkennen und den versteckten Zusammenhang verborgener Entwürfe zu ergründen vermag. Zuvor finde ich es aber nötig, die öffentliche Stimmung in Polen in einem kurzen Umrisse darzustellen.

Als Napoleon Bonaparte, mit Hilfe der dazumal ihm gehorsamenden bewaffneten Macht des französischen Reiches, die Anteile des ehemaligen Königreichs Polen, die eine Provinz Preussens geworden waren, zu einem dem Namen nach selbständigen, im Grunde aber von ihm abhängigen Staate, dem Herzogtum Warschau, gestaltet hatte, lag es in seinem Plan, denselben Russland feindlich gegenüberzustellen. Deshalb liess er es geschehen oder suchte es sogar zu veranlassen, dass der Leitung des öffentlichen Wesens in dem neugeschaffenen Staate sich Männer bemächtigten, deren ganzes, bewusstes Leben offener oder versteckter Krieg gegen Russland gewesen war. Als darauf im Jahr 1813 nach Besiegung des französischen und des mit ihm vereinten polnischen Heeres, das ganze Herzogtum Warschau durch bedingungslose Eroberung in den einstweiligen Besitz Russlands kam und später ein Teil desselben, mit Zustimmung der verbündeten kriegführenden Mächte, für immer mit Russland vereinigt wurde und von dem Kaiser Alexander den Namen Königreich Polen erhielt, dessen auswärtige allgemeine Anerkennung er nicht ohne Mühe und Selbstverleugnung auswirkte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, jene oben bezeichneten Männer von den Geschäften zu entfernen und die Leitung derselben anderen anzuvertrauen, über deren mit dem Interesse Russlands übereinstimmende Gesinnungen kein Zweifel obwalten konnte. Die Staatsklugheit erforderte eine solche Veränderung und sie wurde von Preussen, rücksichtlich des diesem Staate zugefallenen Anteils des aufgelösten Herzogtums Warschau nicht verabsäumt. Indessen handelte Alexander nach der Eingebung eines wohlwollenden, jeden Wunsch und jede Bitte gern gewährenden Herzens, vielleicht auch in der Überzeugung, dass jede feindselige Reaktion und verborgene Opposition in dem neuen Staate, wenn nicht aus Dankbarkeit gleich anfangs unterbleiben, so doch allmählich durch den moralischen Druck des offenbaren Übergewichts Russlands vernichtet werden würde. Indessen konnten Männer, die ihr ganzes Leben hindurch physisch oder moralisch Russland entgegengewirkt und für die Wiederherstellung ihres ehemaligen polnischen Staates nicht ohne Aufopferung gearbeitet hatten, nicht so leicht der einmal angenommenen Richtung ihrer Lebenstätigkeit entsagen. Das was Alexander für die Wiederherstellung des polnischen Namens getan hatte, sahen sie für eine vorgerückte Stellung zum Ziel, aber keineswegs für das erreichte Ziel an. Es war noch zu viel zu tun und zu wünschen übrig. Bei dem allen, wenn sie das bereits Errungene ruhig erwägten, dabei die kolossale Macht Russlands und ihr vorgerücktes Alter berücksichtigen, gestanden sie sich selbstgefällig, dass sie für ihr Leben, wenn sich nicht etwa die Verhältnisse anders und günstiger gestalteten, genug geleistet hatten und nun an die Stelle der früheren, offenen gefährlichen, eine versteckte, die bereits erlangten Früchte geniessende und nur künftige Keime ausstreuende, sie selbst nicht blossstellende, Tätigkeit eintreten lassen durften. So mit sich selbst komponierend, wandte sich ihr Blick auf die jüngeren Männer und die heranwachsende Jugend.

Auf die ersteren sowohl als auf die letztere ward auf mannigfache (Weise) eingewirkt. Legte ein junger Mann, ein subalterner Beamter Gesinnungen an den Tag, die in ihm bei der beabsichtigten

Umwälzung mit der Zeit einen Gehilfen versprachen, so war er des Schutzes, der Beförderung gewiss. Es ward hierbei mit der Behutsamkeit verfahren, die die Erfahrung des Alters und die eigentümliche Zwieseitigkeit der polnischen Sinnesart an die Hand geben. Der Schützling erfuhr nicht, weshalb ihm die Auszeichnung zuteil ward; er konnte es allenfalls erraten, wenn er der ruhigen Einsicht nicht entbehrte. Das Schweigen, das von oben her gegen ihn beobachtet wurde, gewöhnte ihn seinerseits schweigsam zu werden und man endete damit, sich gegenseitig zu verstehen, ohne in gewisser Rücksicht ein Wort miteinander gewechselt zu haben.

Auf die heranwachsende Jugend war schwerer einzuwirken, besonders da der Lehrstand, der zunächst mit ihr verkehrte, ein zwar leicht zu gewinnendes, aber in der Handhabung, vermöge der ihm eigenen Störrigkeit und Steifheit, ein ungefüges und durch seine streitsüchtige Schwatzhaftigkeit ein gefährliches Mittel war. Indessen fanden sich auch in diesem Stande einige gewandte Männer, die den Erwartungen der leitenden Obern entsprachen, ohne dass diese zu befürchten hatten, durch ihre Werkzeuge blossgestellt zu werden.

Ausser diesen gleichsam direkten Einwirkungen bediente man sich anderer, die einen mittelbaren Einfluss ausübten. Vor allem suchte man die ohnehin immer rege, wie ein loderndes Feuer alles verzehrende Eitelkeit der Nation immer heisser anzufachen. Die Geschichte des Volks liess man wie ein orientalisches Feenmärchen mit üppiger Farbenpracht schreiben, man verbreitete Bilder, die Auftritte aus der polnischen Geschichte darstellten, die nie und nirgend in der Art vorgefallen waren; man liess die Dichter preisen, die Lobgedichte auf das eigene Volk verfassten; auf dem Theater suchte man alte verdiente Männer in verbesserter und zu Anspielungen auf die gegenwärtige Zeit angepasster Gestalt auferstehen zu lassen; endlich gaben die historischen Romane von Walter Scott ein neues Mittel an die Hand, die schon verfälschte Geschichte noch mehr zu verfälschen und ganze Generationen und Heere polnischer Helden zu erschaffen...“

Mitten im Satz bricht hier auf Seite 12 das Bussesche Manuskript ab und fährt in der Schilderung der psychologischen Ursachen und der Vorbereitungen des Novemberaufstandes auf Seite 15 fort:

„Das Bedenkliche und Nachteilige bei diesem System bestand hauptsächlich darin, dass man solches Auskundschaften ausseramtlichen, mit dem Vertrauen der Regierung anscheinend bekleideten Individuen auftrug, die darauf gegründeten Anklagen aber, wie es übrigens nicht anders geschehen konnte, den gesetzlich bestehenden Autoritäten zur gerichtlichen Untersuchung und richterlichen Entscheidung überwies. Die gewöhnliche Folge davon war, dass die Beschuldigten nicht nur freigesprochen, sondern auch von denen, in deren Händen die Macht lag, auf vielfältige Art für das Ungemach entschädigt wurden, das man wie ein politisches Märtyrertum ansah.

In der dargestellten Art ward auch das Heer und besonders die militärischen Erziehungshäuser bearbeitet, denn obgleich die Reorganisation desselben dem Grossfürsten Konstantin aufgetragen war, und es also in eine grössere Abhängigkeit von russischen Einflüssen kam, als die Verwaltung des Landes, so waren doch gerade im Heer die zahlreichsten Elemente der entschlossensten Reaktion gegen Russland. Hier befanden sich die Bruchstücke der polnischen Legion, die Überreste Bonapartischer Scharen; diese waren die Veteranen des neuformierten Heeres, nach ihnen bildeten sich die neu eintretenden Krieger. Zwar ging das feste und ausdauernde Bestreben des Grossfürsten dahin, den Geist des Heeres umzuschaffen, indessen, da er nur durch die eben bezeichneten Mittelsmänner wirken konnte, erreichten selbst die nachdrucksvollsten Massregeln nicht ihren Endzweck und die Strenge, mit der sie durchgesetzt werden sollten, dienten den Gegnern, die künstliche Aufregung gegen Russland immerfort zu nähren.

Seit 1822 bis in die Mitte 1830 hatten alljährlich Untersuchungen stattgefunden und es waren nacheinander viele Individuen in Verhaft genommen worden, die man feindseliger Umtriebe gegen Russland beschuldigte. Der russische Einfluss beschränkte sich jedoch darauf, die Angeklagten den Landesgerichten zu überweisen und die polnische Reaktion war jedesmal stark genug, die Beschuldigten freisprechen oder mit unbedeutenden Strafen belegen zu lassen, die niemand zurückschreckten. Die geheimen Verbindungen unter der studierenden Jugend in den Warschauer Lehranstalten und den subalternen Beamten wurden mit jugendlicher Unbesonnenheit entschuldigt, kindische Spiele genannt und die Aufmerksamkeit der russischen Regierung als eine zu grosse, ihrer Würde unangemessene Besorglichkeit vorgestellt. Zuletzt lächelte man, wenn von den Anzeichen einer neu entdeckten Verschwörung die Rede war.

So standen die Sachen, als im November 1830 einige Studenten der Universität bei den Kapuzinern ein feierliches Totenamt für die im Jahre 1795 bei Erstürmung Praga's von den eindringenden russischen Truppen getöteten Einwohner dieser Vorstadt bestellten..."

Wiederum bricht das Manuskript mitten im Satze auf S. 16 ab und fährt erst (S. 39—42) in der Schilderung der Ereignisse in der nördlichen Vorstadt Warschaus am 29. November 1830 fort:

„...Inzwischen dieses um Belvedere und am südlichen Ende der Stadt vorfiel, hatten die Verschworenen im nördlichen Teile derselben ebenfalls die Ausführung ihrer Entwürfe begonnen. Eine Abteilung polnischer Sappeurs sowie ein verführter Haufen Soldaten aus verschiedenen Grenadierkompanien nebst einem grossen Teile des vierten Linienregiments rückten unter der Anführung subalterner Offiziere aus ihren Kasernen und besetzten verschiedene Standpunkte in den Strassen, um die zwei in jener Stadtgegend kasernierten russischen Infanterieregimenter, das Wolhynische und das Litauische, von der Verteidigung des Arsenals, dessen Plünderung man beabsichtigte, zurückzuhalten. Zwei Häuser in einer naheliegenden Strasse, die Neuen Linden genannt, wurden als Signalfeuer für die am anderen Ende der Stadt tätigen Verschworenen angezündet, wobei der Eigentümer des einen, ein Jude, gezwungen ward, sein eigenes Haus in Brand zu stecken. Zur selben Zeit sandte der Zeitungsschreiber Xaver Bronikowski[9]) verabredetermassen Ausrufer durch die Strassen, um das Volk aufzuwiegeln. Um die Gemüter schneller und sicherer zu reizen, bediente man sich hierbei der List und des Betrugs. Überall erscholl der Ruf: „Auf zu den Waffen, Polen, zur Verteidigung, eure Landsleute werden von den Russen gemordet!"

Diese falschen und verräterischen Worte (denn nicht die Polen, sondern die Russen waren von den ersteren überfallen und gemeuchelt worden) hatten ausser der beabsichtigten Wirkung noch eine andere, im Grunde viel wichtigere Folge. Vermutlich wurden sie, nachdem sie dem Grossfürsten Konstantin hinterbracht worden waren, neben anderen Gründen gleichfalls eine Veranlassung, alles Einwirken russischer Truppen einstellen zu lassen und die Beruhigung des Aufstandes polnischen Regimentern zu überlassen. Ich werde noch später Gelegenheit nehmen, auf diesen Gegenstand zurückzukommen[10]).

Sowie Bronikowskis Ausrufer anfingen, sich durch die Strassen zu verteilen, eilte ein polnischer Offizier (man sagt, er sei der Leutnant Dobrowolski[11]) gewesen) in das an der Krakauer Vorstadt gelegene Mannigfaltigkeitstheater (Théatre des Varietés), trat unter die Zuschauer, zog seinen Degen und rief: „Zu den Waffen, Brüder, die Russen morden uns!" — Die gegenwärtigen

---

[9]) Vgl. über ihn Schiemann a. a. O. S. 49.
[10]) Vgl. dazu Schiemann a. a. O. S. 42 u. Manuskript Busse S. 72 f.
[11]) Schiemann a. a. O. S. 47.

russischen Offiziere, die ruhig unter den Zuschauern sassen, gerieten dadurch in schmähliche Haft, die man Kriegsgefangenschaft nannte. Dasselbe wiederholte der Offizier in einem Konzertsaal in der Metstrasse, wo sich unglücklicherweise der Generalleutnant von Richter befand, durch dessen Verhaftung die russischen Truppen eines geschickten und tapferen Anführeres beraubt wurden. Andere Generale wurden, aus freundschaftlichen Abendzirkeln zurückeilend, auf der Strasse ergriffen, namentlich die Generale Jessakow und Engelmann, von denen der erste Chef des Wolhynischen und der letztere Chef des Litauischen Regiments war. Endlich entführte man den General Graf von Nesselrode, den General Kriwcow und den kaiserl. Flügeladjutanten Grafen Buturlin sowie mehrere andere Stabs- und Oberoffiziere mitten im Frieden aus ihren Häusern und nannte sie kriegsgefangen.

Vom Augenblicke des ersten Waffenlärmes waren indes polnische Generale bemüht gewesen, die aufrührerischen Truppen zur Ordnung zurückzuführen. Es ist bereits erwähnt worden, wie es dem General Graf Stanislaus Potocki gelang, sechs Kompanien Infanterie von der Vereinigung mit der Unteroffiziersschule zurückzuhalten. Auch späterhin suchte er aufrührerische Soldaten zu beruhigen, wankelmütige in ihrer Treue zu erhalten und fiel in dieser Bemühung, unweit des Rathauses von der Kugel eines Meuterers getroffen[12]). Der Kriegsminister Graf Hauke, der standhafte Verteidiger der Festung Zamość im Jahre 1813, eilte beim ersten Waffenlärm nach Belvedere, stiess aber auf der Krakauer Vorstadt auf die von dort kommenden Unteroffiziere. Sein Wagen ward von Wysocki[13]) angehalten und er ermahnt, sich an die siegende Sache der Verschworenen anzuschliessen. Mit Unwillen verwarf er den Vorschlag und ward hierauf nebst dem Obersten Mezischewski, der neben ihm im Wagen sass, von den Meuterern erschossen. Einen ähnlichen Tod starb wenige Augenblicke später der General Trembicki, unweit des Arsenals, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die eidbrüchigen Truppen zur Pflicht zurückzuführen. Er war Chef der militärischen Übungsschule und die entzügelte Jugend rächte Disziplinarstrafen mit Meuchelmord. Vom Pferde gerissen sank Trembicki, von Wunden durchbohrt, und sein Leichnam ward entkleidet schmachvoll in eine Gassenrinne geworfen. Der General Sementkowski, Chef des polnischen Generalstabes, der aus seiner Wohnung am Sächsischen Platz sich in das Brühlsche Palais, die Stadtwohnung des Grossfürsten, begeben wollte, wohin derselbe nach einer voreiligen Nachricht zurückgekehrt sein sollte, ward in der Dunkelheit des Abends von unbekannter Hand gemordet. Den General Blumer erschossen polnische Soldaten in seinem Wagen..."

Hiermit schliessen (S. 42) Busses Aufzeichnungen über die Warschauer Novembertage, soweit sie uns erhalten sind, und wenden sich, nach einer grossen Lücke, auf Seite 71 des Manuskripts den Ereignissen ausserhalb Warschaus zu. Wiederum hat uns der Zufall von der einst umfangreichen Handschrift nur Bruchstücke (S. 71—74; 79—86; 89—96 sowie den Schlussabschnitt S. 225—233) erhalten. Diese Fragmente schildern den auch durch andere Berichte bekannten weiteren Verlauf der polnischen Revolution, u. a. den Besuch des polnischen Kriegsintendanten Wolicki beim Grossfürsten Konstantin in Szczechowo (5. Dez. 1830), den Aufstand in Plock und Kalisch, die Gesandtschaft an den Zaren. Bald nach dem Manifest der Landbotenkammer vom 20. Januar 1831 verliess Karl Heinrich von Busse Warschau (S. 79),

„...nicht weil ich Grund gehabt hätte, für Leben oder Freiheit zu fürchten, sondern weil mir einerseits das hinterlistige Treiben der Frechheit und andererseits das unverständige Nachgeben der Schwäche, die beide auf gleiche Weise zur Zerrüttung und zum Untergange des gemeinen

---

[12]) Schiemann a. a. O. S. 54.

[13]) Peter Wysocki, Schwimmlehrer an der Militärschule der Fahnenjunker, gründete 1828 mit mehreren Fähnrichen eine den Aufstand planende Gesellschaft (Schiemann a. a. O. S. 47 f.).

Wesens (Gemeinwesens) führten, immer unausstehlicher ward, je länger ich es ansah. Meine Entfernung erforderte zwar vielfache Aufopferungen, doch ich brachte sie ungescheut, mit fester Entschlossenheit. Die Hauptstadt bot in jenen Augenblicken, wenn man nur an der Oberfläche stehen blieb, einen bewegten, bunten und selbst heiteren Anblick dar. Die Provinz hatte sich nach Warschau hin an Müssiggängern, Glücksjägern und Patrioten entleert; die Strassen waren belebter als gewöhnlich. Junge Männer in bunten, frisch erdachten Uniformen, mit schleppendem Säbel und klirrendem Sporentritt rannten auf und ab, Frauen mit dreifarbigen neumodischen Hüten in der Gestalt einer Revolutionsmütze zeigten sich gern auf den Spaziergängen. Die Studenten übten sich auf den öffentlichen Plätzen unter Anleitung eines der Unteroffiziere aus der Fähnrichsschule in soldatischen Handgriffen, die Müssiggänger und Gaffer in nicht unbeträchtlicher Zahl taten, als tun sie etwas zum Besten der Revolution. In den Kaffeehäusern waltete heftiges Toben und Waffengeklirr; es wurden Reden gehalten und vaterländische Lieder gesungen; auch war es leichter, als zuvor, zu geniessen und nicht zu bezahlen. Die häufig gelesenen Zeitungen enthielten nur angenehme Nachrichten oder unterhaltende Invektiven. Überall war Leben, Laufen und Lachen. Anders jedoch in dem Inneren der meisten Häuser. Der ruhige, erwerbende Bürger sah ein, wie Habenichtse, Phantasten und unruhige Köpfe durch eine plötzliche Explosion die Herrschaft an sich gebracht hatten und durch Schrecken und die Gunst der Umstände sie immer mehr befestigten. Er sah einen sieglosen Kampf mit dem übermächtigen Russland und die Vernichtung des Landes voraus. Aber der Widerstand einzelner, und wären ihrer viele Tausende, muss der vereinten Kraft von Hunderten weichen.

Von Warschau entfernte ich mich in der Richtung über Kalisch zur preussischen Grenze. Der Landstrich, den ich auf diesem Wege durchschnitt, war im Zustande vollkommener Ruhe. Die Strasse war mit Fuhren bedeckt, die Getreide und andere Lebensmittel nach der Hauptstadt brachten, indem die Eigentümer sich beeilten, ihre Vorräte zu verkaufen, ehe sie von Truppen requiriert würden. Die Städte Sochaczew, Lowitsch, Kolo und andere, die man auf diesem Wege durchreist, sahen öder aus, wie gewöhnlich. An den Schlagbäumen standen betrunkene Sensenmänner auf der Wache. An den Posthäusern, den Chausseegebäuden usw. hatte man die russisch-polnischen Wappenschilder abgeschlagen und dies war, neben den Sensenmännern, das einzige sichtbare Zeichen der Revolution. In Kalisch herrschte grössere Aufregung, doch waren die unruhigsten Köpfe bereits nach Warschau geeilt. An den Toren standen die deutschen Fabrikarbeiter auf der Wache. Die Grenze selbst, die anderthalb Meilen von Kalisch entfernt ist, bewachten allein die Zöllner, die guten Muts schienen..."

Busse geht anschliessend auf die Ereignisse nach der Proklamation des Zaren vom 5/17. Dezember 1830, die Ergebnisse der Gesandtschaft an Nikolai, die Schritte des Diktators Chłopicki, die Arbeiten der Landbotenkammer an der Verfassungsurkunde und die Wahl der neuen Regierung mit Fürst Adam Czartoryski an der Spitze ein. Hier folgt nun die längste Lücke in Busses Manuskript — es fehlt völlig die Schilderung des weiteren Verlaufs der Revolution — und das Fragment schliesst (S. 225) mit der Darstellung der Verhandlungen des Generals (Graf) Berg am 12. September 1831 in Nowydwor bei Modlin und der Beschreibung der endgültigen Unterdrückung des polnischen Aufstandes durch Feldmarschall Paskewitsch. Karl Heinrich von Busses's abschliessendes Urteil über den polnischen Novemberaufstand geht aus seinen Worten hervor (S. 73):

„Das Unrecht der Russen bestand darin, gegen die Erfahrung aller Zeiten, gegen das Beispiel aller Völker, die jemals gesiegt, einem überwundenen Feinde aus Grossmut oder falscher Berechnung die Waffen und die Möglichkeit gelassen zu haben, dieselben zu gebrauchen."

KUNSTGESCHICHTE IM DIENSTE DER VOLKSFORSCHUNG

Zur kommenden Ausstellung „Altdeutsche Kunst aus Krakau und dem Karpatenland" im Institut für Deutsche Ostarbeit.

In seinem Aufsatz „Kunstforschung im Osten" (in: Mitteilungen der Deutschen Akademie 13.1938, 361—367) hat Dagobert Frey den Wandel der Kunstforschung in den letzten Jahrzehnten beschrieben. Von einer das Kunstwerk isoliert und rein vom Standpunkt der Qualität betrachtenden Anschauung, die im klassischen Altertum und in der italienischen Renaissance absolute Höhepunkte und allgemeingültige Wertmasstäbe erblickte, gelangten vor allem die germanischen Völker zu einer den mannigfachen Erscheinungsformen der Kunst aufgeschlosseneren Haltung. Man bemühte sich einmal um Einfühlung in den individuellen Charakter des einzelnen Kunstwerks, zum andern aber sah man in ihm auch das Wesen seiner Zeit und seines Volkes verkörpert.

Erst eine solche Betrachtungsweise konnte dem deutschen Volk die Augen öffnen für die gewaltigen Leistungen seiner Kunst im europäischen Osten. Die Erschütterungen des Weltkriegs und die nachfolgende Zerreissung des mitteleuropäischen Lebensraums machten dann mit schmerzhafter Deutlichkeit die Bande fühlbar, die uns mit den Werken deutscher Kunst in den Teilen Mitteleuropas verknüpften, die uns jetzt fremd und feindlich gegenüberstanden. Die heftigen, z. T. grotesken Bemühungen der Gegenseite, die deutsche Kunst in den jeweils herausgerissenen Stücken Mitteleuropas als Schöpfungen des eigenen Genius auszugeben, etwa die Thorner Schöne Madonna als polnische und den Prager Veitsdom als tschechische oder gar tschechoslowakische Kunst zu proklamieren, riefen auch die deutsche Wissenschaft auf den Plan. Die hauptsächlich von der Deutschen Akademie und dem Deutschen Verein für Kunstwissenschaft unterstützten Forschungen zur deutschen Kunst in den baltischen Ländern, im ehemaligen Polen, in der damaligen Tschechoslowakei und in Siebenbürgen hatten an der geistigen Vorbereitung des deutschen Volkes für seine grossen Aufgaben im Osten einen nicht unwesentlichen Anteil.

Die ungeheuren Ereignisse des gegenwärtigen Krieges stellten die deutsche Kunstforschung im Osten vor eine völlig neue Situation. Beschränkte sie sich früher darauf, das auf Studienreisen und aus der Literatur zusammengetragene Material geistig zu verarbeiten, so sah sie sich jetzt in den dem deutschen Machtbereich neu angegliederten Gebieten dem Material gleichsam in Lebensgrösse gegenüber. Sie hatte plötzlich ungehinderten Zugang zu der gesamten Fülle des Denkmälerbestandes. Grosse Bibliotheken standen ihr plötzlich zur Auswertung offen. Sie war mitbeteiligt und mitverantwortlich an Aufgaben, die früher den einzelnen Staatswesen obgelegen hatten: der Sicherstellung, Konservierung und Restaurierung von Kunstwerken, der Denkmalpflege, der Betreuung und dem Ausbau von Kunstsammlungen usw.

Überblickt man die bis zum Ausbruch des Krieges geleistete Forschungsarbeit, so erscheint es bei kritischer Heranziehung auch der fremdsprachigen Literatur durchaus möglich, in grossen Zügen eine Gesamtgeschichte der deutschen Kunst im Ostraum zu entwerfen. Wir stehen nunmehr vor der Aufgabe, die im grossen gewonnenen Erkenntnisse am Einzelnen zu erproben, die bereits vorhandenen Umrisse mit deutlicher Innenzeichnung zu versehen. Diesem Ziel dient z. B. eine bei der Sektion Kunstgeschichte des Instituts für Deutsche Ostarbeit in Arbeit befindliche Bibliographie zur deutschen Kunst im Ostraum (ehemaliges Polen, deutsche Kunst in Russland und der Ukraine, Slowakei, Ungarn, Siebenbürgen). Und im Dienste dieser Aufgabe steht auch die Ausstellung, mit der das Institut für Deutsche Ostarbeit jetzt vor die Öffentlichkeit tritt: „Altdeutsche Kunst aus Krakau und dem Karpatenland".

Schon in polnischer Zeit war eine Ausstellung den Denkmälern gotischer Kunst auf dem Boden des damaligen Polen gewidmet: 1935 in Warschau unter dem Titel „Polnische gotische Kunst"

MEISTER VON LANGENDORF (SCHLESIEN), VOTIVBILD DES GREGOR VON BRANICE. KRAKAU 1425

(Polska sztuka gotycka). Sie krankte unheilbar an der Uneinheitlichkeit des polnischen Staatsgebildes. Da die Krakauer Kirchen und Sammlungen nichts hergegeben hatten, war das südliche Polen nur durch Leihgaben aus dem Diözesanmuseum von Tarnow vertreten. Den grössten Raum nahmen infolgedessen Kunstwerke aus dem damaligen „Grosspolen", also Westpreussen und dem Warthegau ein. So fehlte dem Ausstellungskörper einerseits durch die Auslassung der Krakauer Kunst das Rückgrat, andererseits setzte er sich aus zwei heterogenen Teilen zusammen, der schlesisch-südostdeutsch beeinflussten des Karpatenvorlandes und der viel stärker westlich orientierten des damaligen „Korridors". Starke Unterschiede in der Qualität der ausgestellten Objekte, völliges Fehlen des Kunstgewerbes usw. kamen hinzu.

Die gegenwärtige Ausstellung kann zunächst auf ganz anderen äusseren Voraussetzungen aufbauen. Die im Anschluss an den Polenfeldzug durch den Sonderauftrag Staatssekretär Dr. Mühlmann durchgeführte Konzentrierung der bedeutendsten Kunstwerke aus dem Generalgouvernement in Krakau, die von E. Kneisel geleitete Restaurierwerkstatt des Sonderauftrags, die Überlassung von Kunstwerken aus den Städtischen Sammlungen und den Krakauer Kirchen gaben vorher ungeahnte Möglichkeiten an die Hand. Vor allem aber sind die inneren Voraussetzungen der Ausstellung wesentlich organischere. Die künstlerische Leistung einer alten deutschen Stadt und des ihr zugehörigen deutschen Siedlungsgebietes in der bedeutsamsten Zeit ihrer Entfaltung ist das Thema der Ausstellung.

Krakau als Zentrum deutscher Kunstübung bedarf heute keiner näheren Erklärung mehr. Eher scheint eine Erklärung des hier gebrauchten Begriffes „Karpatenland" angebracht.

Dieser Name steht hier zunächst für den zwischen Weichsel und San den Karpaten vorgelagerten Raum, der das Kerngebiet der mittelalterlichen deutschen Siedlung im heutigen Generalgouvernement darstellt. Nachdem schon im 13. Jahrhundert eine erste Welle deutscher Siedler von der Zips her das Gebiet um Neumarkt (Podhale) erreicht hatte, ergoss sich im 14. Jahrhundert ein Strom deutscher Siedlung von Schlesien her, allmählich immer weiter nach Osten vordringend. Wie nun diese Deutschen gleichsam die östliche Fortsetzung des schlesischen Neustammes waren, so waren die gleichzeitig das Gebiet der heutigen Slowakei erfüllenden deutschen Siedler und Bürger als Karpatenschlesier die östliche Fortsetzung des Sudetenschlesiertums. Der dadurch gegebene siedlungsgeschichtliche und stammesmässige Zusammenhang, dessen genauere Kenntnis wir vor allem den Forschungen Herbert Weinelts verdanken, erfuhr im späteren Mittelalter durch die wichtigen Handelswege, die von Norden nach Süden durch die deutschen Karpatenstädte führten, noch eine bedeutsame Verstärkung. Wenn daher für diese Ausstellung der Name Karpatenland gewählt wird, statt etwa „Vorkarpatenraum" oder ähnlichem, soll damit der Erkenntnis von der engen Verbundenheit des mittelalterlichen Deutschtums im südpolnischen Raum mit dem angrenzenden Karpatendeutschtum Ausdruck verliehen werden — einer Erkenntnis, die sich auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht immer mehr durchzusetzen beginnt.

Dies ist also die Aufgabe unserer Ausstellung im Dienste der Volksforschung: Zeugnis abzulegen von deutschem Kunstschaffen in einem ehemaligen grossen deutschen Gau, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts an Volksbodenfläche, Menschenzahl und kultureller Kraft dem siebenbürgischen nicht nachstand, zugleich seine Verbundenheit mit dem deutschen Mutterland und dem gleichstämmigen Deutschtum der Karpaten aufzuzeigen. Mit Absicht wurde die zeitliche Grenze mit dem Ende des 15. Jahrhunderts gezogen, weil bis dahin der stammesgebundene, im wesentlichen also schlesische Charakter der hiesigen Kunstübung bei gelegentlichem donauländischem Einschlag klar erkennbar ist. Der Einstrom Nürnberger und oberdeutscher Kunst zur Dürerzeit dagegen wird durch Handelsbeziehungen vermittelt und ist rein städtisch orientiert. Dieser reichen und glanzvollen Epoche deutscher Bürgerkunst in Krakau muss eine besondere Ausstellung vorbehalten bleiben.

Dr. Ewald Behrens.

DIE PODHALANISCHEN GÓRALEN IM SÜDLICHSTEN TEIL DES KREISES NEUMARKT

EINE VOLKSTUMSKUNDLICHE SKIZZE VON DR. ANTON PLÜGEL

III. TEIL[1])

V. WERTUNG

Werden und Wandlung

Im Verlauf der volkskundlichen Schilderung konnte dargelegt werden, dass die podhalanische Kultur ein noch nicht voll harmonisiertes Gemenge ist, bei dem zunächst in den Sachgütern der Einfluss der deutschen Kultur unverkennbar ist, während der Lebenskreis der Hirten und Jäger besonders stark in einem altertümlichen südöstlichen Kulturverband verwurzelt ist. Die historische Schichtung des Góralentums wirkt bis heute fort. Das führt zu der Frage, welche Bedeutung diese Schichtung für das Wesen des Góralentums hat, in welcher Weise sich die Vorgänge der kulturellen Überschichtung und Durchdringung auf die innere Form und Kraft góralischer Kultur ausgewirkt haben. Dazu muss versucht werden, Gestalt und Inhalt der einzelnen Schichten und ihre Kraft beim Aufeinandertreffen abzuwiegen.

Über die alte Grundlage des Góralentums wird erst nach vertiefter vergleichender Untersuchung der slawischen Völkerschaften genaueres auszusagen sein. Es ist zur Zeit auch nicht mit Sicherheit zu klären, ob es sich dabei um ein kleinpolnisches, ein slowakisches oder ein drittes Element handelte und ob, bzw. wie stark schon an dieser frühen, mittelalterlichen Bevölkerungsgrundlage des Góralenlandes ein etwaiger germanischer Anteil beteiligt gewesen sein könnte. Ebenso ist über vorgermanische, bzw. andere vorslawische Elemente zunächst nichts Sicheres auszusagen. Die Kulturanalyse dieser ältesten Schicht ist sehr schwierig. Es darf nicht einfach jedes altertümliche Element der góralischen Kultur der letzten Jahrhunderte ihr zugewiesen werden, weil nach der deutschen Welle die walachische Wanderung nochmals einen starken Einschub altertümlicher Kulturformen brachte. Die Komplexheit der walachischen Kultur erschwert eine Analyse noch mehr. Es darf aber angenommen werden, dass sich in dieser altgóralischen Grundlage keine gegenüber den benachbarten Gruppen grundsätzlich fremden und andersartigen Elemente befanden, so dass wir für die weitere Entwicklung noch an Parallelvorgängen in den Nachbargebieten einen gewissen Vergleichsmasstab finden können.

Ein eigenartiges Geschick hat dem Góralenland eine wirkliche Stabilisierung seiner Kultur- und Volkstumsverhältnisse versagt. Das hohe Mittelalter brachte eine starke deutsche Welle, deren mächtige Auswirkungen wir bis heute verfolgen konnten. So wie die schliessliche Aufsaugung der deutschen mittelalterlichen Kolonisationswelle den Ostvölkern überall eine höchst wertvolle Bereicherung ihrer biologischen Substanz und ihres kulturellen Potentials gebracht hat, so auch im Góralenland. Wahrscheinlich ist die Masse des nordischen Blutsanteils der Góralen auf diese deutsche Einwanderung zurückzuführen. Ferner wurde gezeigt, dass kennzeichnendste góralische Sachgüter Nachlebsel deutsch-gotischer Formen sind. Dass sie sich bis heute in oft recht klarer Form gehalten haben, zeigt ihre Kraft und Stärke und die Macht des Kulturpotentials der deutschen Kolonisationswelle wie auch die Aufnahmebereitschaft der einheimischen Bevölkerungsgrundlage. Durch die Verbindung der deutschen Welle mit der Grundschicht ist das Altgóralentum ähnlich wie weiter nördlich in der grossen Vorkarpatenwaldzone Teile des polnischen Volks in eine innere Aufgeschlossenheit dem Westen gegenüber

[1]) I. Teil s. „Die Burg", 1941, Heft 3, S. 54—66,
II. Teil s. „Die Burg", 1942, Heft 1, S. 94—159.

versetzt worden, die abgeschlossene Lage des Landes hat aber diese Bereitschaftspotentiale nicht wirksam werden lassen und zur Ausbildung einer wohl schon damals stark lokal gefärbten Sondergruppe geführt.

Durch das Vorschieben der walachischen Wanderwelle in die Westkarpaten erfährt die góralische Kultur und Bevölkerung eine sehr bedeutsame Wandlung. Die walachische Wanderung steht mit der damals einsetzenden stärkeren Besiedlung des eigentlichen Podhale wohl in ursächlichem Zusammenhang. Im podhalanischen Hirten- und Jägertum ist dieser Einfluss besonders stark. Das podhalanische Hirtentum erscheint über das aus dem Zwang der Umwelt abzuleitende Mass einfacher Formen und Einrichtungen hinaus altertümlich und rückständig; besonders, wenn wir einen Vergleich mit den Sachgütern aus der deutschen Kulturwelle ziehen.

Inhalt und Gestalt beider Kulturen waren zweifellos sehr verschieden, ihre Potentiale gegensätzlich gerichtet. Auf der einen Seite stand der deutsche Anteil am Kulturaufbau des spätmittelalterlichen Góralenlandes mit geformter Gemeinschaft, ausgebildeter bäuerlicher Wirtschaft und dem Zug zu handwerklicher Entwicklung. Noch in der Verinselung ist dieser Kultur deutlich die Herkunft aus einer volkstumsmässig geschlossenen und zu klarer Formgebung gelangten grossen Nation anzumerken. Auf der anderen Seite stand das unruhige, bewegliche Hirtenelement der Walachen, im ganzen Träger einer sehr altertümlichen Lebensform, kaum zu Ackerbauerntum und werkstädtisch ausgerichtetem Handwerk geneigt, ohne klar und straff geformte Gemeinschaft, durch die lange Unruhe der Wanderperiode kulturell verarmt und volkstumsmässig aufgelöst, zudem durch die Aufnahme südslawischer, rumänischer, ruthenischer und andrer Elemente während der Wanderung (Dobrowolski 1938; 2) mitten in einem Prozess kultureller Wandlung begriffen. So erscheint die im volkskundlichen Teil angedeutete verhältnismässig rasche Auflösung des walachischen Kulturkomplexes in den Westkarpaten aus inneren Gründen und durch den Zusammenprall mit einer deutschmitbestimmten Kultur begreiflich.

Die aktive Formungskraft der deutschen Welle muss durch diesen Einstrom und durch die sich immer mehr verstärkende Unterwanderung des Góralenlandes von Norden her erschöpft worden sein. Die im Walachentum vereinigten Elemente waren in ihrer Masse und in ihrem kulturellen Besitz wie in dessen Richtung wohl zu sehr von der deutschen Welle verschieden, als dass diese nach der Durchdringung noch eine besondere aktive Kraft hätte bewahren können. Vielmehr sind, durch die räumliche Abschliessung besonders begünstigt, Erstarrungserscheinungen eingetreten. Gegenüber der Kulturkraft, die uns aus den letzterhaltenen Überresten mittelalterlicher Bauten, etwa der Kirche in Dębno anspricht, ist die provinziell sonderentwickelte und erstarrte Fortführung etwa deutschmittelalterlicher Wohnratformen ein deutlicher Abfall. Ähnliche Erscheinungen treffen wir im Gebiet des deutschen mittelalterlichen Einflusses.

auch sonstwo häufig an. Die Inseln deutschen Volkstums und deutscher Kultur werden aus dem lebendigen Blutszusammenhang mit ihren Wurzeln gelöst, sie halten dann zwar meist zäh das mitgebrachte Gut fest, nehmen aber nicht mehr an der Entwicklung der Heimat teil und führen die alten Formen erstarrt noch lange weiter.

Immerhin hätte die Verschmelzung der drei Elemente, der alten Grundlage und der mit ihr wohl schon recht fest verbundenen deutschen Welle mit dem einwandernden Walachentum bei dessen unscharfer Prägung vielleicht zu einer recht eigenartigen harmonisierten Neubildung führen können, worauf die rasche Auflösung des walachischen Kulturkomplexes deuten könnte, wenn nicht zugleich auch durch die polnische Unterwanderung eine weitere, und zwar dauernde und zunehmende Wandlung erfolgt wäre. Seit der Durchbrechung des Vorkarpatenwaldgürtels

kommen in steigendem Masse kleinpolnisch-lachische Elemente herein und gehen in der Bevölkerung des Góralenlandes auf. Durch sie wird das Góralenland immer stärker aus seinen Verbindungen mit dem Süden gelöst und nach Norden zu geöffnet. Zunächst betraf dies das Neumarkterland, dann erfasst diese Bewegung auch das eigentliche Podhale, das besonders stark nach dem Süden ausgerichtet gewesen war. Die Tatra ist das Zentrum einer podhalanisch-slowakischen Gemeinschaft, die ebensosehr in der alten Bevölkerungsgrundlage begründet sein mag wie im Hereinwirken des Zipser Deutschtums und der walachischen Welle. Auch heute noch sind die starken Fäden sichtbar, die das Góralentum, besonders aber die Podhalaner mit den Nachbarlandschaften der Slowakei verbinden. Die kleinpolnisch-lachische Sickerbewegung hatte abgesehen von der durch sie immer mehr verstärkten Bindung an Krakau kaum etwas Neues für den Aufbau der góralischen Kultur zu bieten. Durch das ständige Hereinkommen neuer, nicht mit der alten góralischen Lebenshaltung vertrauter Menschen, die ausserdem noch in ihrer rassischen Substanz nicht mit den anderen Elementen übereinstimmten, wurde jede Harmonisierung gehemmt. Wegen der mangelnden Harmonisierung war das entstandene Kulturgemenge auch nicht zu einer nach aussen stosskräftigen vollen Einheit geworden, nur äusserliche Elemente, z. B. Trachtenstücke haben im Zuge einer noch zu besprechenden Góralenmode eine über das Góralengebiet hinausgehende Verbreitung genommen.

Der Kulturbruch

Bei allen den besprochenen Wellen hat es sich um in ihrer jeweiligen Art kulturkräftige und -schöpferische, ungünstigstenfalls passive Volkskulturen gehandelt, die in ihrer Gesamtheit doch eine Bereicherung des Lebens und der Kulturformen brachten. Jedes dieser Volkstümer besass ein inneres Kulturpotential, und wenn diese auch noch so gegensätzlich gerichtet sein mochten, so hatten sie doch jedes seinerseits irgendwelche Werte zu vermitteln, zwischen denen immer noch eine fruchtbare Auseinandersetzung der Spannungen möglich war. Man könnte diese Kulturbegegnungen und -auseinandersetzungen als aufbauende bezeichnen, selbst wenn sie bei den Elementen der differenziierteren Kulturen im ungünstigsten Fall zu Erstarrungserscheinungen führten.

Grundsätzlich anders ist der Ansturm der internationalisierten, aus dem alten bäuerlichen Volkstum vollkommen gelösten Stadt mit allen seinen Begleiterscheinungen, wie er sich durch nun schon bald ein Jahrhundert auf das Góralenland, besonders aber auf das landschaftlich bevorzugte Podhale vollzieht. Die Vorboten dieses Kulturbruchs im Podhale sind schon mit dem tieferen Eindringen der kirchlichen Praxis gegeben. Kirche und entwurzelte Stadt bringen wohl irgendwelche Geistes-, bzw. Sachgüter mit sich ins Land, aber diese Berührung ist so gut wie immer eine abbauende. Die Kirche in ihrer grundsätzlich lebensabgewandten, volkstumsfeindlichen Jenseitsbezogenheit ist der Wegbereiter der liberalistischen, bindungslosen Moderne gewesen. Auch dort, wo sie unter scheinbarem Eingehen eines Kompromisses äusserliche Formen des Volkstums, etwa des Brauchtums rezipiert hatte, war sie bemüht, in diese Formen einen vollkommen neuen, dem ursprünglichen meist diametral entgegensetzten Sinn hineinzutragen und den alten Inhalt zu verdrängen. Damit wurden aber die alten Bindungen und Wertmasstäbe des Lebens erstmalig schwer erschüttert.

Im Neumarkter Land ist eine kirchliche Praxis schon sehr alt, anders im eigentlichen Podhale, wo in den abgelegeneren Gegenden die Menschen nominell zwar immer Christen waren, in Wirklichkeit aber dank ihrer Ferne von jeder geregelten kirchlichen Praxis in ihrem Wesen noch lange recht altertümlich-heidnisch geblieben waren. Auch gelegentliche Wallfahrten und das Eindringen christlichen Aberglaubens liessen noch genügend heidnisches Lebensgefühl bestehen. Bis ins 18. Jahrhundert ist sogar eher ein Rückgehen des kirchlichen Einflusses auf das eigent-

liche Podhale und seine nördlichen Randgebiete gegenüber den hoch- und spätmittelalterlichen Anstrengungen der Kirche bemerkbar. Das äussert sich z. B. darin, dass die um 1340 gegründete Pfarre Szaflary 1519 als Filiale Neumarkt unterstellt wurde. 1537 wird in Białka eine Filialkirche von Ostrowsko eingerichtet, endlich wird in Czarny Dunajec noch 1602 eine Pfarre eingerichtet. Damit erschöpft sich aber zunächst die Einflussnahme der Kirche auf das Podhale.

Mit den Pfarren, bzw. Kirchen von Czarny Dunajec, Ludzimierz, Szaflary, Neumarkt, Ostrowsko und Białka blieb die Kirche weit nördlich, bzw. knapp am Rande des Podhale stehen. Erst seit der Übernahme Galiziens durch Österreich schritt sie ins Podhale weiter vor. 1786 wurde in Chochołów eine Filialkirche von Czarny Dunajec eingerichtet, die 1817 zur Pfarre erhoben wurde. 1806 erhielt Poronin eine Neumarkt unterstellte Kapelle, erst 1834 wurde dort eine Pfarre eingerichtet, der aber ausserdem noch die Seelsorge in den südlich von Poronin liegenden Dörfern übertragen war. 1847 wurde Zakopane von Poronin getrennt und erhielt eine eigene Pfarre, 1885 wurde in Nowe Bystre eine Filialkirche von Czarny Dunajec eingerichtet, 1887 bekam Bukowina seine Kirche, die 1902 Pfarre wurde. Und erst in allerjüngster Zeit hat die Kirche auch noch in andren podhalanischen Orten Pfarren und Filialen eingerichtet, so 1914 in Olcza (Ortsteil von Zakopane), 1916 in Kościelisko, 1932 in Ząb (Ortsteil von Zubsuche) und vor kurzem in Dzianisz. (Elenchus für 1894 und 1937).

Diesem Vordringen des Netzes der kirchlichen Organisation ins Podhale entspricht auch ein stärkeres Aufkommen einer engen kirchlichen Bindung des Volkes und ein Vordringen der unterwürfigen polnischen Frömmigkeit. Wie unberührt von kirchlichen Dingen die Podhalaner bis zur Einrichtung der Kirchen im Podhale geblieben waren, das konnte die volkskundliche Schilderung gelegentlich zeigen. Ganz besonders deutlich zeigen dies auch Erzählungen, die übereinstimmend von verschiedenen Seiten vom Verhalten der Zakopaner Bauern in der neugegründeten Kirche in den ersten Jahren ihres Bestehens gegeben werden. Danach schlugen die zur Kirche kommenden Bauern ihre Stockäxte in die Türpfosten, behielten in der Kirche den Hut auf dem Kopf, gingen während des Gottesdienstes plaudernd umher und entzündeten ihre Pfeifen am ewigen Licht. Nun darf man darin nicht den Ausdruck einer glaubenslosen Haltung sehen, sondern nur die Naivität, mit der diese von kirchlicher Praxis bislang recht unberührt gebliebenen Bauern dem Neuen gegenübertraten und wie sehr sie ihr Verhältnis zu ihrem Herrgott und ihren Heiligen persönlich auffassten und nach der Art ihres sonstigen Lebens zu gestalten gewohnt waren. Es bedurfte schon sehr fester Pfarrer, um die Podhalaner von ihrer eigenen Weise der Religiosität einigermassen auf den Pfad der kirchlichen Norm zu bringen.

Der erste Pfarrer von Zakopane, Stolarczyk, der selbst aus dem nördlichen Góralenland stammte, war dazu offenbar die richtige Persönlichkeit. Bis heute scheint sich übrigens im Volk der Typus des Spottgebets erhalten zu haben, trotz aller Versuche des Klerus, diesen auszurotten. Auch sonst gelten die Podhalaner als Gruppe, die sich der Kirche zwar willig unterordnet, aber doch immer noch ihre eigene Art der Frömmigkeit hat. Trotzdem setzen sich aber die Formen östlicher Kirchenfrömmigkeit langsam bei vielen durch. Wiederholt konnte ich beobachten, dass podhalanische Bauern ihren Pfarrern mit tiefer Unterwürfigkeit gegenübertraten — das passte so gar nicht zu dem sonst so selbstsicheren und stolzen Auftreten der gleichen Männer. Daneben haben sich aber viele Angehörige auch der älteren Generation ihre innere Freiheit in kirchlichen Dingen gewahrt.

Die Kirche war aber nicht die einzige Organisation, die ins Podhale kam und ihre Forderungen an die unvorbereiteten Menschen stellte. Hatte schon in polnischen Zeiten der Steuereinnehmer seinen Weg schliesslich auch in die fernsten podhalanischen Dörfer gefunden, so suchte die österreichische Verwaltung im Podhale die Regelmässigkeit der Steuerleistung und des Heeres-

dienstes einzuführen; letzteres ein Unternehmen, das nach Berichten noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Selbstverstümmelungen, Flucht in die Berge und Desertionsfällen aus Heimweh geführt haben soll. Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass Podhalaner im ersten Weltkrieg mit zu den tapfersten Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee gehörten; ich habe im Podhale mehr als einen getroffen, der mit Stolz seine Tapferkeitsauszeichnungen zeigte und von seinem Heeresdienst erzählte.

Der österreichische Staat führte mit der geordneten Verwaltung auch die allgemeine Schulpflicht ein; der Bau von Bahnen von Neumarkt nach Zakopane und über Czarny Dunajec hinüber in die Slowakei brachte die ersten Masseneinwanderungen fremder Arbeiter und danach den Zuzug von Fremden, die zur Erholung nach der Tatra kamen. Durch alle diese Quellen drangen vollkommen wurzelfremde Vorstellungen und Ansichten ins Podhale ein, ohne dass die Podhalaner zu irgendeiner Gegenwehr ausser gefühlsmässiger Ablehnung vorbereitet gewesen wären. Die Schule mit polnischer Unterrichtssprache wurde ebenso wie die Kirche ein Werkzeug der polnisch-nationalistischen Propaganda und Erziehung. Die eigenartige Sprache der Podhalaner wurde zurückgedrängt, viele der Eigenelemente ihres Wortschatzes sind nur mehr alten Leuten bekannt. Bei der Jugend, die sie oft nur beim Lesen der Mundartdichtung kennenlernt, hat die Schulsprache sie verdrängt.

Die schwerste Belastungsprobe für das Podhalanertum bedeutet aber zweifellos der Masseneinstrom von Fremden verschiedenster Herkunft, die aus dem Bauerndorf Zakopane eine mondän überkrustete Stadt gemacht haben. Der Name Zakopane ist am besten mit „weltabgeschieden, vergraben" zu übersetzen, seit zwei Geschlechterfolgen rückte es aber immer mehr in den Blick der Welt. Völlig wehrlos stand das altertümliche podhalanische Volkstum dem Ansturm gegenüber. Schon äusserlich hat dieser Stoss der bindungslosen „modernen" Stadt mit allen ihren liberalistisch-jüdischen Begleiterscheinungen die nachteiligsten Folgen für die Podhalaner gehabt. Die volkskundliche Schilderung konnte zahlreiche Belege dafür bringen. Das begann mit der Verkitschung góralischen Stils und Ornaments im Zakopaner Stil des vergangenen Jahrhunderts und endete bei der Charakterlosigkeit des heutigen von Beton- und Ziegelkästen durchsetzten Ortsbildes von Zakopane; das zeigt die Entwicklung der Andenkenindustrie ebenso wie die Aufgabe und Zersetzung der Tracht, das Verschwinden der alten Keramik und der Hinterglasbilder, die blauweissen Blechemaillewaren und scheusslichen billigen Buntdrucken Platz gemacht haben. Wo mit der Einführung einer Neuerung ein wesentlicher technischer oder Lebenshaltungsfortschritt erreicht wurde, ist selbstverständlich nichts gegen die Aufnahme neuer Elemente zu sagen; es wird niemandem einfallen, die Abschaffung des elektrischen Lichts und die Wiedereinführung der kaminlosen Rauchküche zu befürworten, aber in den meisten Fällen sind mit der überhasteten Übernahme von Fremdgütern wertvolle alte Güter sinnlos zerstört und aufgegeben worden. Es gibt so manches góralische Haus, dessen Eigentümer durch den Fremdenverkehr zu Geld gekommen war und der die guten und schönen alten Wohnratstücke zugunsten furnierter Möbel städtischer Fabriken hinauswarf. Ein paar schlechte, süssliche Drucke und sonstige Wohngreuel, städtische Kleidung und dazu noch entsprechend verstädterte Berufe der Kinder lassen dann vollkommen vergessen, dass man Góralen gegenübersteht. Auch jene Góralen, die längere Zeit in den Städten oder auch im Ausland als Handwerker tätig waren und dann in ihre Heimat zurückkehrten, haben einen gewissen Anteil an der Auflösung der alten Volkskultur.

Hingegen haben die als Erntearbeiter schon seit Jahrhunderten in die Nachbargebiete ziehenden Góralen zwar einen ständigen schwachen Einstrom fremder Kulturgüter vermittelt, aber doch nicht eigentlich zum Kulturbruch beigetragen, weil sie ja in der Hauptsache mit bäuerlichen Fremdgruppen zu tun hatten. Am bedeutsamsten ist dabei die góralische Wanderung nach der Slowakei und Ungarn gewesen, wohin Góralen als Hirten und Erntearbeiter, vielfach auch

als Weinlesearbeiter zogen. Der starke Einfluss slowakischer und ungarischer Volksweisen auf die góralische Musik hängt damit zusammen.

Besonders verheerend waren die Folgen der vielen Überfremdungswellen für die Güter der geistigen Kultur und die innere Haltung der Betroffenen. Mit der brutalen Rücksichtslosigkeit, die den entwurzelten Städter kennzeichnet, hat dieser immer wieder in das góralische Kulturleben eingegriffen, die berichtete Verfälschung des Räubertanzes zu einem „Tanz um das Weib" ist ein kleines Sinnbild der vom Zakopaner Fremdenrummel ausgegangenen Verfälschung und Verderbnis góralischen Volkstums und der Zerstörung jeden Sinnes und Gefühls für das echte, handwerklich saubere und volkstumsmässig wahre Gut, die in der Heimindustrie wütete. Dazu kommt die Einwirkung der unmittelbaren Vorbilder des Fremdenverkehrs, der seine üblen Sitten ins letzte Dorf hinaufschleppte, auf das persönliche Leben der Podhalaner. Es ist zweifellos ein höchst unglückliches Zusammentreffen, dass auch der Ansturm der Stadt und anderer die alte Lebensordnung angreifender Faktoren im gleichen Zeitpunkt wie das Vordringen der Kirche erfolgte, die ein in seiner Lebenshaltung noch heidnisches Volkstum in seinem Weltgefühl umzukneten begann und dadurch in diesem Volkstum Spannungsperioden herbeiführte, die jede andre Erschütterung doppelt gefährlich werden liessen.

Dieser Ansturm der Moderne hat die Dörfer des Podhale ungleich stark getroffen, so dass z. B. Zakopane sehr stark überfremdet ist, daneben aber etwa in Dzianisz, Zubsuche und Ratułów noch richtige kleine Reservationen des alten Lebens fortbestehen. Es ist eine für die Podhalaner recht wesentliche Frage, welcher der beiden Gruppen es gelingen wird, die andre sich anzugleichen. In Zakopane ist die alte Lebensweise vielfach von ihren Grundlagen her zerstört. Das weltferne, auf Genügsamkeit und die Heimat eingestellte Leben des kleinen Bergvolkes ist dort dem trügerischen Wunschbild einer falschen Mondänität gewichen. Dieses Wunschbild zwingt die ihm Verfallenen unaufhaltsam in eine immer tiefere Proletarisierung hinein, in eine seelische Entwurzelung und Haltlosigkeit, deren nächste Folgen oft Trunk und Liederlichkeit sind. Dem Fremden fallen in Zakopane zunächst gerade diese entwurzelten Elemente auf, die noch dem bäuerlichen Leben treu gebliebenen Zakopaner bekommt er kaum zu Gesicht; daher sind auch die meisten abfälligen Urteile über „die" Góralen mit Vorsicht aufzunehmen. Der Podhalaner, der auf seine Räuberahnen so stolz ist, scheut sich nicht davor, im Fremdenverkehr kleine Beutelschneidereien zu versuchen; es ist ein tiefer Fall vom freien Bergbauern und Hirten zum Schlittenkutscher in Zakopane. Dass daneben gerade auch von solchen Entgleisten die Fiktion eines stolzen Volkstums in Äusserlichkeiten aufrechterhalten wird, zeigt nur, dass dieses Volkstum in Wirklichkeit schon stark bedroht ist.

Dazu stürmt seit Jahrzehnten eine mit allen Mitteln vorgetragene, bewusst und unbewusst aufgenommene Welle polnisch-nationalistischer Propaganda auf die Góralen ein, auf ein Völkchen, das sogar seine vorübergehend ausgebildeten Sippenverbände aufgelöst hatte und das zweifellos noch einige Stufen in der Entwicklung des Gemeinschaftsgedankens aus sich heraus hätte überwinden müssen, bevor es einen Staatsgedanken in vollem Umfang mitzutragen befähigt wäre. So wurde aber dieses noch gar nicht zum Bewusstsein seiner Eigenart gelangte Völkchen urplötzlich und ohne Vorbereitung und Übergang in politisches Geschehen hineingerissen.

Noch sind die Folgen dieses Kulturbruchs nicht abzusehen. Zwar ist die zersetzende Einwirkung polnischer und jüdischer Grosstädter heute durch die Erklärung des Podhale zum Sperrgebiet in vielem glatt abgeschnitten worden, aber damit ist nur die Verhinderung eines Weiterfliessens des fremden Giftstroms erreicht, nicht aber sind damit die von ihm in Jahrzehnten angerichteten Schäden auch ausgeheilt. Die deutsche Verwaltung war in den wenigen Jahren bemüht, wenig-

stens die ärgsten Auswüchse zu beseitigen und dem wertvollen einheimischen Element eine Möglichkeit zum Wiederaufbau zu geben. Für das Podhalanertum ist der Kulturbruch, der sich vollzogen hat und der noch immer fortwirkt und zu einer Entscheidung drängt, der einschneidendste Vorgang seiner Geschichte. Die Podhalaner stehen heute am entscheidenden Punkt ihrer völkischen Lebenslinie.

Ähnliche Vorgänge haben sich zu wiederholten Malen bei Völkern aller Erdteile und Kulturzugehörigkeit abgespielt. Aber verschiedene Umstände verleihen diesem Vorgang bei den Podhalanern für uns besonderes Interesse. Die ethnologische Forschung nimmt heute gerade an solchen Kulturbruchvorgängen lebhaften Anteil, weil sie in ihnen Hinweise zur Aufklärung von Entwicklungen zu finden hofft, die sich anderswo zu Zeiten abgespielt haben, aus denen keine ausreichenden historischen Quellen vorliegen. Es ist im Fall der Podhalaner also gleichsam ein Paradigma hohen allgemeinkulturhistorischen Wertes gegeben. Aus der Aufschliessung der Kulturbrucherscheinungen und ihrer Folgen können wir aber auch wertvolle Grundlagen für das Verständnis ähnlicher Entwicklungen bei anderen Ostvölkern gewinnen und damit zu einer vertieften Einsicht in das kulturelle und oft auch politische Geschehen und die angebahnte Entwicklung in diesen Fällen gewinnen. Während die west- und mitteleuropäischen Bauerntümer durch den engen Zusammenhang mit der heimischen Werkstadt und ihrem Lebenskreis den Übergang zu vielen neueren Lebensformen als gradlinige Entwicklung vollziehen konnten, hat der Aufeinanderprall der Technik und vieler andrer Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit bei einer Reihe ihrem ganzen Wesen nach sehr einfacher und altertümlicher Völker des Ostens sehr komplizierte Kulturbrucherscheinungen hervorgerufen, zu denen wir am Beispiel des Podhale einen unter unseren Augen sich abspielenden Parallelvorgang besitzen. Endlich gewinnen wir aus der Betrachtung des Kulturbruchs im Podhale erst die richtige Grundlage zur Wertung des Podhalanertums und seiner jetzigen Stellung.

Der Volkscharakter in der Auffassung fremder Beobachter

Wie nach dem soeben Ausgeführten zu erwarten ist, widersprechen die Schilderungen des Volkscharakters der Góralen und ebenso die Wertungen, die dieser erfahren hat, einander sehr. Die ganze Wertreihe von schwärmerischer Romantik bis zu ablehnender Verachtung ist anzutreffen. Das mag zum Teil damit zusammenhängen, dass die Erfahrungskreise der einzelnen Schilderer und Beurteiler recht verschiedene gewesen sind, auch damit, dass die Schilderung eines Volkscharakters als ganzheitliche Summe seiner Einzelglieder ein recht schwieriges Unterfangen ist und dass sich dabei doch immer wieder die mit einigen wenigen gemachten Erfahrungen vordrängen können, in der Hauptsache aber ist diese Unterschiedlichkeit der Wertung der Góralen und im besondern der Podhalaner aber wohl darauf zurückzuführen, dass die grosse Mehrzahl der Schilderer in keiner Weise bemüht war, das ihm entgegentretende Wesen des Podhalanertums aus seiner besondren Eigenentwicklung heraus zu erfassen, sondern sich in der Beurteilung von Auffassungen und Schlagworten seiner Herkunft und Zeit führen liess, wenn nicht überhaupt in Voreingenommenheit irgendwelche besondren Zwecke verfolgt wurden. Es kann nun nicht Aufgabe dieser Skizze sein, die verschiedenen literarischen und politischen Stimmen in Vollständigkeit zusammenzustellen, einige wenige Beispiele mögen genügen.

Die Unterschrift des schon mehrfach erwähnten Stichs aus dem Ende des 17. Jahrhunderts setzt die Begriffe Freibeuter und Górale geradezu einander gleich. Damit ist zweifellos die Meinung gekennzeichnet, die in weitem Umkreis von diesem Völkchen herrschte, freilich nicht nur von ihm allein, sondern z. B. auch von den Huculen, die sogar ihren Namen vom Räubertum ihrer Vorväter tragen. Dass diese Auffassung eine gewisse Berechtigung besass, wurde dargetan, indessen wurde auch hier wie so oft in der Völkerkunde ein Volk nach den seinen Nachbarn auffälligsten und unangenehmsten Eigenschaften und Volksteilen gewertet.

Etwa aus der Zeit um 1800 liegt uns eine Schilderung vor, die vielleicht sogar aus dem Munde eines Präfekten von Neumarkt stammt und wohl ungefähr die Ansicht der altösterreichischen Verwaltungsbeamten aus der ersten Zeit der Berührung mit dem weltabgeschiedenen Podhalanertum über dieses wiedergeben dürfte. Ein gewisser Ärger über die Versetzung nach dem damals nicht grade allzu anziehenden Galizien ist dabei allerdings neben dem Überlegenheitsgefühl des beamteten Vertreters einer städtisch-ständischen Kulturwelt in Rechnung zu setzen, wenn es heisst: „Die Sitten der dortigen Einwohner sind grob und reichen... in frühere ungebildete barbarische Jahrhunderte zurück, soweit, dass sie es nicht als ein Vergehen betrachten, einen Menschen zu erschlagen oder zu bestehlen", und weiter: „Im Sommer beschäftigen sie sich mit der Wirtschaft, im Winter gehen sie oftmals in den Wald, um zu räubern. Dies ist der Grund, warum es unmöglich ist, in der Tatra allein umherzugehen, es sei denn in grösserer, gut bewaffneter Gesellschaft" (Rostworowski-Zborowski 1929). Auffallend richtig ist die Wertung des Räubertums als letzten Rest einer altertümlichen Lebensform. Die Kennzeichnung der Vergangenheit als barbarisch ist stehende Ansicht der Zeit.

Von der gleichen Grundauffassung geht auch der Bericht eines Reisenden aus dem dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts aus, der wegen seiner Ausführlichkeit von Interesse sein kann. Einige Stellen daraus: „Schnaps und starken ungarischen Tabak lieben sie leidenschaftlich". „Die Góralen sind während des Bestellens der Felder sehr fleissig, ist diese Zeit jedoch vergangen, unterliegen sie der Faulheit und tun bis zur Ernte nichts. Einige von ihnen gehen nach Ungarn, andre wandern mit den Herden auf die Bergweiden. Manche bemühen sich, eine noch bequemere Art zum Leben zu finden und durch Diebstahl zu verdienen". „Sie stehen dem Tode gleichgültig gegenüber, selten beweint ein Vater sein Kind, der Mann die Frau und umgekehrt. Vielmehr freut sich der Ehepartner über den Tod des anderen, um bei einer zweiten Heirat etwas zu gewinnen. Ebenso freuen sich der Bruder und die Schwester beim Tode eines der Geschwister, weil sie mehr erben. Wenn es auch so aussieht, als ob der Górale von gutartiger, freundlicher Gemütsart wäre, so ist er dabei doch schlau, durchtrieben und rachsüchtig". „Wenn ein Górale sich schuldig fühlt und er sich ausserdem in den Händen der Gerechtigkeit befindet, dann ist er milde, gutmütig und sanft wie der Wolf in der Grube, kriechend und demütig. Jedoch in der Freiheit sind die im Wald versammelten Góralen grob, übermütig, dreist und trotzig, auch zum Blutvergiessen geneigt". — „Eine ausserordentliche Angst haben die Góralen vor dem Soldatendienst. Um ihm zu entgehen, verkrüppeln sie sich Hände und Füsse und schneiden sich die Ohren ab. Bei der Aushebung zum Militär gibt er allerhand Krankheiten an und macht sich selbst auf verschiedene Weise krumm und lässt sich einen Weichselzopf wachsen. Die Heimat liebt er sehr". „Nach Hause gekommen, ist der Górale der gleiche, der er vor dem Eintritt ins Heer gewesen ist; er lebt ärmlich von Haferbrot, das er dienend oder bettelnd gewinnt". — „Die Neigung zum Diebstahl ist bei den Góralen erblich. Die ersten Ansiedler in dieser Gegend waren Flüchtlinge, welche vor der Strafe in diese Einöde flüchteten und von Raub und Herdendiebstahl lebten". — „Die erbliche Eigenschaft des Stehlens und Raubens erhielt sich noch bei den Góralen bis zu unseren Zeiten, wenn auch in kleinerem Masse als bei ihren Vorfahren. Einen fünfjährigen Knaben gibt man einem älteren Hirten zur Hilfe beim Weiden der Schafe bei. Er lernt von dem alten Hirten kleine kurze Lieder singen, die mit Diebstahl Zusammenhang haben, so dass der angeborene Hang zum Stehlen noch mehr erweckt und angeregt wird. Solch ein kleiner góralischer Dieb beginnt mit Messern und Pfeifen, und lässt keine Gelegenheit zum Stehlen ungenutzt. Man bestiehlt sich gegenseitig, wenn man jedoch jemand beim Stehlen erwischt, schlägt man ihn erbarmungslos mit einem Stück Holz, tritt ihn mit Füssen und zieht ihn an den Haaren, so lange, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gibt" (Radzikowski 1897). Dieser Bericht hat uns eine Häufung ungünstigster Züge geboten. Wir wissen nicht, was den Verfasser zu so abwertenden Äusserungen gebracht hat; wir werden sie als sehr übertrieben und höchstens in Einzelfällen als zutreffend ansehen dürfen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts löst dann eine genau gegensätzliche Anschauung die Meinung von den barbarischen „Halbwilden" ab. Sie kann zwar diesen oder jenen vom Gesichtspunkt des Städters aus ungünstigen Zug nicht verschweigen, aber sie versucht dann gern in romantisierender Auffassung diesen als Ausdruck einer urwüchsigen Kraft auszulegen. Besonders das Hirtenleben hat bei den Stadtmenschen eine Unzahl romantischer Empfindungen ausgelöst. Das zeigt sich auch in der ersten umfangreicheren volkskundlichen Schilderung des podhalanischen Hirtenlebens, die etwa ein halbes Jahrhundert nach der vorigen liegt: „Die... Berghirten sind von den herrlichsten Bildern einer anmutigen Landschaft umgeben, sie atmen die wohlriechende und leichte Luft, sie sorgen sich um nichts in der Welt, zudem sind sie voll rüstiger Gesundheit und Kraft, und haben einen freien und daher fröhlichen Geist. Das Hirtenleben mit allen seinen Annehmlichkeiten, und wenn wir noch hinzufügen, mit seiner süssen Nichtstuerei, entspricht ihrer Gemütsart am meisten, dieses Leben hat für sie grossen Reiz. Der Hirt liebt seine Felsen, Täler und Gipfel, von ihnen fern hat er Sehnsucht nach ihnen. Mit bewundernswerter Leichtigkeit erklettert er mutig die unzugänglichen Abhänge über grundlosen Tiefen; wie die Bewohnerin dieser Berge, die Gemse, erklimmt er schnell die glatten, senkrechten Gipfel, und, die kleine Pfeife rauchend, liebt er es, nachzudenken und mit Zufriedenheit auf die herrliche Landschaft zu schauen, die sich unter seinen Füssen ausbreitet". (Sutor 1876).

Diese romantische Betrachtungsweise hat sich seitdem erhalten, vor der und um die Jahrhundertwende hat sie zweifellos vorgeherrscht. Die Góralen und im besondren die Podhalaner wurden als glückliche und unbeschwerte Naturkinder ge- und verzeichnet. Was zu ihrem Leben gehört, wurde in leuchtenden Farben geschildert, wie sie nur jener Städter aufzubringen vermag, der sich nach der naiven Einfalt bäuerlichen Lebens sehnt, ohne doch die Kraft aufzubringen, über romantische Empfindungen hinauszugehen und selbst Bauer oder Hirt zu werden. Als Musterbeispiel solcher Schilderungen seien die beiden in Teil II wiedergegebenen Beschreibungen góralischer Tänze genannt, die den Schriften Witkiewicz' entnommen wurden. Ein innerer Zusammenhang mit der Auffassung von den „glücklichen Wilden" ist unverkennbar. Ebenso teilnahmslos wie den ihnen kaum je bekanntgewordenen abfälligen älteren Schilderungen standen die Góralen zunächst aber auch dieser überschwänglichen Romantik gegenüber. Noch war der Stil góralischen Lebens ungebrochen und durch die Härte des Lebens sind die Góralen immer hinreichend gegen weichliche Romantik geschützt. Diese romantische Richtung war vielmehr vollkommen eine Angelegenheit der in Zakopane ansässig gewordenen polnischen Intelligenz. Die literarische Schilderung hat sich seither auch nicht mehr in wesentlichen Dingen ungünstig über die Góralen geäussert. Das mag auch einen politischen Grund haben. Neben dieser halboffiziellen literarischen Meinung steht aber noch die in ihrer Gegensätzlichkeit eigenartige Einstellung mancher polnischer Einwohner von Zakopane.

Eine Stimme aus dem Jahre 1914 möge noch folgen, bevor wir zur Gegenwart übergehen: „In der Gemütsstimmung unterscheidet sich der Górale ebenfalls von den Bewohnern der Ebene. Der schwere Kampf mit der Natur, die harten Lebensbedingungen brachten es mit sich, dass er mehr Einfälle hat, unternehmungslustiger und mutiger ist. Überhaupt haben die Góralen eine ausgeprägtere Eigenart als die Lachen, sie glauben mehr zu sein als diese. Das Fehlen der Unterwürfigkeit und die Selbstsicherheit kommen daher, dass die Góralen, besonders die des Podhale zu den königlichen Gütern gehörten und keinen Frondienst kannten und gegen das Unrecht, das ihnen die Starosten zufügten, haben sie sich energisch, sogar am königlichen Hofe verteidigt. Von ihrer Phantasie spricht deutlich die reiche Welt der Legenden und Überlieferungen, und die Bauweise und Tracht von ihrem künstlerischen Sinn, der durch den Umgang mit der schönen Natur entwickelt wurde. Die geringe Ergiebigkeit des Bodens zwingt den Góralen zur Geschicklichkeit und Vorsorge, zu grösserer Arbeitsamkeit und zum Suchen verschiedener Wege für den Lebensunterhalt, wenn ihnen auch ein breiter angelegter Unternehmungs-

geist fehlt. Anstatt der Schwerfälligkeit der Bauern im Flachland sehen wir bei dem Góralen Schlauheit, nicht selten Durchtriebenheit, einen gewissen Scharfsinn, ein grösseres Gefühl des persönlichen Stolzes, ein lebhaftes, bewegliches Wesen". Und weiter: „Ihre nachteiligen Eigenschaften sind Prozessucht, die in manchen Gegenden verbreitet ist, Spuren von Blödsinn, Trunksucht und Rauflust. Die lebhafte Natur fand in früheren Zeiten ihre Betätigung im Räubertum, dessen Erinnerung noch heute lebt". (Sosnowski, 1914).

Vom Ende 1939 stammt eine Zakopaner Stimme. Auch diesem Manuskript seien einige Stellen entnommen. Es heisst darin: „Die Góralen sind ... von munterem Sinn und ausgesprochener Intelligenz. Landbauern, Hirten, sehr gute Holzarbeiter, leidenschaftliche Jäger, sehr gute Bergführer — im allgemeinen harte, zähe und von Natur aus gut veranlagte Menschen. Sie haben einen ausgesprochenen Individualitätssinn ... und ein hohes Mass von ruhiger Selbstschätzung, bei ausgesprochener Freundlichkeit, Zuvorkommendheit und Gastlichkeit. Familiensinn und Freundschaftssinn sind stark ausgeprägt. Wie viele Bergvölker sind sie aber auch rauflustig und eitel, haben ausgesprochenen Sinn für ihre Eigenart und schätzen diese sehr hoch. Prozesstüchtigkeit besonders bei älteren reichen Bauern, eine gewisse Wildheit in Händeln bei jüngeren. Die Familien sind kinderreich, die Kinder werden sehr geliebt, das Familienleben auch im weiteren Kreise der Sippe gepflegt. Katholisch, doch nicht im geringsten frömmlerisch. Der Priester hat hier auf die Bauern einen viel kleineren Einfluss als irgenwo anders in Polen. Er wird geachtet, man ist fromm, aber ein jeder richtet sich seine Gewissensfragen mit Gott im Inneren aus". Und weiter: „Dieses primitive Bergvolk ..... erlebte in der Tat durch die Berührung mit der neuzeitlichen Zivilisation eine sehr starke Erschütterung. Dies alles soll auch erklären, warum der Bauer heute den in seiner Heimat wohnenden Fremden, welcher eingewandert ist, in erster Linie den Juden, mit Misstrauen betrachtet, ihn wegwerfend „ceper" nennt und eigentlich am liebsten hätte, wenn das Land von den Eindringlingen frei würde, und nun alle im Lande möglichen Verdienste dem Hiesigen, dem Góralen zuflössen. Erst wenn jemand längere Zeit im Podhale wohnt, wenn die Bauern erkannt haben, dass er ihnen gut will, dass er sie nicht begaunern möchte, dann betrachten sie ihn als ihren Freund".

Diese Schilderung lässt zwar eine gewisse Parteinahme nicht verkennen, immerhin aber entspricht das gezeichnete Bild recht gut dem podhalanischen Eigenideal, in dem wir unschwer starke dinarische Züge zu erkennen vermögen. Vom Seelenbild eigentlich-polnischer Gruppen, wie es seinen Niederschlag vom historischen bis zum Bauernroman ja hinreichend in der Literatur gefunden hat und wie es von deutscher Seite etwa von Gustav Freytag mit durch die Zeit nicht geschwächter Gültigkeit gezeichnet wurde, unterscheidet sich dieses dinarisch bedingte Wesen der Podhalaner sehr. Auch vieles von dem, was in älteren Berichten als ausgesprochen ungünstiger Zug dargestellt war, kann, wenn man die aus der völlig andren Lebenswelt und Einstellung des Schilderers kommende Verzeichnung abrechnet, so weit reduziert werden, dass es sich in ein stark dinarisch geartetes Seelenbild hineinfügt.

Verschieden ist die Stellungnahme der in Zakopane ansässig gewordenen Polen zu den Góralen und die Schilderung, die sie vom góralischen Volkscharakter geben. Neben warmen, ja begeisterten Freunden und Kennern des góralischen Volkstums steht eine deutliche Abneigung. Bei den ärmeren Schichten mag der gegenseitige Brotneid und die Schwierigkeit für den Zugewanderten mitgespielt haben, von den Einheimischen als gleichwertig geachtet zu werden. Bei den „besseren" Ständen die allgemeine Geringschätzung des Bauern, die in anderen polnischen Gegenden ja landesüblich war und die Erfahrung, dass diese góralischen Bauern einen recht kräftig entwickelten Stolz besassen und sich durchaus nicht als minderwertig fühlten. Aber auch ernsthafte Vorwürfe waren zu hören, von Faulheit, Schmutzigkeit und Diebischkeit. Es muss sogleich festgestellt werden, dass diese ungünstigen Urteile sämtlich aus Zakopane stammen —

also aus der Zone, wo dieses altertümliche Völkchen durch den Zusammenprall mit der Grossstadt in seiner inneren Substanz aufs schwerste angegriffen war. Wieweit sie im Einzelfall tatsächlich berechtigt waren, bleibe dahingestellt. Dass aber etwa verlumpte und dem Trunk verfallene Zakopaner Kutscher nicht die geeigneten Repräsentanten des Góralentums sind, wurde schon dargetan. Das anscheinend ungünstige Bild ändert sich sehr rasch zu Gunsten der Podhalaner, sobald man aus der Fremdenverkehrsatmosphäre, die ja nur in einem kleinen Teil wirklich mit den Podhalanern zu tun hat, in deren eigentliche Bauern- und Hirtenwelt kommt.

In diesem Zusammenhang seien eigene Beobachtungen und Erfahrungen des Verfassers kurz wiedergegeben. Diese wurden nicht in Zakopane gewonnen, sondern draussen auf den podhalanischen Dörfern, in wochenlangen Gängen von Haus zu Haus zu anthropologischen Arbeiten. Wenn es auch wiederum nur persönliche Eindrücke sind, so stammen sie doch aus der Berührung mit vielen Einzelnen, können also vielleicht eher als bezeichnend für dieses Volkstum gelten, als in Zakopane von der Schlittenperspektive des Hotelgastes aus gewonnene Ansichten.

Die Aufnahme durch die Familien, in deren Häuser die Untersuchungsgruppe meist unvorbereitet hineinplatzte, schwankte zwischen freundlicher und manchmal stammesstolzer Interessiertheit bis zu misstrauischer Zurückhaltung gegenüber dem Unbekannten. Fast immer war das Eis aber leicht zu brechen. Die durch die Berührung mit dem Fremdenverkehr gewonnene Weltläufigkeit, vor allem aber die freie innere Einstellung half dabei. Im ganzen entsprach das Verhalten der Podhalaner dabei dem vieler anderer bäuerlicher Gruppen. Manchmal war die Aufnahme auch eine ausgesprochen freundschaftliche, meist dann, wenn sich die Sache schon etwas herumgesprochen hatte oder wenn der betreffende Familienvater irgendeinen Grund zu besondrem Stolz auf seine Familie zu haben meinte. Wiederholt boten die Frauen Milch an. Dabei war aber in keinem Fall von Anbiederung oder dergleichen zu reden, der Abstand blieb gewahrt, es standen einem da selbstsichere Menschen gegenüber.

Die Vorwürfe der Faulheit, Schmutzigkeit und Diebischkeit treffen nach meinen Erfahrungen den Podhalaner nicht. Die Eigenart der so stark auf die Viehhaltung eingestellten podhalanischen Wirtschaft bringt es wie auch anderswo bei ähnlicher Wirtschaftsstruktur mit sich, dass es im Arbeitsjahr des Podhalaners wiederholt Zeiten gibt, in denen wenig Feldarbeit zu leisten ist. Dann ergibt sich zwangsläufig zeitweise ein gewisses Müssigsein der Männer, das aber zumeist doch mit irgendwelchen andren Arbeiten ausgefüllt wird. Wenn aber die Feldarbeit es verlangte, dann habe ich die Podhalaner zugreifen sehen, wie irgend andre Bauern. Und nur wenige Familien kommen aus, ohne dass ein oder auch mehrere Mitglieder wenigstens vorübergehend schwere Waldarbeit leisten oder sich durch Heimarbeit ein knappes Leben zu verdienen suchen müssen. Die Natur des Landes gestattet auch keine zu weitgehende Intensivierung der Landwirtschaft und Maschinenbenutzung; es ist dem Arbeitseifer der Podhalaner in der Landwirtschaft eine gewisse natürliche Grenze gesetzt. Ohne hinreichenden Fleiss hätten die Podhalaner sich nicht unter den harten Lebensbedingungen ihres Landes halten können, ohne den nötigen Fleiss wäre es auch ihren Vorfahren nicht gelungen, sich dort festzusetzen. Das Berggängertum einzelner Podhalaner steht dazu in keinem Gegensatz. Eine wirkliche bäuerliche Wirtschaft, die nicht in sorgenerfülltes Kleinhäuslertum abgeglitten ist, lässt ihren Mitgliedern immer noch Zeit für sich selbst, besonders dort, wo die Viehzucht voransteht.

Was die Reinlichkeit der góralischen Häuser anbetrifft, so konnte ich keine einzige wirklich negative Erfahrung machen. Fast immer blitzten die Stuben, Stall und Hof waren in Ordnung, die Kinder sauber und zur Reinlichkeit erzogen und die Erwachsenen selbst auch den jeweiligen Arbeitsumständen angemessen sauber, keinesfalls ungewaschen oder sonstwie verschmutzt.

Und ähnlich ging es mit der sogar literarisch festgelegten Diebischkeit. Von der immerhin nicht ganz wertlosen Arbeits- und Photoausrüstung ist auch nicht das kleinste Stückchen weggekommen und gelegentlich vergessene Kleinigkeiten, wie Bleistifte oder ähnliches wurden von den Kindern noch weit nachgebracht. Dass die Häuser immer offen standen, deutet gerade auch nicht auf Unehrlichkeit ihrer Bewohner hin. Die Räubertraditionen dürfen in diesem Zusammenhang nicht gegen die Podhalaner ausgelegt werden, denn, wie dargetan, handelt es sich dabei in der Auffassung des Volkes zunächst nicht um verbrecherische Handlungen, sondern um eine ethnologisch sehr altertümliche Ehr-, Mut- und Rechtsauffassung, zudem sind sie im heutigen Leben als ein Element der Romantik anzusehen und nicht als Merkmal der Gesinnung.

Ein Vorwurf wird den Podhalanern in gewissem Grade zu Recht gemacht, nämlich, aus ihrem Volkstum und ihren Bräuchen, vor allem den Tänzen, ein Schauobjekt für den Fremden gemacht zu haben. Auch hier ist aber festzustellen, dass die Podhalaner dabei in naivem Entgegenkommen gegen den Fremden und den Gast nicht der wirklich Schuldtragende sind. Schaustellungen von Volkstum in ungeeigneter Umgebung, etwa in geschlossenen Sälen auf Parkettböden können freilich nur den Eindruck der Unechtheit hinterlassen. Aber da liegt die Schuld eben an der „Organisierung" des Volkstums durch Betrachter aus einer anderen Welt und nicht am Wert dieser schlichten altertümlichen Güter selbst. Bestätigt findet sich durch viele Einzelheiten die erwähnte Rauflust der jungen und die Prozessucht der alten Bauern. Die Kühnheit und der Wagemut im Berg haben dem Podhale eine Reihe guter Bergführer geschenkt. Weitere Züge des Volkscharakters kann das Verhalten zu den Nachbarn klarstellen.

Die Stellung zu den Nachbarn und zum Staat

Die Góralen als ganzes fühlen sich ihren Nachbarn gegenüber als etwas besseres; die geschilderten Wesensunterschiede sind dem Góralen auch irgendwie bewusst. Ausserdem fühlt sich aber noch der eigentliche Podhalaner wiederum gegenüber den Neumarktergóralen überlegen, er bezeichnet diese gern verächtlich als „wsioki", etwa Dorftölpel, und hält sich für den echteren und edleren Góralen. Das kann im Hinblick auf die Volkskunde sogar bedingt als richtig gelten.

Das Bewusstsein und das Gefühl der Eigenart hat vor allem bei den Podhalanern zu einer gewissen Eigenromantik geführt. Der Fremdenverkehr und die offizielle Bevorzugung durch die verschiedensten Regierungen haben diese gesteigert. Der Beginn dieses Stolzes liegt aber weit zurück, das rassisch bedingte Gefühl des Selbstwertes und der Wertschätzung der landschaftlich gebundenen Sonderprägung hat schon in der alten Freiheit von jeder persönlichen Untertänigkeit und Leibeigenschaft den besten Boden gefunden. Sichtlich stolz bewegen sich die Podhalaner sonntags in ihren Trachten und lassen sich in Zakopane beim Kirchgang von den Fremden bewundern. Nach aussen tun sie zwar nicht dergleichen, aber diese kleine Parade gehört doch mit zu ihrem Wesen. Die Vergrösserung und Bereicherung der Stickereien auf Hosen und Umhängen ist sicher mit der besonderen Schätzung dieser „Attraktionen" durch den Fremdenverkehr in Zusammenhang zu bringen. Ein wesentliches Element in der Romantik der Góralen bilden auch die Räubertraditionen. Im allgemeinen ersetzt die Räuberabstammung oder ein Räubervorfahre den anderwärts bei den Bauern so beliebten adligen Ahnen. Wirklich mit vollem Bewusstsein gepflegt wird góralisches Volkstum aber nur von wenigen. Ein Teil der podhalanischen Intelligenz, vor allem die kulturell und künstlerisch Begabten, geht da voran; freilich ist gerade bei diesen Menschen oft festzustellen, dass sie für ihre eigene Person schon zu stark von des Gedankens Blässe angekränkelt sind, als dass sie über das Mass einer etwa literarisch-romantischen Beschäftigung mit góralischem Volkstum hinaus wirklich noch aktive Träger bäuerlichen Lebens sein könnten. In der jungen Generation bahnt sich eine eigenartige Auseinandersetzung podhalanischer Überlieferung und städtischer Ideen an. Auch dort, wo das Volkstum selbst schon recht bedroht und angefressen ist, blieb wenigstens noch der Stolz auf die Sonderart und die podhalanische Eigenform erhalten.

Auch die bäuerlichen Nachbargruppen konnten sich dieser staatlich geförderten Góralenromantik nicht entziehen. Die Anerkennung der Podhalaner als echteste Góralen scheint in weitem Umkreis bei allen jenen Gruppen, die selbst auch noch irgendwie als „Góralen" gelten wollten, Wurzel gefasst zu haben. Es gibt bei den Nachbarn der Góralen so etwas wie eine Góralenmode. Die nördlichen und nordöstlichen Nachbarn der Góralen wollen sich zu diesen rechnen und in Gebiete, die volkskundlich kaum mehr als góralisch angesehen werden können, dringen äusserliche Elemente des góralischen Kulturverbandes vor. So ist die weisse Schaffilzhose der Góralen noch bis in die jüngste Zeit nach Norden und Nordosten hin weiter vorgedrungen und hat sozusagen einen Góralisierungsprozess eingeleitet, der durch die polnische Verwendung des Góralennamens gefördert wurde.

Das offizielle Polen hat die Góralen im weiteren Sinn in einer recht geschickten Politik der scheinbaren Bevorzugung zu willigen Trägern seiner Staatsidee heranzuziehen gesucht. An den Legionen der Staatsgründungszeit sind die Gebirgs- und Vorgebirgsgruppen massgebend beteiligt gewesen. In der regionalen Bewegung wurde versucht, Kraft und Werte góralischen und podhalanischen Volkstums in den Dienst der polnischen Staatspläne zu stellen. Bei der starken Entwicklung des Stolzes auf ihre Eigenart waren die Podhalaner für jede offizielle Verbeugung sehr empfänglich und daher auch ein dankbares Objekt der polnischen nationalistischen Propaganda. Die Góralen wurden von den Polen ohne weiteres als polnischer Stamm betrachtet und góralisches Volkstum als polnisch ausgegeben. Nur die Überbetonung dieser Meinung, die auch in Titeln des beigegebenen Schrifttumsverzeichnisses einen Niederschlag findet, lässt durchblicken, dass die polnische Politik innerlich durchaus nicht so überzeugt von der Richtigkeit ihrer mit dogmatischer Selbstverständlichkeit verkündeten These war, sondern sich recht sehr bemühte, in den Góralen das Aufkommen eines eigenen Nationalbewusstseins zu verhindern. Die Eigenart des góralischen Volkstums wurde vielfach für die Zwecke polnischer Kulturpropaganda im In- und Ausland ausgenutzt. Zweifellos waren die Góralen auch staatstreu, es gab keine eigentlich góralische politische Partei und keine separatistische Bewegung. Das Gefühl, eine völkische Minderheit zu sein mit dem Wunsch nach zumindest einer beschränkten Eigenverwaltung war nicht erwacht und durch den Lärm der polnischen Staatspropaganda wurde sein Aufkommen niedergehalten. Die Schwierigkeiten, welche die Podhalaner jeder Verwaltung bereitet hatten, erscheinen vor allem in ihrem Stolz und persönlichen Freiheitsdrang und durch die Tatsache begründet, dass die Podhalaner ja erst seit vergleichsweise sehr kurzer Zeit in einem geordneten und durch Beamte verwalteten Staatsgetriebe leben. In der Haltung der Podhalaner bricht da die noch gar nicht ferne Vergangenheit wieder durch.

Eigenartig ist die Auswirkung der Berührung góralischen Volkstums mit der polnischen Kultur und Romantik. Die Altertümlichkeit der góralischen Sprache hat im vorigen Jahrhundert lebhafte Anteilnahme und Wertschätzung gefunden, eine Fülle von Mundartüberlieferungen wurde aufgezeichnet, z. T. in literarisch bedeutender Form, wie von Tetmajer. Daneben zog auch das Leben der Góralen das Interesse der Literatur auf sich, manches davon ist literarisch wertvoll, z. B. die Schilderungen Witkiewicz', die einer geradezu glühenden Liebe und Verehrung des Góralentums Ausdruck verleihen. Die Literatur hat sich auch góralischer Überlieferungen und des Góralentums als Motiv bemächtigt, es gibt eine reiche „Podhale- und Góralenliteratur". Unglücklich waren die schon besprochenen Versuche, im Góralenland selbst podhalanische Kulturgüter ins Leben der städtischen Schicht einzubeziehen, wie der Zakopaner Stil und andres zeigen. Hingegen verdankt die polnische Kunst dem góralischen Volkstum die Grundlagen zweier musikalischer Werke, die im polnischen Kulturleben eine bedeutende Rolle spielten. Die einzige polnische Oper, die geradezu den Rang einer Nationaloper einnahm, Halka, baute auf góralischen Motiven auf, und der in Zakopane ansässige Szymanowski schrieb seine Symphonie „Harnasie" über góralische Volksweisen. Auch das „Fest der Berge" lief darauf hinaus, góralisches Volkstum irgendwie für die polnische Kultur fruchtbar zu machen.

So sehr die naturnahe und urwüchsige bäuerliche Kraft des Podhalanertums die polnische Intelligenz auch beeindruckte, so konnte sich diese im allgemeinen doch nie ganz von ihrer Bildungsüberheblichkeit und der Zwangsvorstellung freimachen, eine Art von Kulturbringer- und Zivilisatorenrolle spielen zu müssen. Wenn góralische Eigenwerte dabei auch anerkannt wurden, so gestand man ihnen doch nicht das Recht der Alleinherrschaft zu, sondern zwang sie in eine Auseinandersetzung mit Fremdwerten hinein, was zu dem besprochenen Auflösungs- und Zersetzungsprozess führte. Diese Auffassung hat ihren sichtbaren Ausdruck in einem in Zakopane für den Erschliesser der Tatra, Dr. Chałubiński errichteten Denkmal gefunden. Vor dessen als Herme aufgestelltem Kopf sitzt auf einem Stein die Gestalt des Sabała, gleichsam als Verkörperung der Unterordnung des Trägers der alteinheimischen Überlieferung unter die städtische Lebenswelt der Fremden.

Von den sonstigen polnischen Verhältnissen völlig abweichend war die Stellung der Góralen und besonders der Podhalaner zu den Juden. Diese war immer eine ablehnende, ja geradezu feindliche. Ganz anders als in eigentlich-polnischen Dörfern ist der Podhalaner gar nicht erst in wirtschaftliche Abhängigkeit vom Juden gekommen, vielmehr konnte sich der Jude meist überhaupt nicht am Dorf festsetzen. Der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung des Kreises Neumarkt betrug nach der Zählung von 1940 mit 2,67% knapp ein Viertel des Durchschnittsanteils der Juden an der Bevölkerung des Generalgouvernements (11,1%). Auch nach der Zählung von 1931 lag der Hundertsatz der Juden im Kreis Neumarkt mit 3,8% weit unter dem Durchschnitt des polnischen Staates. Dazu drängte sich die Masse der Juden des Kreises Neumarkt in Neumarkt-Stadt selbst und in den Kurorten des Kreises zusammen. Die Verjudung hat auch sehr spät eingesetzt, 1765 ermittelt die Volkszählung im ganzen Kreis Neumarkt nur 137 Juden. Das Ansteigen der Judenzahlen in den Kurorten, wo auch bedeutende Teile des Grund- und Hausbesitzes in jüdische Hände übergingen, steht mit dem Fremdenverkehr in engstem Zusammenhang. Die Haltung der Podhalaner war aber immer eine judengegnerische, das äusserte sich in judenfeindlicher Propaganda, in einer scharfen zeitweiligen Boykottbewegung gegen jüdische Läden, in judenfeindlichen Aufschriften. Die Mehrzahl der podhalanischen Gemeinden hatte sich judenfrei gehalten. Der Gemeinde Poronin gelang sogar die Durchführung eines vollkommen judenfreien Sommerfrischenwesens. Im Geschäftsleben hatten sich góralische Läden und auch kleine Genossenschaften erfolgreich gegen die jüdische Konkurrenz durchgesetzt. Diese eindeutige Haltung der Podhalaner in der Judenfrage ist zweifellos ein wertvoller Zug, der aus einem klaren Instinkt entsprang.

Zur Rangstellung des góralischen Volkstums

Die volkskundliche Untersuchung, die Betrachtung des Volkscharakters, des Verhaltens der Góralen zu den Nachbarn und schliesslich auch der Bemühungen des polnischen Nationalismus um sie haben gezeigt, dass die Góralen eine deutliche Sonderstellung innerhalb der Bevölkerungsgruppen des vergangenen polnischen Staates einnehmen, ohne dass aber das Bewusstsein dieser Sonderart über das Mass eines regionalen und landschaftlichen Stolzes hinaus gediehen wäre.

Die polnische Volkskunde hat ebenso wie die Politik die Góralen als eine polnische Gruppe betrachtet, immerhin konnte sie die Feststellung nicht umgehen, dass sie, um eine Stimme anzuführen „in volkskundlicher Hinsicht viel Eigenartiges, besonders in der technischen Kultur, besitzen. Es sind hier ausgesprochene Einflüsse der Kultur der Hirten des Hochgebirges, „...es fehlen aber auch nicht sehr alte deutsche Einflüsse“ (Bystroń). Als besonders eigenartige Gruppe der Gebirgsbewohner werden die Zakopaner Góralen bezeichnet.

Wie im volkskundlichen Besitz unterscheiden sich besonders die eigentlichen Podhalaner auch in ihrer rassischen Struktur stark vom gesamtpolnischen Durchschnitt. Während in diesem zweifellos Formen des Ostrassenkreises die Grundlage bilden, dringt bei den Góralen das dinarische

Element so stark vor, dass wir es bei den eigentlichen Podhalanern im Zusammenwirken mit Nordischen (im weiteren Sinn) als rassische Basis ansehen dürfen, was auch im seelischen Wesen der Podhalaner deutlich zum Ausdruck kommt. Daneben treten zwar bei den Góralen, auch bei den Podhalanern noch Komponenten aus dem Ostrassenkreis in recht verschiedener Stärke hinzu, aber sie bestimmen doch nicht mehr wie im polnischen Gebiet das Bild grundsätzlich. In rassischer Beziehung stehen die Góralen im ganzen zweifellos den Bergslowaken viel näher als den Polen, das ist aus der Gleichartigkeit der völkerhistorischen Schichtung begreiflich. Zudem ist die deutsche Welle im Góralenland verhältnismässig sehr bedeutsam für den Bevölkerungsaufbau gewesen, was auch das volkskundliche Bild bestätigt hat. Die wahrscheinlich dem deutschen Blutseinstrom entstammenden Elemente machen sich im Rassenbild des Góralenlandes anscheinend noch stärker bemerkbar, als in der alten Vorkarpatenwaldzone, wo sie im ganzen schon etwas mehr aufgelöst zu sein scheinen. Die Ergebnisse eigener rassenanthropologischer Untersuchungen der Góralen werden demnächst vorgelegt werden, ebenso die wichtigsten bevölkerungsbiologischen Angaben.

Aus der verwickelten Besiedlungsgeschichte heraus zeigt das Góralenland übrigens eine im einzelnen recht ungleichartige Rassenstruktur der verschiedenen Teilgebiete und Orte, im ganzen gilt aber mit Sicherheit für die Podhalaner die angeführte Rassenbasis. Ebenso scheint das nordische und dinarische Element in der Ostzone des Neumarkterlandes und dem Pieninendurchbruchsgebiet wieder stärker hervorzutreten, was mit zur Sonderstellung dieser Landschaften im ganzen Góralengebiet beiträgt.

Die Sprache der Góralen zeigt ebenso deutlich Sonderelemente, auch wenn wir vor den zahlreichen ins Góralische eingegangenen und heute fest zu ihm gehörenden Lehnworten aus der deutschen und walachischen Welle und andrem Lehngut absehen. So betonen die Góralen z. B. im Gegensatz zur polnischen Betonung der zweitletzten Silbe die erste Silbe eines Wortes. Die polnische Sprachwissenschaft bezeichnet das Góralische gern als ein Altpolnisch des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine erneute Untersuchung der gesamten slawischen Mundarten beider Seiten des Karpatenbogens, unter Bereicherung des rein philologischen Verfahrens durch die Arbeitsrichtung von „Wörter und Sachen" ist sehr erwünscht. Bei der im Vergleich zu anderen Sprachgruppen recht geringen und vielfach mit fliessenden Grenzen erfolgten Differenziierung der slawischen Volkssprachen, wobei alte Gemeinsamkeiten und alte Grenzlinien durch jüngere literarische Hochsprachenausbildung und politische Ereignisse mehrfach verwischt und überdeckt wurden, verspricht eine vertiefte Durcharbeitung slawischen Dialektmaterials noch neue Einsichten in Verwandtschaft, Aufbau und Entwicklung der heutigen slawischen Völker. Zur Bearbeitung der Stellung des Góralischen und Podhalanischen ist aber noch die genaueste Aufnahme besonders der altertümlichen und von den benachbarten grossen Schriftsprachen abweichenden phonetischen, intonatorischen, lexikalischen und syntaktischen Elemente erforderlich. Auch bei der Sprache gilt, dass sie für ein Volkstum erst dann volle Bedeutung erlangt, wenn der bewusste Wille zur Eigenart, also das nationale Bewusstsein erwacht ist.

Als Ergebnis dieser Untersuchung kann gebucht werden, dass die Góralen, besonders aber die Podhalaner zweifellos vom Standpunkt der Volkskunde wie ihrer rassischen Zusammensetzung nach den Rang eines eigenen Volkstums einnehmen, das sich durch eine ganze Reihe höchst charakteristischer Züge von den eigentlich-polnischen Gruppen abhebt. Auch die Kenntnis der vielfältigen historischen Schichtung und die Einsicht, dass diese Schichten und die von ihnen mitgebrachten Güter nicht vollkommen harmonisiert wurden, dass die góralische Kultur also eher Gemengscharakter besitzt als eine feste Einheit darstellt, kann nicht die Tatsache umstossen, dass die im Góralentum zusammengefassten Züge in ihrer Gesamtheit diesem eben doch

allein schon durch die Eigenart ihrer Kombination eine Sonderstellung zuweisen. Es liegt unzweifelhaft eine besondere, in ihrer Substanz wesentlich nichtpolnische Gruppe vor. Was in älterer Zeit an Elementen aus dem Norden hereinkam, wurde im ganzen gesehen góralisiert. Durch die scharfe Sonderentwicklung der Góralen wurde der Unterschied nur vertieft. Ausserdem ist er in irgend einer Weise auch im Bewusstsein der Menschen lebendig.

Allerdings erschöpfte sich das Bewusstsein und die Betonung der Eigenart in regionalistischen Heimatgedanken, die von Seiten des vergangenen polnischen Staates eine rege Förderung erhielten. Die Bewusstseinssphäre einer Nation ist von den Góralen nicht entwickelt worden, sondern als Ergebnis einer langen politischen Zugehörigkeit zu polnischen Provinzen und der Bemühungen von Kirche, Schule und der polnischen Propaganda sehen die Góralen heute vielfach selbst ihre Eigenart als die einer polnischen Stammesgruppe an, obwohl ebenso in den rassischen Grundlagen wie im Volkstum tiefgehende Unterschiede vorliegen.

Probleme des góralischen Lebens

Die geschichtliche Entwicklung hat die Góralen vor die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit einer ganzen Reihe von Problemen gestellt. Von der Art der Lösung, bzw. der Meisterung dieser Fragen hängt die Gestaltung der Zukunft der Góralen weitgehend ab. Da ist zunächst die Frage, wie die Góralen, im besondern die am stärksten angefressenen Podhalaner sich dem Kulturbruch gegenüber verhalten werden. Damit hängt die Frage zusammen, wie den Podhalanern aber die Auseinandersetzung mit den nun einmal unerbittlich an sie herantretenden Fragen der Gegenwart gelingt, ob sie imstande sind, ihre Lebensführung den Erfordernissen unserer Zeit anzupassen und sich als lebenstüchtige Gruppe zu bewähren, ohne doch dabei die inneren Werte ihres Volkstums und dessen Brauch und Sitte aufzugeben. Die Podhalaner müssten eine neue Kultureinheit ausbilden, in der sie die wertvollsten Dinge des alten Volkstums mit den Gütern der modernen Technik und Wirtschaft zu einer harmonisierten Einheit zusammenfügen, wenn sie nicht ständig der Gefahr einer Auflösung und Zersetzung ihres Eigenvolkstums ausgesetzt sein wollen.

Auch in wirtschaftlichen und sozialen Dingen gibt es für die Podhalaner eine grosse Reihe von brennenden Fragen zu lösen und Schäden zu beheben, die durch nicht gemeinschaftsgebundenes Denken dem Podhale zugefügt worden waren. Das wird nur in vertrauensvoller Mitarbeit an den von der deutschen Führung gestellten Aufgaben möglich sein.

Bisher floss ein Grossteil der führungsbefähigten Elemente des Góralenvolkstums aus der Heimat ab, wurde durch Intelligenzberufe und bessere Verdienstmöglichkeiten in die polnischen Städte gezogen und ging dem Góralentum verloren. Gerade Kleinstgruppen, wie es die Góralen und vor allem die Podhalaner nun aber sind, treffen solche biologischen Verluste aber besonders stark. Dies ist nicht das einzige volkstumsbiologische Problem der Góralen. Die Verhinderung neuen Fremdzuzugs gehört ebenso hierher wie die rassen- und volkstumspolitische Auseinandersetzung mit dem im Laufe der letzten Generationen eingewanderten und im Land sitzenden polnischen Element.

Die Lösung der angeführten Probleme ist im wesentlichen Sache der Podhalaner selbst. Keine, auch nicht die deutsche Verwaltung kann mehr dazu tun, als schädliche Einflüsse zu verhindern. Diese Lösung wird auch die Wertfrage endgültig beantworten, weil die Antwort vom Objekt der Frage selbst in einer einmaligen Entscheidung gegeben wird.

VI. VOLKSTUMSKUNDLICHE ZUSAMMENFASSUNG

Die vorliegende Skizze kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Behandlung der Probleme und der Darbietung des volkstumskundlichen Materials erheben. Eine wirklich abgerundete Volkstumskunde setzt noch umfassende weitere Materialaufnahmen und weitgespannte vergleichende Arbeiten voraus.

Die im Kreis Neumarkt sitzenden Góralen sind zahlenmässig eine Kleingruppe von etwa 75000 Köpfen, die eigentlichen Podhalaner sogar nur von 25.000 Menschen. Sie nehmen eine deutliche Sonderstellung innerhalb der Bevölkerungen des Generalgouvernements ein, unter ihnen im besonderen wieder die eigentlichen podhalanischen Góralen in und um Zakopane. Diese Sonderstellung erklärt sich aus der Bevölkerungsgeschichte. Ausser slawischen Elementen zunächst nicht näher festzulegender Stammeszugehörigkeit wirkte eine sehr starke deutsche Welle hinein, nach dieser eine Welle des „walachischen" Hirtenkulturkomplexes. Dem gegenüber scheinen die Elemente aus dem kleinpolnisch-lachischen Volkstumsgebiet bei der Herausbildung des heutigen Podhalanertums wenig charakteristische Züge beigesteuert zu haben und im ganzen góralisiert zu sein. Dabei ist ungeklärt, ob die Herausbildung eines besonderen góralischen Volkstums erst aus der Vereinigung der einströmenden Schichten entstand, oder ob eine ähnlich geartete Bevölkerungsgrundlage schon vorher bestand. Restgermanische oder andre vorslawische Elemente sind nicht nachweisbar, aber auch nicht mit Sicherheit auszuschliessen.

Die starke kulturelle und wahrscheinlich auch rassische Verschiedenartigkeit der Schichten hat die anfänglich wohl begonnene Harmonisierung der Einzelelemente zu einer geschlossenen Kultur zwar verhindert, immerhin scheidet sich die im Góralentum, besonders aber im Podhalanertum vorliegende eigenartige Kombination klar von den eigentlich-polnischen Gruppen und bildet ein charakteristisches Volkstum. Die stärksten rassischen und kulturellen Beziehungen besitzen die Góralen zu den andern Bergvölkern der Karpatenzone. Bisher hat dieses eigenartige Völkchen über das Gefühl seiner regionalen Sonderart hinaus kein eigenes Nationalbewusstsein entwickelt.

Im volkskundlichen Besitz fallen zunächst aus der deutschen Welle stammende Elemente auf, darunter Hausbau und Wohnrat. Auch in der volkstümlichen Überlieferung sind wohl Spuren deutschen Einflusses festzustellen. Hingegen tritt im Hirten- und Jägertum und seinem Lebenskreis der Einfluss der sehr altertümlichen walachischen Welle besonders hervor. Die stark vom Hirtentum getragene volkstümliche góralische Überlieferung zeigt eine ganze Reihe höchst altertümlicher Züge, darunter die merkwürdigen Vorstellungen vom Bären, der heiligen Maria als Jagdherrin u. a., die wohl mit dem walachischen Komplex zu verbinden sind. Eine sehr grosse Rolle in der volkstümlichen Überlieferung spielen die Erzählungen von den Tatraräubern, mit denen sich die Podhalaner besonders eng verbunden fühlen. Von hoher Eigenart sind auch Musik und Tanz. Eine sehr kennzeichnende Tracht unterscheidet die Góralen auch äusserlich von andren Gruppen. Im ganzen gibt die podhalanische Kultur ein Bild teilweise hoher Altertümlichkeit und starker Sonderart. Im Vergleich zu dem Reichtum der bäuerlichen Kultur deutscher Gaue etwa oder auch mancher süd- und ostslawischer Gruppen ist das góralische Volkstum allerdings formenarm, das mag mit der starken räumlichen Abschliessung und dem Harmonisierungsbruch zusammenhängen. Der vergleichenden Volkstumsforschung bieten die Góralen wertvolle Aufschlüsse und wichtige Problemstellungen.

Die dinarische Rasse ist wahrscheinlich als Grundlage des Podhalanertums zu bezeichnen, neben ihr stehen Elemente des Nordischen Formenkreises und solche des Ostrassenkreises, ohne dass der letztere aber wie im eigentlich-polnischen Gebiet die Grundlage abgäbe. Durch die harten Anforderungen der Umwelt ist die podhalanische Bevölkerung verhältnismässig starken Siebungs-

und Auslesevorgängen unterworfen gewesen. Aus dem Rassenbild ergibt sich auch das Verständnis der Seelenart der Podhalaner. Im ganzen können sie als Gruppe von bäuerlichem Stolz, entwickeltem Persönlichkeitsbewusstsein mit geringer Neigung zur Unterordnung in eine feste Gemeinschaft, gastfreundlich und ehrliebend, etwas bauernschlau, auch rauflustig und von gesunder Volkstumskraft beschrieben werden, als überlieferungstreu und mutig, mehr persönlich als sachlich unternehmungsfreudig.

Einen sehr schweren Stoss hat aber dieses noch im vorigen Jahrhundert recht weltferne Völkchen durch die Entdeckung Zakopanes und der Tatra für den Fremdenverkehr erlitten. Es sind Kulturbrucherscheinungen schwerster Art festzustellen, die den Fortbestand der podhalanischen Eigenart und die Erhaltung der volkstumsbiologischen Gesundheit und Einheit sehr in Frage stellen. Vor allem Zakopane ist sehr stark überfremdet. Aus diesem Zusammenprall mit der bindungslosen Moderne, auf die dieses altertümliche Völkchen in keiner Weise vorbereitet war, sind für die Podhalaner eine Reihe ernsthaftester Fragen entstanden.

VII. SCHRIFTTUM

Das folgende Verzeichnis bringt ausser dem im Text unmittelbar angezogenen Schrifttum noch eine Auswahl der wichtigsten Arbeiten und Materialveröffentlichungen zur góralischen Volkskunde auch der unmittelbaren Nachbargebiete des Podhale. Nicht aufgenommen wurden allgemeine volkskundliche Arbeiten und Handbücher, ebenso wurde unwesentliches Schrifttum zumeist fortgelassen. Umfangreichere weitere Schrifttumshinweise finden sich in den gekennzeichneten Arbeiten; darüber hinaus sei aber noch besonders auf das Archiv und die Bibliothek des Tatra-Museums in Zakopane verwiesen, die einen grossen Teil des einschlägigen Schrifttums besitzen, bzw. solches für alle Wissenschaftszweige nachweisen können.

Bei der Benutzung des Schrifttumsverzeichnisses ist zu berücksichtigen, dass im polnischen Sprachgebrauch „podhalanisch" nicht eindeutig war, sondern sich zumeist mit „góralisch" im Sinn dieser Skizze deckt, während das Vorkommen der Tatra oder Zakopanes in einem Titel im allgemeinen auf podhalanisch im hier gebrauchten engeren Sinn weist.

Die Abkürzungen bedeuten:
Tow. Towarzystwo (Gesellschaft)
P. A. U. Polska Akademia Umiejętności (Polnische Akademie der Wissenschaften)

Antoniewicz, Włodzimierz (1928), Metalowe spinki góralskie (Góralische Metallspangen). Prace Komisji Etnograficznej P. A. U., Nr. 8, Krakau 1928. 83 S., 136 Abb.

Barabasz, Stanisław (1928), Sztuka ludowa na Podhalu, I, II. Spisz i Orawa (Volkskunst im Podhale. Zips und Orawa). Lemberg-Warschau 1928. 14 Seiten und 32 Tafeln.

— (1930), Sztuka ludowa na Podhalu. III. Witów (Volkskunst im Podhale. Witów). Lemberg-Warschau 1930. 13 Seiten und 38 Tafeln.

— (1932), Sztuka ludowa na Podhalu. IV. Kościół w Dębnie (Volkskunst im Podhale. Die Kirche in Dembno). Lemberg-Warschau 1932. 15 Seiten und 40 Tafeln.

Baran K., (1913), Lustracja wsi starostwa nowotarskiego z roku 1767 (Visitation der Ortschaften der Neumarkter Starostei aus dem Jahre 1767). Sprawozdania gimnazium w Nowym Targu 1912/13. Neumarkt 1913.

Baranowski, I. T. (1909), Inwentarz starostwa nowotarskiego z roku 1638 (Inventar der Neumarkter Starostei aus dem Jahre 1638). Materjały do dziejów wsi polskiej. Prace Tow. Naukowego, Warschau, II. Abtlg. Warschau 1909.

Bogatyński, Władysław (1913), Nowotarszczyzna (Das Neumarkterland). Lud XVIII, S. 58—79, Lemberg 1913.

Brzega, Wojciech (1910—11), Materyaly do poznania górali tatrzańskich (Materialien zur Kenntnis der Tatragóralen). Lud XVI, S. 62 ff, 191 ff, 294 ff, 392 ff, Lemberg 1910, Lud XVII, S. 97 ff, Lemberg 1911. (Viel wertvolles Saggut).

Bystroń, Jan Stanisław (1925), Pieśń o zbójniku i jego żonie (Gesang vom Räuber und seiner Frau). Prace i Materjały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne P. A. U. IV, S. 59—93. Krakau 1925.

Chrościński, Michał (1905), Opisanie ciekawe gór Tatrów (Interessante Beschreibung der Tatraberge). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXVI, S. 63—140, Krakau 1905 (Herausgabe einer am Ende des 18. Jahrhunderts von M. Chrościński verfassten Handschrift über Schatzführer durch E. St. Radzikowski).

Chybiński, Adolf (1923), Z dawnej pasterskiej poezji i muzyki górali podhalańskich (Von der früheren Hirtendichtung und -musik der podhalanischen Góralen). Wierchy I, S. 98—111. Krakau 1923.
— (1924), Instrumenty muzyczne ludu polskiego na Podhalu (Musikinstrumente des polnischen Volks im Podhale). Prace i Materjały Antropologiczno-Archeologiczne i Etnograficzne P. A. U. III, S. 3—135, Krakau 1924.
— (1925), Dzwony pasterskie na Podhalu (Hirtenglocken des Podhale). Prace i Materjały Geograficzne III, S. 29—55, Krakau 1925.
— (1925), Z dziejów stosunków kościelnych na Podhalu z końcem XVI i na początku XVII wieku. (Aus der Kirchengeschichte des Podhale am Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts). Wierchy III, S. 83—88, Krakau 1925.
— (1927), O muzyce górali podhalańskich (Von der Musik der podhalanischen Góralen). Wydawnictwa Muzeum Tatrzańskiego Nr. 3, Zakopane 1927. 30 S.
Czubek, Jan (1914—21), Początki i nazwa Zakopanego (Die Anfänge und der Name Zakopanes). Rocznik Podhalański I, S. 48—76. Zakopane 1914—21.
Dembowski, Bronisław (1892), Bajki według opowiadania Jana Sabały Krzeptowskiego z Kościelisk (Märchen nach den Erzählungen des J. Sabała aus Kościelisko). Wisła VI, S. 140—145. Warschau 1892.
Długopolski, Edmund (1912), Z życia zbójników tatrzańskich (Aus dem Leben der Tatraräuber). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXIII, S. 39—48, Krakau 1912.
— (1914—21), Przywileje sołtysów podhalańskich (Die Privilegien der podhalanischen Schulzen). Rocznik Podhalański I, S. 1—48, Zakopane 1914—21.
Dobrowolska, Maria (1929), Program badań antropogeograficznych w Tatrach i na Podtatrzu (Programm anthropogeographischer Forschung in der Tatra und dem Tatravorland). Wiadomości Geograficzne VII, S. 154—159. Krakau 1929.
Dobrowolski, Kazimierz (1925), Związki i tradycje rodowe na Podhalu (Les survivances de clans et les traditions à leur organisation dans le Podhale, dans le Spisz et l'Orawa). Bull. Int. de l'Acad. Polonaise des Sc. et des L. Séance du 26 mars 1923. S. 24—27. Krakau 1925.
— (1929), Przeszłość Podhala. Uwagi metodyczne i program badania (Die Vergangenheit des Podhale. Methodische Bemerkungen und Untersuchungsprogramm). Wiadomości Geograficzne 1929, Nr. 9 und 10. Krakau 1929.
— (1935), Najstarsze osadnictwo Podhala (Die älteste Besiedlung des Podhale). Badania z Dziejów Społecznych i Gospodarczych Nr. 20, Lemberg 1935. 112 S. (Mit franz. Zusammenfassung).
— (1938), Dwa studia nad powstaniem kultury ludowej w Karpatach Zachodnich (Zwei Studien zur Entstehung der Volkskultur in den Westkarpaten). Studia historyczne ku czci St. Kutrzeby, Band II, S. 72 ff. Krakau 1938.
— (1938) (2), Elementy rumuńsko-bałkańskie w kulturze ludowej Karpat Polskich (Rumänisch-balkanische Elemente in der Volkskultur der polnischen Karpaten). II. Zjazd poświęcony środkowym i wschodnim Karpatom Polskim. Warschau 1938.
— (1938) (3), Przyczynki do wpływów rumuńsko-bałkańskich w kulturze ludowej Karpat Zachodnich (Beiträge zu den rumänisch-balkanischen Einflüssen in der Volkskultur der Westkarpaten). Sprawozdania P. A. U. XLIII, S. 230—233. Krakau 1938.
Elenchus venerabilis cleri tam saecularis quam regularis dioeceseos cracoviensis 1894.
Elenchus venerabilis cleri archidioeceseos cracoviensis 1937.
Fischer, Adam (1926), Opowieści o czarownicach z doliny nowotarskiej (Erzählungen über Hexen aus dem Neumarktertal). Lud XXV, S. 78—94, Lemberg 1926.
Gerson, W. (1888), Ratułów (Góralisches Dorf). Wisła II, S. 96—98, Warschau 1888.
— (1888) (2), Góral tatrzański (Der Tatragórale). Wisła II, S. 828—829, Warschau 1888.
Grisebach, H. (1917), Das polnische Bauernhaus. Beiträge zur Polnischen Landeskunde, Reihe B, Bd. III. Berlin 1917.
Haberlandt, Michael (1911), Peasant Art in Austria. The Studio. Sondernummer. 1911.
Hauptmann, Ludmil (1935), Kroaten, Goten und Sarmaten. Germanoslavica III, S. 95—127, 315—353. Prag 1935. (S. 99 ff.).
Hoff, Bogumił (1889), Wyprawa po skarby w Tatrach (Suche nach Schätzen in der Tatra). Wisła III, S. 286—299, Warschau 1889.
Hołub-Pacewiczowa, Zofja (1927), Szałaśnictwo w Tatrach polskich (Hirtenhütten in der polnischen Tatra). Przewodnik Kongresowy II. Zjazdu Słowiańskich Geografów i Etnografów w Polsce 1927 roku. S. 259—274. Krakau 1927.
— (1930), Z badań nad pasterstwem karpackim i alpejskim (Untersuchungen zum karpatischen und alpinen Hirtenwesen). Wierchy VIII, S. 89—121. Krakau 1930.
— (1931), Osadnictwo pasterskie i wędrówki w Tatrach i na Podtatrzu (Hirtensiedlung und -wanderungen in der Tatra und dem Tatravorland). Prace Komisji Geograficznej P. A. U. Nr. 1. Krakau 1931, XX u. 508 S., 11 Karten, 99 Abb. (Umfassende Arbeit mit guter Bibliographie).
Kantor, Józef (1907), Czarny Dunajec (Góralisches Dorf). Materyały Antropołogiczno-Archeologiczne i Etnograficzne P. A. U. IX, S. 17—229. Krakau 1907 (Sehr reichhaltige volkskundliche Monographie).

— (1914—21), Pieśń ludowa Podhala (Das podhalanische Volkslied). Rocznik Podhalański I, S. 127—147. Zakopane 1914—21.
— (1920), Pieśń i muzyka ludowa Orawy, Podhala i Spisza (Volkslieder und Volksmusik in Orawa, Podhale und Zips). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXVII, S. 178—205. Krakau 1920.
Karlinger, Hans (1938), Deutsche Volkskunst. Propyläenkunstgeschichte. (Tafel 299).
Kietlicz-Rajski, Konstanty (1928), Sztuka góralska na Podhalu (Góralische Kunst im Podhale). Łublin 1928. XXIV und 72 S., 30 Abb.
Kleczyński, Jan (1888), Melodje zakopiańskie i podhalskie (Zakopaner und Podhalaner Weisen). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XII, S. 39—102. Krakau 1888.
Kopernicki, Izydor (Dr. J... K...) (1883), Opisanie gór karpackich albo Tatrów, w których się znajdują skarby, kruszce i drogie kamienie. Z rękopisu XVIII w. znajdującego się w Bibliotece Jagiellońskiej (Beschreibung der Karpaten- oder Tatraberge, in denen sich Schätze, Gold und kostbare Steine befinden. Aus einer Handschrift des XVIII. Jahrhunderts, die sich in der Jagellonischen Bibliothek befindet). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego VIII, S. 1—8. Krakau 1883.
Krzyżanowski, Julian (1934), Na szlakach tatrzańskich poszukiwaczy skarbów (Auf den Spuren der Tatraschatzsucher). Wierchy XII, S. 78—91. Krakau 1934.
Kupczyński, Stanisław (1928), Stan badań nad osadnictwem Podhala (Stand der Forschungen über die Besiedlung des Podhale). Wierchy VI, S. 8—52. Krakau 1928.
Leszczycki, Stanisław (1938), Region Podhala. Podstawy Geograficzno-Gospodarcze Planu Regionalnęgo (Die Landschaft Podhale. Geographisch-wirtschaftliche Grundlagen der Regionalplanung). Biuletyn Komisji Studiów Ligi Popierania Turystyki II. Krakau 1938. 286 S. mit 73 Kärtchen, 14 Tabellen. (Neuzeitliche Monographie mit guter Bibliographie zur Landes- und Wirtschaftskunde).
Liberak, M. A. (1927), Górnictwo i hutnictwo w Tatrach polskich (Berg- und Hüttenwesen in der polnischen Tatra). Wierchy V, S. 13—30. Krakau 1927.
Łapczyński, Kazimierz (1905), Baśń tatrzańska o królu wężów (Tatramärchen vom Schlangenkönig). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXVI, S. 1—34. Krakau 1905.
Małecki, Mieczysław (1928), Archaizm Podhalański (Der podhalanische Archaismus). Monografje Polskich Cech Gwarowych, Nr. 4. Krakau 1928. 46 S.
— und Nitsch, K. (1934), Atlas językowy polskiego Podkarpacia (Sprachatlas des polnischen Vorkarpatengebiets). Krakau 1934. (500 Karten und Text).
— (1938), Język polski na południe od Karpat (Die polnische Sprache im Süden der Karpaten). Biblioteczka Tow. Miłośników Języka Polskiego Nr. 12. Krakau 1938.
Matlakowski, Władysław (1892), Budownictwo ludowe na Podhalu (Das Volksbauwesen im Podhale). Krakau 1892. 93 S., 23 Tafeln und 25 Abb.
— (1892, bezw. 1915), Zdobienie i sprzęt ludu połskiego na Podhalu (Zierkunst und Gerät des polnischen Volks im Podhale). Warschau 1892, 2. Aufl. 1915. Mit 65 Tafeln und 150 Textzeichnungen.
Mátyás, Karol (1889), Podania o Tatrach (Sagen über die Tatra). Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowej XIII, S. 35—38. Krakau 1889.
Mierczyński, Stanisław, Pieśni Podhala (Lieder des Podhale).
— (1930), Muzyka Podhala (Die Musik des Podhale). Lemberg-Warschau 1930. XXII und 71 S.
— (1932), Muzyka podhalańska (Podhalanische Musik). Wierchy X, S. 65—77. Krakau 1932.
Moczydłowski, Ignacy (1929), O założeniu Nowego Targu na Podhalu i o nazwie tego miasta (Von der Gründung Neumarkts im Podhale und dem Namen dieser Stadt). Wierchy VII, S. 29—39. Krakau 1929.
Modelski, T. E. (1924), Kolonizacja wołosko-ruska na polskim Pogórzu i Podhalu (Die walachisch-ruthenische Kolonisation im polnischen Vorkarpatenland und dem Podhale). Sprawozdania Tow. Naukowego, Jahrbuch VI, Heft 1. Lemberg 1924.
J. G. P. (1932), Materjały do sprawy stylu zakopiańskiego. Murowanice w stylu zakopiańskim (Materialien zur Angelegenheit des Zakopaner Stils. Gemauerte Häuser im Zakopaner Stil). Wierchy X, S. 107—120, 21 Abb. Krakau 1932.
Pospíšil, Franciszek (1927), Taniec zbójnicki na Podhalu (w Zakopanem) i jego miejsce między orężnemi tańcami u Słowian ogólnie i między Baskami w Pirenejach (Der Räubertanz im Podhale — in Zakopane — und seine Stellung unter den Waffentänzen bei den Slawen im allgemeinen und den Basken in den Pyrenäen). Pamiętnik II. Zjazdu Słowiańskich Geografów i Etnografów w Polsce w roku 1927. Bd. II, S. 205—206. Krakau 1930.
Potkański, Karol (1897), Pierwsi mieszkańcy Podhala (Die ersten Bewohner des Podhale). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XVIII, S. 82—94. Krakau 1897.
— (1922), Podhale (hauptsächlich besiedlungsgeschichtliche Arbeit). Pisma pośmiertne I, S. 284—388. Krakau 1922.
Radzikowski, Stanisław Eljasz (1897), Polscy Górale Tatrzańscy czyli Podhalanie i Tatry na początku wieku XIX (Die polnischen Tatragóralen oder Podhalaner und Tatra am Anfang des 19. Jahrhunderts). Lud III, S. 225—273, Lemberg 1897. (Herausgabe und Kommentierung eines mit F. K. — F. Klein — gezeichneten Reiseberichts mit dem Titel Krótki opis Tatr, Kurze Beschreibung der Tatra, aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts).

— (1901), Zakopane przed stu laty (Zakopane vor hundert Jahren). Krakau 1901.
— (1902), Góry srebrne w Tatrach (Silberne Berge in der Tatra). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXIII, S. 81—129. Krakau 1902.
Rafacz, Józef, Dzieje i ustrój Podhala Nowotarskiego (Geschichte und Verfassung des Neumarkterlandes). Warschau 1935, 274 S., 1 Tafel.
— (1914—18), Z dziejów zbójców podtatrzańskich (Aus der Geschichte des Tatraräubertums). Lud XX, S. 303—310. Lemberg 1914—18.
— (1914—21), Dzierżawa szaflarsko-nowotarska Marka Ratułda w w. XV (Die Pachtung von Szaflary und Neumarkt durch M. Ratuld im 15. Jahrhundert). Rocznik Podhalański I, S. 76—88. Krakau 1914—21.
Reychman, Jan u. Stefan (1937), Przemysł wiejski na Podhalu (Ländliches Gewerbe im Podhale). Wydawnictwa Muzeum Tatrzańskiego, Zakopane 1937. 92 Seiten, 54 Abb.
Rostworowski, s. Zborowski 1929.
Rozwadowski, J. (1914), O nazwach geograficznych Podhala (Über geographische Benennungen im Podhale). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXIV, S. 1—8. Krakau 1914.
Schwarz, Ernst (1923), Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern. Prager Deutsche Studien, Heft 30. Reichenberg 1923. (S. 497 ff.).
Semkowicz, Władysław (1920), Granica polsko-węgierska w oświetleniu historycznym (Die polnisch-ungarische Grenze in historischer Beleuchtung). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXVII, S. 88—112. Krakau 1920.
— (1932, 1938), Materiały źródlowe do dziejów osadnictwa Górnej Orawy (Materialien zur Besiedlung des Oberen Orawa). Tl I. Dokumente. Zakopane 1932. Tl II. Briefe und Akten. Zakopane 1938. Wydawnictwa Muzeum Tatrzańskiego, Zakopane.
Seweryn, Tadeusz (1930), Parzenice góralskie (Góralische Hosenstickereien). Wydawnictwa Muzeum Etnograficznego Nr. 2. Krakau 1930.
— (1931), Technika malowania ludowych obrazów na szkle (Die Technik der volkstümlichen Hinterglasmalerei). Lud XXX, S. 145—192. Lemberg 1931.
Smólski, G. (1911), Zagadki i łamiglówki górali polskich w Tatrach i Beskidach (Rätsel der polnischen Góralen in der Tatra und den Beskiden). Lud XVII, S. 77—96. Lemberg 1911.
Sochaniewicz, Kazimierz (1926), Miary roli na Podhalu w ubiegłych wiekach (Ackergrössen im Podhale in vergangenen Jahrhunderten. Lud XXV, S. 19—52. Lemberg 1926.
Sosnowski, Kazimierz (1914), Pogląd na Beskid Zachodni (Überblick der Westbeskiden) Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXV, S. 40. Krakau 1914.
Stecki, Konstanty (1914—21), Ludowe obrazy na szkle z okolic podhalańskich (Volkstümliche Hinterglasmalereien aus dem Umkreis des Podhale). Rocznik Podhalański I, S. 189—218. Krakau 1914—21.
— (1923), Skarby w Tatrach (Schätze in der Tatra). Wierchy I, S. 43—49. Lemberg 1923.
— (1923) (2), Z niedawnej przeszłości Kuźnic zakopiańskich (Von der jüngeren Vergangenheit des Zakopaner Hammerwerks). Wierchy I, S. 240—245. Lemberg 1923.
Stolarczyk, Józef (1914—21), Kronika Parafji Zakopiańskiej 1848—1890 (Chronik der Pfarre Zakopane). Rocznik Podhalański I, S. 100—123. Krakau 1914—21.
Stopka, Andrzej (1897), Sabała (Podhalanischer Überlieferungsträger). Krakau 1897. (Saggut).
— (1898), Materjaly do etnografii Podhala (Zakopane, Kościelisko, Poronin, Czarny Dunajec) (Materialien zur Volkskunde des Podhale). Materyaly Antropologiczno-Archeologiczne i Etnograficzne P. A. U., III, S. 73—166. Krakau 1898.
Sutor, X. W. A. (1876), Życie pasterskie w Tatrach (Das Hirtenleben in der Tatra). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego I, S. 44—55. Krakau 1876.
Szydłowski, Tadeusz (1938), Powiat Nowotarski (Kunsttopographie des Kreises Neumarkt). Zabytki Sztuki w Polsce, Część III, Tom I, Zeszyt I (Teil III, Band I, Heft I). Warschau 1938.
Tetmajer, Kazimierz (1914), Na skalnem Podhalu (Im felsigen Podhale). Krakau 1914.
Udziela, Seweryn (1919), Etnograficzne ugrupowanie i rozgraniczenie rodów Górali polskich (Volkskundliche Gliederung und Abgrenzung der polnischen Góralengruppe). Przegląd Geograficzny I, S. 80—91. Warschau 1919.
— (1927), Podhalanie przed trzystu laty (Die Podhalaner vor 300 Jahren). Ziemia XII, S. 467—471, 489—494. Warschau 1927.
Umění na Slovensku. 1938, Prag.
Wierzbicki, D. (1880), Meteorologia u Górali Tatrzańskich i sąsiednich (Wetterkunde bei den Tatra- und benachbarten Góralen). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego V, S. 44—53. Krakau 1880.
Witkiewicz, S. Na przełęczy (Am Gebirgspass). Warschau 1891.
— (1888), Drzwi chaty góralskiej w Zakopanem (Die Tür des Góralenhauses in Zakopane). Wisła II, S. 120—122. Warschau 1888.
Wyslouchowa, M. (1901), Z ust górala zakopiańskiego (Aus dem Munde eines Zakopaner Góralen). Lud VII, S. 181—192. Lemberg 1901.
Zborowski, Juliusz (1923), Skarby w Tatrach (Schätze in der Tatra). Wierchy I, S. 49—52. Lemberg 1923.

— (1929), Ludność góralska w powiatach limanowskim i nowotarskim w roku 1813 (Die Góralenbevölkerung in den Kreisen Ilmenau und Neumarkt im Jahre 1813). Lud XXVIII, S. 214—240. Lemberg 1929.
— (1930), Przyczynki do zwyczajów na Boże Narodzenie na Podhalu (Beiträge zu den Weihnachtsbräuchen im Podhale). Lud XXIX, S. 95—98. Lemberg 1930.
— (1930) (2), Moda i wieś góralska (Die Mode und das góralische Dorf). Ziemia XV, Nr. 19. Warschau 1930.
— (1931), Drobne notatki z Podhala (Kleine Notizen aus Podhale). Lud XXX, S. 192—200. Lemberg 1931.
— (1932), Ludoznawcze przyczynki z góralszczyzny (Volkskundliche Beiträge aus dem Góralenland). Lud XXXI, S. 65—92. Lemberg 1932.
— (1933), Z opowiadań góralskich o niedźwiedziu (Aus góralischen Erzählungen vom Bären). Łowiec 1933, Nr. 19.
— (1934), Nowe przyczynki z góralszczyzny (Neue Beiträge aus dem Góralenland). Lud XXXIII, S. 31—35. Lemberg 1934—35.
Zdziarski, Stanisław (1901), Skarby Tatrzańskie (Tatraschätze). Wisla XV, S. 590—594. Warschau 1901.
Żegota, Pauli (1899), Przyczynek do etnografji Tatrzańskich górali (Beitrag zur Volkskunde der Tatragóralen). Lud V, S. 120—134. Lemberg 1899. (Kleineres Saggut).

BUCHBESPRECHUNGEN

Lebensraumfragen europäischer Völker. Bd. 1 „Europa", hrsg. von K. H. Dietzel, O. Schmieder und H. Schmitthenner. In: Lebensraumfragen, Forschungsergebnisse deutscher Geographen, Quelle und Mayer, Leipzig 1941. XII u. 735 S. mit Karten und Abb. RM. 15.—

Der vorliegende Band ist der erste einer Gemeinschaftsarbeit der deutschen Geographen im Rahmen eines grossen Sammelwerkes, das die gesamte „Deutsche Geisteswissenschaft" im Kriege umfasst. Die Erkenntnisse deutscher geographischer Forschung über die jeden Deutschen interessierenden Lebensraumfragen Europas werden in umfassender, aber verständlicher Form vorgelegt. Das Thema wird folgerichtig mit dem brennendsten Problem, dem „Missverhältnis zwischen den Völkern und ihren Lebensräumen" durch den Aufsatz von A. Penck über „Die Tragfähigkeit der Erde" angeschlagen und in H. Schmitthenners „Lebensräume im Kampf der Völker und Kulturen" fortgesetzt. Nach zwei weiteren umfassenden Abhandlungen (N. Krebs „Wanderbewegungen in Europa" und F. Bartz: „Bedeutung der atlantischen Fischgründe") werden die Teilprobleme behandelt, und zwar in drei Abhandlungen über den Norden (W. Credner, C. Schott und H. Wentzel), fünf über die britischen Inseln (H. Dörries, J. Sölch, R. Lütgens, K. H. Dietzel und G. Hasenkamp), drei über die westlichen Nachbargebiete (W. Tuckermann, E. Scheu und Th. Kraus), drei über den Mittelmeerraum (H. Lautensach, O. Schmieder und J. H. Schultze) und schliesslich in sechs Abhandlungen über den Südosten, auf die etwas näher eingegangen werden soll, da die hier angeschnittenen Fragen aus verständlichen Gründen auch dem nordöstlichen Bereich Mitteleuropas am nächsten liegen.

In den „Lebensraumfragen der Völker des europäischen Südostens" weist H. Hassinger von neuem auf die natürliche Gliederung des „Donauraumes", womit irreführender Weise noch so oft der blosse „mittlere Donauraum" gemeint wird. Aber auch dieser reicht talauf weit in deutschen Volksboden herein und seine grösste Stadt, die vor nicht allzu langer Zeit noch mit allen zentralen Funktionen dieses mittleren Donauraumes ausgestattet war, ist und blieb das deutsche Wien. Mit vollem Recht führt der Verfasser nochmals alle Gründe dafür an, dass der gesamte Donauraum zu Mitteleuropa und auch nicht teilweise zu einem Südosteuropa zu rechnen ist, dessen Westgrenze vor den Toren Wiens gelegen sei. Südosteuropa oder die „südosteuropäische Halbinsel" beginnt vielmehr hinter einer Linie der Wasserscheide des Dinarischen Gebirges, der Rhodopemasse und des Balkan. Die Probleme, welche hier von geographischer Seite aufgeworfen werden und welche beide Teile, das südöstliche Mitteleuropa wie die südosteuropäische Halbinsel umfassen, beleuchten das Wesen dieses noch der endgültigen, kulturellen und wirtschaftlichen Gestaltung harrenden Ländermosaiks in ansprechender Form.

Nicht minder interessant ist R. Käublers Abhandlung über die „Gebiete aufgesogenen Deutschtums im Südosten Mitteleuropas". Die Frage ist nicht allein kulturgeographisch, sondern auch volkspolitisch und daher gesamtpolitisch von Bedeutung.
Beginnend mit der Frage nach germanischer Restbevölkerung im südöstlichen Mitteleuropa, die voll bejaht wird, über die altbairische und die hochmittelalterliche Ostsiedlung bis zur neuzeitlichen Kolonisation sind die Hinweise für entvolktes, aufgesogenes Germanen- bzw. Deutschtum aus einer reichen Literatur zusammengetragen. Hierbei wird mit Recht auf den besonders hohen Verlust, den unser Volk auf beiden Abdachungen der Nordkarpaten erlitten hat, hingewiesen. Die Möglichkeiten, durch die Rassen-, Sprachforschung und Volkskunde weitere Ergebnisse zu erzielen, werden kurz gestreift. Die Bedeutung des Problems wird im Versuch zur Erklärung dieser Aufsaugungsvorgänge, mit einem Satz der in ganz der gleichen Form auch nördlich der Karpaten seine Gültigkeit besitzt, hervorgehoben: „So bietet sich ...das eigenartige Schauspiel, dass in den Anfängen der südeuropäischen Nationen Germanentum und Deutschtum in fremdes Volkstum hinübergeht, unter Opferung des eigenen Volkstums, aber unter dem Gewinn der Führung dieser Nationen und Staaten, während später ...diese nunmehr ‚fremden' Führungsschichten, die doch in so starken Anteilen deutscher Herkunft sind, massenhaft deutsche bäuerliche und bürgerliche Schichten in das fremde Volkstum hinüberziehen, wiederum um den Preis des Volkstums für den Gewinn des Aufstieges."

K. A. Sedlmeyer fasst in drei kurzen Abschnitten die Landesnatur, die Volksgeschichte und die Wirtschaft der Slowakei zusammen, während W. Schneefuss über „Die Verkehrslage Ungarns" eine Untersuchung beisteuert. Die Gliederung Kern-Ungarns in ein westliches, transdanubisches mit grossem, deutschem Kultureinfluss und ein östliches, das Alföld, ergänzt Hassingers Darstellung in diesem speziellen Falle sehr schön. Auch die hohe Eisenbahndichte zeigt die engen Raumbeziehungen zur Mitte Europas an. Eine weitere Untersuchung verdient der Hinweis, dass das moderne Verkehrswesen erst aus der übersteigerten Zentralisation des Staatsvolkes (nach Budapest) sein sternförmig das Land überziehendes Netz erhalten hat. Andererseits ist die Verbindung zwischen Landverkehrs- und Wasserstrassennetz völlig ungenügend, was sich wirtschaftlich entsprechend ungünstig auswirkt, da auf dem Wasserwege der agrare Überschuss Ungarns am besten billig ins Reich verfrachtet werden kann. Deshalb kann die Mahnung des Verfassers, der sog. „Ungarische Globus" früherer Zeiten müsse einer europäischen Grossraumordnung weichen, nur unterstrichen werden. Vor allem wird die Donaulinie ihrer naturgegebenen Bedeutung im Grossraum-Verkehrsnetz zuzuführen sein. Von W. Czajka wird in einem territorial-, einem sozial- und einem volkstumsgeschichtlichen Kapitel „Rumäniens Beitrag

zur völkischen Neuordnung" behandelt. Eine starke Erhellung in dem Wirrwarr südosteuropäischer Volkstumsentwicklung, insbesondere in die (man weiss eigentlich nicht, warum?) — politisch so wesentlich erscheinende Ursprungsfrage dieser Völker wird m. E. erst eine eingehende anthropologisch-rassenkundliche Erforschung erbringen. Denn sie wird bei Beachtung der vorherrschenden Grundtypen grössere übervolkliche Einheiten herausarbeiten können, die zwar von den auf ihre Eigenentwicklung stolz zurückschauenden Teilen kaum anerkannt, vom zukünftigen Ordner Europas aber umso mehr als physiologisch-psychologische Arbeitsgrundlage benützt werden wird.

Für das Generalgouvernement erscheint dabei wesentlich, dass seine Bevölkerung im Süden durch die einheitliche Landschaft des Karpatenbogens in einer gewissen Beziehung zu den hier behandelten Gebieten steht. Schliesslich untersucht H. Wilhelmy „Das Bulgarische Volk und die Tragfähigkeit des bulgarischen Staatsraumes". Trotz der grossen Innenkolonisation seit den Befreiungskämpfen gegen die Türken stellt Bulgarien ein überbevölkertes Land dar. Der Übergang zu einer geordneten Fruchtwechselwirtschaft, Flurbereinigung, Verbesserung der Bearbeitung und eine gewisse Abwanderung in eine sich langsam entwickelnde Industrie, in letzter Zeit aber der gesteigerte Anbau von Handelspflanzen sollen die Bodennot lindern.

Ähnlich wie die hier etwas näher beleuchteten Themen aus dem Südosten Europas behandeln auch die anderen Aufsätze brennende Fragen aus der vor einem Umbruch ihres Gefüges stehenden Völker- und Staatengesellschaft Europas. Der Band mit den Lebensraumfragen des deutschen Volkes wird dazu eine wesentliche Ergänzung sein.

Dr. Hans **Graul**, Krakau

Ernst Keit, **Bibliographie zur Landeskunde der zum Regierungsbezirk Zichenau, Kreis Suwalki, Kreis Lipno und Rippin gehörenden ost- und westpreussischen Gebiete.** (Sonderabdruck aus Altpreussische Forschungen, 17. Jahrgang 1940, Heft 2), S. 153.

Die Vergrösserung der Provinz Ostpreussen im Herbst 1939 liess das dringende Verlangen nach Erfassung des Schrifttums über die Geschichte und Struktur der neu angeschlossenen Gebiete entstehen. Dieser Wunsch ist umso verständlicher, wenn man bedenkt, dass die Behörden für die alten Teile der Provinz in der Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreussens von Ernst Wermke seit Jahren ein zuverlässiges Hilfsmittel zur Landeskunde besitzen. Das praktische Bedürfnis der Verwaltung gebot, die oben angezeigte Bibliographie mit aller möglichen Beschleunigung zusammenzustellen. Dieser verdienstvollen Aufgabe hat sich die Landesstelle Ostpreussen für Nachkriegsgeschichte unterzogen.

In enger Anlehnung an den Aufbau der Wermkeschen Bibliographie hat der Verfasser 1885 Buch- und Aufsatztitel zusammengetragen. Besondere Bedeutung kommt den Abschnitten Landeskunde, Volkskunde und Geschichte zu. Von grossem Wert sind die den zahlreichen polnischen Titeln beigegebenen deutschen Übersetzungen, wodurch auch derjenige Leser die Möglichkeit zur Orientierung über das vorhandene Schrifttum erhält, der der polnischen Sprache nicht mächtig ist.

Wenn man die kurze Zeit berücksichtigt, in der die Bibliographie geschaffen wurde, muss man sie als vorzüglich bezeichnen. Es kann wohl festgestellt werden, dass trotz der Schwierigkeiten, die die ehemalige Zugehörigkeit der neuerworbenen Gebiete zu verschiedenen Verwaltungsbezirken bibliographischen Arbeiten bietet, kaum ein wesentliches Buch oder ein wichtiger deutscher Aufsatz übersehen wurde. Das ist vor allem von der Literatur über die Verwaltungsarbeit in Neuostpreussen (1795 bis 1807) zu sagen, der der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Zwar wird bei gründlicher Durchsicht der polnischen Literatur gewiss noch mancher weniger wichtige Aufsatztitel nachzutragen sein; aber dieser durch die kurze Entstehungszeit bedingte geringfügige Mangel kann die grundsätzliche Bedeutung der geleisteten Arbeit nicht herabsetzen. Mit dieser Bibliographie hat die Verwaltung in den neuen Gebieten die unentbehrliche Grundlage und ein wichtiges Hilfsmittel beim grossen Aufbauwerk erhalten, das in Zukunft alle Planungen wesentlich erleichtern kann.

Josef **Sommerfeldt**, Krakau

Das Devisenrecht des Generalgouvernements. Die devisenrechtlichen Verordnungen, Anordnungen, Erlasse und Bekanntmachungen des Generalgouvernements mit Erläuterungen und Sachregister von Dr. jur. Bruno Becker, Regierungsrat und Stellvertreter des Leiters der Abteilung Devisen und Aussenwirtschaft in der Hauptabteilung Wirtschaft der Regierung des Generalgouvernements. — Burgverlag Krakau, Verlag des Instituts für Deutsche Ostarbeit, Krakau 1941. 183 Seiten.

Der verfassungsrechtliche Charakter des Generalgouvernements, als eines nicht in das deutsche Staatsgebiet eingegliederten Nebenlandes des Grossdeutschen Reiches, äussert sich neben anderen dieser Neuschöpfung nationalsozialistischer Staatsgestaltung eigentümlichen Besonderheiten in sinnfälliger Weise im Bereiche des Devisenrechts. Das Generalgouvernement ist ein gegenüber dem Gebiet des Grossdeutschen Reiches selbständiges Wirtschaftsgebilde mit eigener auf der Verordnungshoheit des Generalgouverneurs als des Generalbevollmächtigten des Führers beruhender Devisengesetzgebung. Angesichts der gesteigerten wirtschaftlichen und politischen Bedeutsamkeit der Devisenbewirtschaftung im Kriege wurde bereits kurze Zeit nach Errichtung des Generalgouvernements die Devisenordnung vom 15. 11. 39 geschaffen, die als eines der wichtigsten wirtschaftsrechtlichen Grundgesetze des Generalgouvernements bezeichnet werden kann. Um dieses Grundgesetz gruppieren sich eine stattliche Anzahl von Anordnungen und Erlassen des Leiters der Abteilung Devisen und Aussenwirtschaft in der Hauptabteilung Wirtschaft der Regierung des

Generalgouvernements, die die mannigfaltigsten Spezialfragen des Devisenrechts einer auf die Sonderbedürfnisse des Generalgouvernements abgestellten Regelung unterziehen. Das vorliegende Werk aus der Feder eines der berufensten Sachkenner dieses schwierigen Rechtsstoffes vereinigt in erschöpfender Weise die gesamte Devisengesetzgebung des Generalgouvernements nach dem Stand vom 1. 9. 1941. Ein besonderer Vorzug des Buches sind die den einzelnen Bestimmungen beigegebenen Erläuterungen, die in inhaltlicher Klarheit und vorbildlicher Übersichtlichkeit den wirtschaftlichen Sinn und Zweck der Vorschriften herausstellen, sowie die systematischen Darlegungen über Wareneinfuhr und Warenausfuhr und über die bürgerlichrechtlichen und zivilprozessualen Wirkungen der Devisenvorschriften. So kann das Werk als ein erschöpfendes Handbuch des Devisenrechts des Generalgouvernements angesprochen werden, das allen mit diesem schwierigen Rechtsgebiet befassten Dienststellen, vor allem aber der Praxis der deutschen Wirtschaftskreise im Generalgouvernement vortreffliche Dienste leisten wird.

Dr. Siegmund **Dannbeck,** Krakau

Die Steuern des Generalgouvernements. Sammlung der geltenden Gesetze, Verordnungen und Durchführungsbestimmungen auf dem Gebiet der Staatssteuern — ausschliesslich Verbrauchssteuern, zusammengestellt und erläutert von Oberregierungsrat Klemens Rogge, Leiter der Abteilung Direkte Steuern und Verkehrssteuern der Hauptabteilung Finanzen in der Regierung des Generalgouvernements. — Burgverlag Krakau G. m. b. H., Krakau 1941. 402 S. Loseblattausgabe.

Das Steuerrecht des Generalgouvernements zerfällt, seiner rechtsquellenmässigen Herkunft nach betrachtet, in zwei verschiedenartige Normenkomplexe. Neben den steuerrechtlichen Verordnungen des Generalgouverneurs blieb nach Massgabe der allgemeinen Rezeptionsnorm des § 4 des Führererlasses vom 12. 10. 1939 und der Verordnung des Generalgouverneurs über Steuerrecht und Steuerverwaltung vom 17. 11. 1939 das bisherige polnische Steuerrecht in Kraft. Es gelten daher die bisherigen steuerrechtlichen Gesetze und Verordnungen des früheren polnischen Staates als Rechtsnormen des Generalgouvernements weiter, soweit sie nicht durch neue Verordnungen des Generalgouverneurs ausser Kraft gesetzt, geändert oder ergänzt werden. Die genaue Feststellung des jeweils gültigen Textes dieser Gesetze bietet um so grössere Schwierigkeiten, als der Gesamtnormenbestand des einzelnen Gesetzes aus verschiedenen Rechtsquellen entstammt und ausserdem der polnischrechtliche Normengrundstock in zwar mannigfaltigen, sprachlich und juristisch aber nicht befriedigenden Übersetzungen vorlag. Die hier angezeigte Sammlung will diesem vor allem in der steuerrechtlichen Praxis im Generalgouvernement fühlbar gewordenen Mangel abhelfen. Sie vermittelt neben den steuerrechtlichen Grundgesetzen des Generalgouvernements den heute rechtsverbindlichen Wortlaut der drei wichtigsten polnischen Steuergesetze, der Steuerordnung vom 15. 3. 34, des Staatseinkommensteuergesetzes vom 14. 12. 35 und des Umsatzsteuergesetzes vom 4. 5. 38 nebst deren Ausführungsverordnungen. Knappe, aber inhaltsreiche Erläuterungen, die auf die praktische Handhabung der Gesetze abgestellt sind, ermöglichen ein vertieftes Eindringen in Geist und Rechtstechnik der von den entsprechenden deutschen Regelungen oftmals wesentlich abweichenden polnischen Steuergesetzgebung. Das Werk, das als Loseblattausgabe jeweils auf dem neuesten Stand der Gesetzgebung gehalten werden kann, darf als unentbehrlicher Ratgeber für die steuerrechtliche Praxis im Generalgouvernement bezeichnet werden und wird vor allem von den mit steuerrechtlichen Fragen befassten reichsdeutschen Dienststellen, aber auch von den im Generalgouvernement tätigen deutschen Wirtschaftskreisen wärmstens begrüsst werden.

Dr. Siegmund **Dannbeck,** Krakau

Luis, Werner: **Das Bauerntum im grenz- und volksdeutschen Roman der Gegenwart.** Berlin 1940. Junker und Dünnhaupt Verlag. Neue Forschungen. Abteilung Neuere Deutsche Literaturgeschichte. Bd 25.

Deutsches Siedlerschicksal offenbart seine Beharrungskraft über Jahrhunderte hinweg im Bauerntum. Deutsches Bauerntum wird, als das Reich zerbricht, zum Träger deutscher Abwehrkraft und deutschen Lebenswillens, da es der Urquell deutscher Art und deutschen Wesens geblieben ist. Damit hat das deutsche Volk in seinem Bauerntum im grenz- und volksdeutschen Raum seine ursprüngliche und urwüchsige Kraft bewiesen. Wenn deutsches Bauerntum zum Verteidiger seines Lebensraumes inmitten fremden Volkstums wird, so ist darin mehr zu erblicken als nur ein zähes und verbissenes Festhalten am Besitz, es ist Ausdruck deutscher Sendung und deutscher Leistung durch Geschlechter im Fremdraum, besser gesagt, es ist die rassische Kraft nordischen Menschentums, die sich durch Jahrhunderte erhalten hat, sich auflehnt und zum Kampf antritt gegen Völker, die durch einen „Versailler Gnadenakt" zu Staaten geworden sind. Der Gang, den diese Gruppen deutschen Volkes gegangen sind, erschüttert in seiner Tragik, ganz gleich, ob es sich um die im Memelland, im Baltenland, in Russlands Weite an der Wolga, in Siebenbürgen, im Banat, in der Ostmark oder im Sudetenland handelt. Stolz aber macht die Tatsache, dass sie alle Teile des deutschen Volkstums geblieben sind.

In dem Buch von Werner Luis: „Das Bauerntum im grenz- und volksdeutschen Roman der Gegenwart" sind diese Grundideen, in den Romanen grenzdeutscher Dichter gestaltet, klar und eindeutig zum Ausdruck gekommen, wenn sich auch der Verfasser auf eine Auswahl von Dichtern, die dem grenz- und volksdeutschem Schicksal Gestalt verliehen haben, beschränkt hat. Daraus ist dem Verfasser kein besonderer Vorwurf zu machen, es wird aber schmerzlich vermisst, da das Buch dadurch nur eine Skizze geblieben ist. In grossen, wenn auch sehr klaren Umrissen ist die Linie vorgezeichnet, nach der eine dieses Thema erschöpfende Arbeit in

Angriff zu nehmen und durchzugestalten ist. Möge vorliegende Arbeit zu diesen Untersuchungen Anregung sein! Für die eigentliche Leistung des Verfassers aber, die darin besteht, den Versuch unternommen zu haben, grenz- und volksdeutsches Schicksal in seiner Äusserung im Roman der Gegenwart darzustellen und auf dieses Problem in der deutschen Dichtung in unübertrefflicher Weise aufmerksam gemacht zu haben, gebührt ihm Dank.

Dr. Helmut **Werner**, Krakau

Manteuffel-Katzdangen, **Meine Siedlungsarbeit in Kurland.** Sammlung Georg Leibbrandt, Bd 5. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1941, mit 2 Karten, 66 Seiten.

Mit diesem vorliegenden 5. Band setzt der Verlag Hirzel die Sammlung Georg Leibbrandt fort, welche „Quellen und Materialien zur Erforschung des Deutschtums in Osteuropa" bringt. Diese Reihe ist erst 1940 ins Leben gerufen worden und stellt daher einen neuen Beweis dar, mit welchem Ernst und welcher Gründlichkeit die deutsche Wissenschaft in einer Zeit des schwersten Waffenganges um die völkischen und sittlichen Rechte des Volkes die Fragen des Ostens behandelt.

Die vorliegende Arbeit unterscheidet sich besonders dadurch von den bisher veröffentlichten, dass im Mittelpunkt nicht ein Besiedelungsvorgang steht, über dessen Planung, Durchführung, Umfang und wirtschaftlichen Erfolg in Zahlen und Tabellen berichtet wird. Im Vordergrund dieser Arbeit stehen auch nicht Urkunden und Aktenauszüge, Verwaltungsfragen oder Auseinandersetzungen mit irgendwelchen Rechtsbegriffen, sondern steht ein einzelner Mann, mit seiner deutschen Wesensart, ein Majoratsherr grosser Besitzungen in Kurland: der Verfasser selbst. So ist dieses Buch eigentlich ein Leistungsbericht, ein Rechenschaftsbericht über das, was erreicht werden sollte, und das, was erreicht worden ist.

Auf jeder Seite tritt uns der deutsche Mensch entgegen, welcher zunächst versucht, die Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten, welche sich durch das Leben zwischen Volksfremden ergeben, durch Nachsicht und Fürsorge zu überbrücken und auszugleichen. Dabei wird der eigene Gerechtigkeitssinn auch gegenüber den Volksfremden allen übrigen Überlegungen vorangestellt. Alle Entscheidungen werden nur getroffen aus dem Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Deutschtum.

In seinem ersten Teil gibt das Buch eine kurze Darstellung der Lage, des Einflusses und der rechtlichen Stellung des Deutschtums unter russischer Herrschaft in der Zeit bis zur Wende zum 20. Jahrhundert, indem es allgemeine Bilder und persönlichste Erlebnisse des Verfassers bringt, welche das Zusammenleben der deutschen Herren mit der lettischen Bevölkerung veranschaulichen. Das Jahr 1905 bringt dann den entscheidenden Einschnitt in die Geschichte des Baltendeutschtums. In einem masslosen Hassausbruch der deutschfeindlichen, lettischen Bevölkerung geht eine Welle von Morden und Brandstiftungen über das Land hinweg. Die russischen Behörden sind unfähig, diesem Aufruhr Einhalt zu gebieten, so dass die Deutschen völlig auf sich selbst gestellt sind. Durch diesen Schlag, der das Deutschtum vernichtend treffen sollte, wurde auch dem Letzten bewusst, dass sie Hilfe und Schutz nur bei sich selbst oder im eigenen Volkstum finden konnten. In dieser Selbstbesinnung lag bereits der Wille für die Erneuerung und Stärkung des Deutschtums, welcher durch einen festen Zusammenschluss aller Deutschen im Deutschen Verein und durch die Hereinnahme und uneigennützige Ansiedlung weiterer deutscher Menschen als Knechte, Landarbeiter, Bauern und Besitzer in der besten Weise zur Ausführung kam. Welchen Schwierigkeiten dieses Unternehmen begegnete, da es doch von vornherein im Gegensatz sowohl zu den Bestrebungen des lettischen Volkes als auch zu dem Vorherrschaftsanspruch des russischen Staates stehen musste, zeigen uns die einzelnen Abschnitte der Arbeit, die in einer wechselvollen und unerwarteten Vielseitigkeit die tiefe Einflussnahme zeigen, welche der Majoratsherr auf allen Gebieten des menschlichen Lebens durchzusetzen hatte. Wie die Ereignisse oftmals schnelle neuartige Entschlüsse forderten, so mussten auch bei ihrer Verwirklichung von ihrem Schöpfer selbst bisher ungewohnte Wege beschritten werden. Unter dem Eindruck dieser einzelnen Ereignisse sind die einzelnen Abschnitte der Arbeit entstanden, und der Leser erlebt mit dem Verfasser nochmals die Freude über einen errungenen Erfolg, die Sorgen um das Gelingen und ermisst die Bitterkeit, welche den Verfasser berührt haben muss, als sein Lebenswerk durch einen gemeinen Treuebruch zunichte wurde. Einen tiefen Eindruck hinterlässt auf den Leser am Schluss die Erkenntnis, dass nach allen Anfangserfolgen auch die grössten Mühen und Opfer nicht ausgereicht hätten, die Entwicklung aufzuhalten, welche durch den Weltkrieg beschleunigt worden ist und mit der Eigenstaatlichkeit der kleinen baltischen Völker zum Nachteil des Deutschtums endete.

Die Darstellung verliert sich bisweilen in Einzelheiten, welche für eine bevölkerungswissenschaftliche Arbeit unwesentlich erscheinen könnten. Sie finden aber ihre Rechtfertigung, indem sie nochmals deutlich vor Augen führen, wie eng der Verfasser auch mit den letzten Einzelheiten und kleinsten Dingen, welche die Siedlung und die hinzugezogenen Siedler berühren, verwachsen war, und dass die gesamte Siedlungsarbeit tatsächlich ausschliesslich eigene Leistung gewesen ist. Dafür sind als Beispiele zu nennen: die Notwendigkeit, selbst die Anregung für die wohnliche Ausstattung der Wohnungen der Siedler zu sorgen, unermüdlich den täglich eintreffenden Besuchern die Siedlung in allen Einzelheiten zu zeigen und zu erklären, die Sorge um das Schulwesen, die Einführung von Unterhaltungsspielen in entlegenen Kolonien, die Notwendigkeit, vom Majoratsherrn selbst Gottesdienste abhalten zu lassen usw. Es finden sich Betrachtungen über die Frage der Zusammenhänge von Konfession und Volksbewusstsein, es wird ein kleines Lebensbild der Wolhyniendeutschen gegeben, und es wird schliesslich die unterschiedliche Wesensart der

deutschen und der nichtdeutschen Landbevölkerung gezeigt und deren Einstellung zu Eigentum und Landbesitz. In äusserster Zurückhaltung und fast nebenher wird die Tatsache erwähnt, dass durch diesen selbstlosen Einsatz für die deutsche Sache dieses einzelnen, des Freiherrn von Manteuffel oder wie er genannt wurde: Zoege-Katzdangen, 4000 Siedler aus Wolhynien nach Kurland gekommen sind.

Somit ist das vorliegende Werk keine wissenschaftliche Arbeit im üblichen Sinne, sondern vielmehr eine Lebensgeschichte, wie sie verantwortungsbewusster, nationaler, weitschauender und zukunftssicherer nicht gedacht werden kann. Dass in diesen politisch klug durchgedachten Plänen, die von grösstem Verantwortungsgefühl getragen waren, die wesentlichsten gestaltenden Kräfte der Völker: ihre rassische Verschiedenheit mit allen ihren Auswirkungen und Folgeerscheinungen nicht berücksichtigt worden sind, lag im Wesen jener Zeit und hat jene tiefe Tragik herbeigeführt, welche schliesslich alle Mühen und Opfer vergeblich werden liess. Dieser Mangel kann daher nicht als Nachteil für dieses Buch gewertet werden. Es ist damit Lehre und Mahnung bei der Behandlung von Fragen des Zusammenlebens mit Fremdvölkischen, gerade auch in der gegenwärtigen Zeit.

Dr. Heinrich **Gottong**, Krakau

Dr. Ing. Helmrich, **Geschichte der Juden in Liegnitz.** — Liegnitz: Selbstverlag des Verfassers 1938. 108 S. 3 Abbildungen. — Max Strecker, **Die Juden zu Brieg** Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. — Brieg: Verlag Hugo Süssmann 1938, 48 S.

Die Zahl der deutschen Untersuchungen zur Judengeschichte Ostdeutschlands ist noch sehr gering, so dass jeder Versuch dankbar begrüsst werden muss, der zur Schliessung dieser Lücke beitragen kann. Es ist dabei durchaus erwünscht, dass zunächst in Monographien über die Entwicklung der Juden der einzelnen Städten die früheren jüdischen Darstellungen überwunden werden und auf diese Weise das Material zu einer neuen Gesamtbetrachtung der Judengeschichte Ostdeutschlands zusammengetragen wird. In dieser Richtung liegt auch der Wert der beiden obengenannten Bücher. Sie erschliessen uns das in den Breslauer, Liegnitzer und Brieger Archiven beruhende Material zur Judengeschichte der Städte Liegnitz und Brieg und verarbeiten die vorhandene oft weit verstreute Literatur zur Judengeschichte Schlesiens.

Da die Darstellungen jedoch für einen weiteren Leserkreis gedacht sind, wird auf einen Quellennachweis im einzelnen verzichtet. Das Hauptgewicht wurde auf die Darstellung des 19. und 20. Jahrhunderts gelegt, in welchem die den Juden erteilte Berechtigung zum Grundbesitzerwerb zu einer Verjudung der Hauptstrassen beider Städte (der „nahrhaftesten" Strassen) führte. Die Bücher erbringen den Nachweis, dass der Kampf der schlesischen Städte gegen die Juden nicht eine Erscheinung der neuesten Zeit ist, sondern an eine lange Tradition anknüpfen kann, die erst im 19. Jahrhundert eine Unterbrechung erfuhr und allmählich völlig vergessen wurde. Diese Tradition im Kampf gegen die Juden zu erneuern, ist letzten Endes die Aufgabe und das Verdienst der angeführten Bücher.

Josef **Sommerfeldt**, Krakau

Hans Schuster, **Die Judenfrage in Rumänien.** — Leipzig: Felix Meiner Verlag 1939. VIII, 244 S.

Die Judenfrage Südosteuropas kann nur dann völlig verstanden werden, wenn man sie in ständigem Vergleich mit den Erscheinungen im Raume des alten polnischen Staates sieht. Diese Feststellung gilt vor allem für Rumänien, wo seit dem 18. Jahrhundert in knapp 200 Jahren ein Verjudungsprozess mit grosser Intensität abrollte und in gedrängter Aufeinanderfolge alle jene Erscheinungen auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiet hervorrief, die uns aus der Geschichte des polnischen Judentums bekannt sind. Wenn auch bereits seit dem 12. Jahrhundert in den Donaufürstentümern vereinzelte Juden als Händler nachweisbar sind und im 17. Jahrhundert spaniolische Juden unter den Hospodaren der Moldau und Walachei grossen Einfluss erlangten so muss doch als Beginn der Judenfrage in Rumänien die Einwanderung polnischer Juden im Zeitalter der Teilungen angesehen werden, in deren Verlauf die geringe Zahl der Westjuden spurlos unterging. Die Rivalität zwischen Österreich und Russland auf dem Balkan, der Schutz der Juden durch die österreichischen Konsulate in den Donaufürstentümern, die Flucht vor dem Militärdienst in Russland und Österreich waren Faktoren, die bei der Verjudung der Donaufürstentümer eine grosse Rolle spielten. Nach dem Frieden von Adrianopel (1829) folgt für die Juden eine Blütezeit. Unterstützt von den jüdischen Banken in Krakau, Lemberg und Leipzig, bauen sie in Rumänien ihre wirtschaftliche Herrschaft wie im alten Polen aus. Wucher, Warenvermittlung und Pächterwesen sind ihre Einnahmequellen. Das Fehlen eines Mittelstandes erleichtert ihnen ihr Emporkommen. Selbst das Kleinhandwerk erliegt ihrem Angriff.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bringt den Juden die Monopolstellung in Handel, Handwerk, Industrie und Finanz. Es entstehen förmliche Ausbeutungstrusts. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnt der Kampf der Rumänen um Brechung der jüdischen Finanzherrschaft, der bis in unsere Tage anhält. Neben diesem wirtschaftlichen Abwehrkampf der Rumänen läuft bis zum Bukarester Frieden von 1918 und dem Pariser Vertrag von 1919 der Kampf der Juden um ihre staatsbürgerliche Gleichberechtigung. Dieses dramatische Geschehen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet ist vom Verfasser in zwingend klarem Gedankengang dargestellt worden. Die Heranziehung eines umfangreichen, meist rumänischen Schrifttums und der im einzelnen genaue Quellennachweis machen das Buch besonders wertvoll. Von besonderem Interesse ist der vierte Teil des Buches: „Der rumänische Nationalismus

und die Judenfrage", in dem die judenfeindlichen Strömungen in Rumänien ihre Darstellung finden. Die Erfassung der Problematik der Gegenwart gibt der obigen Arbeit eine besondere politische Bedeutung und trägt wesentlich zum Verständnis der Judenfrage auf dem Balkan bei.

Josef **Sommerfeldt,** Krakau

Jaroslav Pešina, **Pozdně gotické deskově malířstvi v Cechách.** (Spätgotische Tafelmalerei in Böhmen). Prag 1940. Mit deutscher Inhaltsangabe. 220 S. 63 Taf. 4°

Während die Blüte der böhmischen Malerei vom 14. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts seit Jahrzehnten immer wieder bewundernde Darsteller und zuletzt in dem von A. Matejček herausgegebenen Werk eine monumentale Gesamtwürdigung erhalten hatte (A. Matejček, Gotische Malerei in Böhmen. Tafelmalerei 1350—1450, Prag 1939), blieb die Zeit von den Hussitenstürmen bis zum Ausgang des Mittelalters bisher in Dunkel gehüllt. Die vorliegende Veröffentlichung hat sich der mühsamen und bei der stark abgesunkenen Qualität der Denkmäler zunächst wenig dankbar scheinenden Aufgabe unterzogen, das erhaltene Material zu sichten und zusammenzustellen. Sie kommt dabei nicht nur zu interessanten Ergebnissen über die verschiedenen deutschen Einflussströme, die in dem zur Provinz gewordenen Böhmen des späteren 15. Jahrhunderts wirksam sind, sondern entdeckt auch einige Werke, die dem Gesamtbild der altdeutschen Malerei neue und wesentliche Züge einfügen.

Die Jahrzehnte bis um 1460 charakterisiert ein Nachleben des weichen Stils in stark vergröberter und erstarrter Form. Gnadenmadonnen zeigen das erschreckende Absinken der Qualität besonders deutlich. Nach der Jahrhundertmitte zeigt sich in energischen Konturen und kräftiger Farbigkeit ein neuer Stilisierungswille, der an die gleichzeitige Malerei im südlichen Polen und im Karpathengebiet (Meister von Matzdorf) erinnert. In der Madonna auf dem Halbmond aus Deštna erlebt der weiche Stil eine ähnliche Neublüte wie in Köln unter Stephan Lochner. Der Marienaltar der Prager Georgskirche (um 1470) prägt dann einen neuen und sehr eigenartigen Stil böhmischer Spätgotik mit seinen realistischen, hochstirnigen Köpfen, der dunklen Pracht seiner Farbe, der kühn gruppierten und doch ausgewogenen Komposition. Will man diesen Stil mit anderen Kunstlandschaften in Verbindung bringen, dann am ehesten mit ostmärkischer Malerei um Hans von Tübingen. Bei der späteren Tafel mit dem ungläubigen Thomas der Klostergalerie von Strahow ist diese Beziehung noch deutlicher. Die Prager Tafel mit den hl. Jungfrauen (Tafel 19) ist der oberdeutsch beeinflussten Malerei im gleichzeitigen Schlesien eng verbunden (vgl. auch den in Krakau entstandenden Altar von Ilkenau-Olkusz). Schwäbischer Einfluss zeigt sich vor allem in dem 1482 datierten, von Nikolaus Puchner gestifteten Altar in Prag. Die hl. Barbara und Katharina in Rakovnik führen den Stil des Prager Georgsaltares fort. Ganz westlich (rheinisch-westfälisch) orientiert ist der Altar von 1494 mit der hl. Sippe in Königgrätz. Ein um 1500 entstandenes Madonnenbild in Hohenfurt schliesst sich ähnlichen Bildern in Schlesien und dem schlesisch beeinflussten Karpathengebiet (Zips) an; zwei männliche Heilige in derselben Galerie hängen unmittelbar mit Salzburg zusammen.

Die Dürerzeit bringt in einigen grossen Altartafeln ausdrucksvolle Leistungen hervor. Stark salzburgisch mutet eine Kreuzigung in Leitmeritz an (vor 1510). Auf den Einfluss der Donauschule deutet ein Kreuzigungsbild im Prager Privatbesitz, das das in Wien entstandene Frühwerk Cranachs (in der Alten Pinakothek) ziemlich wörtlich wiederholt. Die dramatische Kreuzigung in der Probsteikirche von Melnik ist geradezu eines der packendsten Werke des Donaustils. Andere Tafeln, so die in Leitmeritz und Rakovnik, erinnern an ähnliche Schöpfungen des Karpathengebietes (Schule von Zipser Kapitel).

Für uns im Osten sind die Denkmäler der zweiten Jahrhunderthälfte am interessantesten, die nicht nur mit ihrer Stilverspätung, sondern auch ihrer Formensprache nach der Malerei in Krakau und dem Karpathenland nahestehen. Im übrigen muss das Buch trotz seines schlichten Äussern als wertvolle Neuerscheinung begrüsst werden. Entdeckt es doch, wenn auch in tschechischer Sprache geschrieben, eine ganze, bisher unbekannte Provinz deutscher Kunst.

Dr. E. **Behrens**

Landshut in Bayern. 16 einfarb. u. 1 mehrfarb. Taf. mit erläuterndem Text von Hans Thoma. Bremen: Angelsachsen-Verl. 1941. 7 S. 4°

Mit der in der Reihe der Publikationen der deutschen Kunstsonderhefte jüngst erschienenen Mappe der Stadt Landshut ist uns ein besonders beglückendes Werk geschenkt. Die künstlerisch wie technisch gleich hervorragenden Reproduktionen und der mit warmer Liebe und gründlicher Sachkenntnis geschriebene Text führen uns das grossartig erhaltene, einzigartige Stadtbild dieser leider der Allgemeinheit noch viel zu wenig bekannten Hauptstadt von Niederbayern vor Augen. Nimmt Landshut als wohlerhaltenes Stadtbild mit seinen vielen höchst individuellen Baudenkmälern schon im Rahmen der bedeutendsten deutschen Städte dieser Art seine besondere und anerkannte Stellung ein, so bietet seine Kunst- und Kulturgeschichte für uns Deutsche im Osten, besonders in Krakau ein ganz besonderes Interesse. Zeitlich und dynastisch bedingte Kunst- und Kulturströmungen haben der alten bayrischen Herzogsstadt und der Königsstadt Krakau in vieler Hinsicht einen ähnlichen städtebaulichen Charakter aufgeprägt. Für beide Städte bedeutet die frühe, herbe, nordische Backsteingotik einen verheissungsvollen Anfang, für beide eine reiche Spätgotik stolzeste Erfüllung und Höhepunkt, hier wie dort klassische, italienische Renaissance in Reinkultur, ein glänzendes, höfisches Intermezzo, und endlich ein prächtiger, schwelgerischer Barock den sonoren Ausklang einer grossen Bautradition.

Burg und Stadt in ihren Wechselbeziehungen, Dynastenstolz und Bürgertrotz — in fast allen geschichtlichen Phänomenen finden sich Parallelen. Aber nicht genug mit diesen auch an anderen Orten nachweisbaren Vergleichsmomenten — Landshut in Bayern ist mit Krakau durch ein geschichtliches Ereignis besonderer Art verbunden, dessen Andenken bis in unsere Tage herein durch eine historische Erinnerungsfeier lebendig erhalten wird, die den alljährlichen Höhepunkt im städtischen Leben und Treiben der bayrischen Stadt darstellt: „Die Landshuter Hochzeit", jene vielbeschriebene, aufwandsreiche, Jahrzehnte fürstlicher Gesellschaftskultur in Atem haltende Prunkhochzeit des letzten der niederbayrischen Herzöge, namens Georg, mit Hedwig (Jadwiga), der Tochter des grossen, von Veit Stoss im berühmten Königsgrabmal verherrlichten Kasimir IV. und der geistvollen Königin Elisabeth von Österreich. Diese nicht endenwollenden Hochzeitsfeierlichkeiten, an denen Kaiser Friedrich III., der Oheim der Braut an der Spitze vieler Fürstlichkeiten teilnahm, mit dem berühmten Turnier, bei welchem die Lanze eines bayrischen Herzogs einen ruhmredigen polnischen Grossen aus dem Sattel warf, diese Verbindung hat kulturell und künstlerisch viele Brücken von der Weichsel zur Isar geschlagen. Das Antlitz der neuen Heimat mag die Königstochter aus dem Osten nicht fremd angemutet, sondern in vielem ihr wohlbekannte Züge aus dem heimatlichen Krakau wiedergespiegelt haben. Dieselben gewaltigen, roten, gotischen Kirchenmauern, derselbe steile Kirchenleib einer Dominikanerkirche, eine aus derselben Zeit wie die Krakauer Marienkirche stammende, Glanz und Stolz einer selbstbewussten Stadt verkörpernde Pfarrkirche, schliesslich die Burg selber, die an Alter aber nicht an Glanz dem Krakauer Königsschloss nachstand. Das alte, gotische Krakau und das Landshut der reichen Herzöge müssen noch viel mehr Ähnliches gehabt haben als heute und es wäre eine ansprechende Vermutung, dass etwa mit dem vielerlei Hin und Her dynastischer und künstlerischer Beziehungen auch die Krakauer Berufung des wahrscheinlich aus dem Bayrischen stammenden Veit Stoss und die seines Mitarbeiters Jörg Huber von Passau in Verbindung stünde. Aber nicht nur der kulturelle Höhepunkt in der Spätgotik ist beiden Städten gemein, auch für die folgenden Zeiten lässt sich eine auffallende Schicksalsgemeinschaft feststellen. Für Landshut war die jagellonische Hochzeit ein Unglück, die Ehe blieb kinderlos und ein wütender Erbfolgekrieg war seine Folge. Landshuts politische Rolle war ausgespielt und es sank zur stillen Provinzstadt herab, nochmals vom höfischen Prunk italienischer Renaissance durchglüht und später von der rauschenden Pracht kirchlichen Barocks erfasst. In Krakau ein ganz ähnlicher Ablauf der Geschehnisse. 1505 ist der Wendepunkt der Landshuter Geschichte mit dem Aussterben der reichen Herzöge, ein Jahrhundert später erfüllt sich Krakaus trauriges Geschick, die Stadt wird nach dem Aussterben der Jagellonen und dem Übergang der Königsmacht an auswärtige Fürsten als Residenz aufgegeben und muss seine alten Vorrechte an die neue Hauptstadt Warschau abgeben, nachdem auch hier noch die italienische Renaissance Spitzenleistungen höfischer Kunst hinterlassen hatte und später der Barock die gotische Stadtsilhouette mit seinen grünen Kuppeln und Türmen in entscheidender Weise bereichern sollte.

Aug. Graf **Preysing**

Kurt Krupinski, „Die Westmächte und Polen von Napoleon I. bis Versailles." Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1941. 80 S.

Diese im wesentlichen auf gedrucktem Quellenmaterial fussende Arbeit Krupinskis, zeitlich die Fortsetzung seiner 1940 erschienenen Untersuchung über die Westmächte und Polen im 18. Jahrhundert, gibt auf 80 Seiten ein gut abgerundetes Bild der Bemühungen der Polen, ihre politische Unabhängigkeit durch das Einspannen der Kräfte der Westmächte zu erreichen.

Trotzdem der Einsatz für Napoleon auch nicht den geringsten Erfolg für die Polen gebracht hatte — die nach der Eroberung Lembergs durch Poniatowski eingerichtete „provisorische militärische Zentralregierung unter dem Protektorat Seiner Majestät des Kaisers und Königs Napoleon des Grossen" (Seite 17) fand keineswegs die Billigung des Korsen —, setzten sie doch in Zukunft immer wieder blind ihre Hoffnungen auf den Westen.

In welch unverantwortlicher Weise die französische Regierung die Polen noch im Juli 1831 zum Ausharren im Widerstand aufgeputscht hatte, obwohl Frankreich selbst keinerlei tatsächliche Anstrengungen zu einer Unterstützung machte, zeigt klar ein Runderlass der polnischen Regierung vom 15. August 1831 auf, der in zeitgemässer Bindung dieselbe Situation offenbart wie im Herbst 1939: „Wenn uns (d. h. Polen) Frankreich und England heute im Stich lassen und die uns gemachten Hoffnungen in keiner Weise verwirklichen, so wird es nicht die Erbitterung Russlands, nicht die Feindschaft Preussens, nicht die Gleichgültigkeit Österreichs sein, die unseren Ruin herbeiführt, sondern die uns von Frankreich und England gezeigte angebliche Sympathie" (Seite 42).

Ebenso ungünstig für die Polen wirkte sich der politische Dilettantismus Napoleons III. bei dem Aufstand von 1863 aus. Damals sprach der englische Botschafter Cowley in einem Bericht ein allzu wahres Wort über die verhängnisvolle Tätigkeit der polnischen Emigranten in Paris, indem er betonte, „dass viel Unheil von den Emigranten angerichtet worden ist, von denen einige über beträchtlichen Reichtum verfügen, andere zumindest in verhältnismässiger Behaglichkeit leben, und die von hier ihre Landsleute zum Aufstand anstacheln, ohne jemals die Folgen selbst zu tragen" (S. 62/63).
Diese Auffassung des englischen Botschafters trifft heute nicht nur auf die polnischen Emigranten in London oder New York zu, nur wartet man jetzt vergebens auf eine so vernünftige Beurteilung der Lage durch die Engländer wie die eben mitgeteilte des englischen Bot-

schafters. In London war man damals durchaus gegen die von Napoleon geplante Wiederaufrichtung Polens, da man dieses Volk mit Recht für die „mauvais coucheurs" Europas hielt. Es ist bedauerlich, dass nun, nachdem die deutsche Politik aus dieser unabweislichen Tatsache die Konsequenzen gezogen hat, die Engländer auf einmal keinen Beifall zollen.

Das besprochene Werk wird gerade durch diese hier angedeuteten Parallelen der geschichtlichen Situationen reizvoll und fordert zu Vergleichen, wobei die eigenen Aussprüche unserer heutigen Gegner oft genug gegen sie zeugen.

Ein Quellen- bzw. Literaturverzeichnis und ein Register würden die Benutzbarkeit der Arbeit beträchtlich heben.

Dr. Erwin **Hoff**, Krakau.

Helmut Schubring, **Deutscher Friedenswille gegen polnischen Nationalhass** im Einsatz der Deutschen Presse 1933—1939. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1941. (183 S. 3 Abb.).

Diese in der NS.Bibliographie geführte und von Ministerialdirigent Hans Fritzsche mit einem Vorwort begleitete Schrift, ursprünglich als Dissertation (Orginaltitel: „Der Einsatz der deutschen Tagespresse für den deutsch-polnischen Verständigungsversuch Adolf Hitlers 1933—1939." Erschienen bei Junker und Dünnhaupt 1941. Tag der mündl. Prüfung 21. Mai 1940.) im Zeitungswissenschaftlichen Institut der Universität Berlin unter Leitung von Prof. Dovifat erarbeitet, setzt sich die Aufgabe, zur Dokumentierung eines Teiles der Kriegsschuldfrage 1939 „am Barometer der deutschen öffentlichen Meinung das Mass des guten Willens abzulesen, dass zur Vermeidung von Konflikten mit dem östlichen Nachbarstaat eingesetzt wurde" (S. 9).

Verfasser ist sich darüber klar, dass die deutsche Tagespresse nur einen Ausschnitt aus den übrigen Faktoren der öffentlichen Meinungsbildung ausmacht.

Fünf grosse deutsche Tageszeitungen wurden von März 1933 bis Mai 1939 fortlaufend durchgesehen, 34 weitere gelegentlich.

Österreich weist im Quellenverzeichnis ein Blatt, Polen 21, Frankreich 7, England 6, Schweden, Holland und Ungarn je 1 und die Schweiz und Russland je zwei Zeitungen auf. Dazu kommen 13 Nachrichtenagenturen und an weiterem Material das Reichsgesetzblatt usw. Völlig vermisst werden leider die italienischen Blätter, obwohl auch von daher die politischen Gruppierungen in Europa nach 1933 und das deutsch-polnische Verhältnis durch interessante Schlaglichter hätten charakterisiert werden können.

Es ist verdienstlich, dass der Leser einleitend mit den Kräften in den deutsch-polnischen Pressebeziehungen bekanntgemacht wird, wodurch die bei zeitungswissenschaftlichen Arbeiten bestehende Gefahr, mit anonymen Kräften zu operieren, vermieden wird.

Die Darstellung verfolgt die Entwicklung von der ersten deutsch-polnischen Fühlungnahme im Mai 1933 zur Verständigungspolitik Piłsudskis, die nach den Aussprüchen Becks anlässlich seines Berlinbesuchs auch nach dem Tod des Marschalls fortgesetzt werden und zu einer „immer grösseren Vertiefung der freundschaftlich-nachbarlichen Beziehungen zu Deutschland" führen sollte. Nachdem man selbst über Belastungsproben hinweg stets wieder eine Bereinigung schwebender Fragen erzielen konnte, obwohl Polen z. B. in Oberschlesien und im Oktober 1938 im Olsagebiet eine diesem Staat in erster Linie zukommende würdige Behandlung der Deutschen durchaus vermissen liess, wurde über das Problem Danzig und Korridor in unverständlicher und völlig verantwortungsloser Weise von seiten der polnischen Presse der Hetzfeldzug begonnen, der wenige Monate später mit anderen Waffen gebrochen werden sollte, allerdings erst, nachdem sich die Polen in den furchtbaren Morden an Volksdeutschen ein ewiges Schandmal gesetzt hatten.

Die Arbeit trägt so auf einem Teilgebiet dazu bei, die wahren Schuldigen des zweiten Weltbrandes blosszustellen und die Verständigungsbereitschaft der deutschen Politik im Lichte der Tagespresse einwandfrei zu demonstrieren, eine Haltung, die bei den ständigen Verletzungen der Grundsätze des Minderheitenschutzes, zu deren Beobachtung sich die polnische Regierung durch die gegenseitigen Minderheitenerklärungen am 5. November 1937 verpflichtet hatte, als von ausgesprochener Langmut und Geduld zeugend bezeichnet werden muss.

Ein wertvoller Leitfaden durch die dichte Folge der Ereignisse ist die Zeittafel zu den deutsch-polnischen Beziehungen vom 1. III. 1933 bis zum Einzug in Warschau.

Es sei bemerkt, dass es doch nicht angeht, in einem Literaturverzeichnis die Bücher wahllos hintereinanderzustellen, wie es in unserem Fall geschehen ist. Eine alphabetische Anordnung dürfte sich immer noch empfehlen.

Dr. Erwin **Hoff**, Krakau.

Fritz Schöller und Max Otto Vandrey, **„Führer durch die Stadt Lublin".** Herausgegeben von der Abteilung Propaganda im Amt des Gouverneurs Lublin. Buchverlag Deutscher Osten G. m. b. H. Krakau 1942 26 S. 25 Abb. 1 Stadtplan. Zl. 4.—

In geschmackvoller Aufmachung, mit dem wuchtigen Krakauer Tor als Wahrzeichen der Stadt im Titel, erschien soeben dieser kleine Führer durch eine der bedeutendsten Distriktshauptstädte des Generalgouvernements.

Eine knappe geschichtliche Einleitung vom Leiter des Archivamtes des Distrikts Lublin Staatsarchivrat Dr. R. Seeberg-Elverfeldt zeigt den überragenden deutschen Einfluss im Verlauf der über 600-jährigen Geschichte der Stadt auf.

Eine Stadtrundfahrt macht mit den wesentlichsten Bauten Lublins bekannt, wenngleich leider präzise Daten für die einzelnen Kirchen und Paläste meist nicht gegeben werden.

Eine Übersicht über die deutschen Dienststellen, die öffentlichen Einrichtungen und Geschäfte wird jedem Besucher der Stadt wertvoll sein. Sauber reproduzierte Wiedergaben aus den Quellen zur deutschen Vergangenheit der Stadt und gut gesehene Aufnahmen vermitteln die lebendige Vorstellung zu den Worten des Textes.

Es sei bemerkt, dass es sich bei den Vorlagen für die Bilder 16/17 nicht um Stiche handelt, sondern um Lithographien, und dass der Stecher der Ansicht der Stadt (Bild 13) von 1617 (laut Vorwort zum 6. Teil im 3. Band des „Theatrum praecipuarum urbium" von Braun-Hoghenberg) nicht bekannt ist. Der Plan (Bild 7) ist eine Nachzeichnung (aus dem Jahre 1802) der von 1780 ab in mehrjähriger Arbeit im Auftrage der „Kommission der guten Ordnung" hergestellten Stadtaufnahme.

Noch ein Hinweis auf einige Druckfehler: Seite 8 nicht Stadtschloss- sondern Stadtschossliste, Seite 9 statt Lautmesser Lantmesser, Bild 10 nicht Anno 1713 adque von... vielmehr ady vom.

Bei einer Neuauflage würde eine Mehrfarbigkeit die Übersichtlichkeit und vor allem auch eine Eintragung der wichtigsten alten Baudenkmäler die Benutzbarkeit des Stadtplans erfreulich heben. Ebenso könnte der Führer durch eine der geschichtlichen voranzustellende geographische Einleitung mit Berücksichtigung der Verkehrslage, wie sie schon kurz in dem Abschnitt über die Ostbahn Seite 21—22 anklingt, ferner der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und der Bevölkerungslage wesentlich gewinnen.

Dr. Erwin **Hoff**, Krakau

Ausstellung Deutsche Grösse; veranstaltet von der Dienststelle des Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP. Durchgeführt vom Amt Schrifttumspflege 1940/41. Katalog, 395 S. 16 Abb.

Diese Ausstellung, die in München erstmalig, dann in Prag und anderen Städten gezeigt wurde, war bis 15. Januar 1942 in Breslau zu sehen, um dann nach Brüssel zu gehen.

Der Katalog gibt jeweils bei den verschiedenen Epochen zugleich eine Angabe des besten deutschen Fachschrifttums, den Besucher damit zu intensiver geistiger Auseinandersetzung mit dem Gebotenen anregend.

Rein technisch mit grossartigen Mitteln gestaltet (eine Fülle von wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Fachkräften zeichnet verantwortlich), soll die Ausstellung nach dem Geleitwort Reichsleiter Rosenbergs dazu dienen, „durch die unmittelbare Anschauung das Bewusstsein der grossen deutschen Geschichte zu vertiefen" und damit ein Antrieb sein „zu tieferem Erfassen des entscheidenden Ringens unserer Tage". Nach einer allgemeingeschichtlichen Einbauung des zur Schau Gestellten und der dadurch erzielten Grundlage für das Verständnis durch Karl Alexander von Müller leitet der Katalog durch eine kaum fassbare Fülle an technisch oft gelungensten Reproduktionen und Facsimilia der politischen deutschen Leistung über Jahrhunderte hinweg, soweit sie schriftlichen oder künstlerischen Niederschlag gefunden hat, und unseres wichtigsten Geistes- und Kunstguts aller Zeiten.

Die Räume stellen jeweils einen Stilbau aus der in ihnen geschilderten Epoche dar und suchen so den Besucher auf die verschiedenartigen und doch alle vom deutschen Geist geprägten Zeugnisse der einzelnen Epochen unserer Geschichte einzustimmen. Karten und Fotos ergänzen die Nachbildungen der Originale in allen Techniken. Um aus der Fülle des Gebotenen auch nur etwas hervorzuheben: Wir begegnen dem Grabmal des Herzogs Widukind in der Kirche zu Enger in Westfalen, einer Auswahl der deutschen Reichskleinodien, dem wuchtigen Braunschweiger Löwen vor Dankwarderode als der ersten monumentalen Freiplastik des mittelalterlichen Europa, dem Magdeburger Reiter als Symbol des Kaisertums usw. usw.

Die übergrosse Zahl der Einzelobjekte fordert allerdings von den Besuchern ein so erhebliches Mass an Aufnahmefähigkeit, dass eine systematischere Auslese und gewisse Beschränkung vielleicht noch eindrucksvoller wirken könnte.

Die Umprägung des deutschen Volkes durch den Kampf des Nationalsozialismus erfährt selbstverständlich eine besonders eingehende Behandlung, hatte doch die Ausstellung etwa in Prag oder jetzt in Brüssel erhebliche kulturpolitische und propagandistische Aufgaben zu erfüllen.

So entlässt die Schau den Besucher mit der sicheren Gewissheit: Ein Volk, das solche Zeugnisse seiner Kultur aufzuweisen hat, wird auch die gegenwärtige schwerste Belastungsprobe seiner Geschichte siegreich überwinden.

Dr. Erwin **Hoff**, Krakau

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Titelbild: Zu BEHRENS, Kunstgeschichte, Madonna aus Kruzlowa. Krakau um 1420.

In: RADIG, Das ostgermanische Gräberfeld von Stara Wies, Kreis Sokolow

Seite

Abb. 1. Lageskizze des ostgermanischen Gräberfeldes 180
Abb. 2. Stara Wies: Lageskizzen der Brandgräber 1—8 und Skelettgräber 9—11 182
Abb. 3. Stara Wies: Lageskizzen der Brandgräber 12, 13, 15—19, 23 183
Abb. 4. Erläuterung der Flächen und Zeichen von Abb. 2—6 183
Abb. 5. Stara Wies: Lageskizzen der Brandgräber 20, 29, 30 und Steinsetzung 24 184
Abb. 6. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 1 185
Abb. 7. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 2 186
Abb. 8. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 3 187
Abb. 9. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 4 188
Abb. 10. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 5 und 6 189
Abb. 11. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 7 190

Taf. I. Stara Wies: a/b Abtragung des Sandhügels für die Rollbahn, von SO her; c Hügellandschaft von O her; d/e Freilegung des Steinpflasters Nr. 22. — Fot. W. Radig

Taf. II. Stara Wies: Oben: a/b Brandgrab Nr. 3 in situ; c/d Beigefäss von Skelettgrab Nr. 9. — Fot. H. Kümpel. — Unten: Tassen mit geknicktem Henkel (z. T. mit Ausguss) aus ostgermanischen Gräberfeldern des Weichselraumes.

Taf. III. Einzelfunde der Spätlatènezeit aus dem ostgermanischen Gräberfeld 195

Taf. IV. Einzelfunde der Kaiserzeit aus dem ostgermanischen Gräberfeld 198

Taf. V. Keramik (Einzelfunde) aus dem ostgermanischen Gräberfeld, vorwiegend kaiserzeitlich. 199

Abb. 12. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 8 203
Abb. 13. Stara Wies: Grabinhalt des Skelettgrabes 9 204
Abb. 14. Stara Wies: Grabinhalt der Skelettgräber 10, 11, 14 und des Brandgrabes 13 205
Abb. 15. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 12, 15 und 17 206
Abb. 16. Stara Wies: Verzierte Eisenlanzenspitze aus der Brandgrube 16 207
Abb. 17. Stara Wies: Grabinhalt aus dem Brandgrab 18 208
Abb. 18. Stara Wies: Grabinhalt aus den Brandgräbern 19 und 20 209
Abb. 19. Stara Wies: Steinpflaster Nr. 22 210
Abb. 20. Stara Wies: Grabinhalt des Brandgrabes 23 211
Abb. 21. Stara Wies: Inhalt der Steinsetzung Nr. 24 212
Abb. 22. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 25 und 26 213
Abb. 23. Stara Wies: Grabinhalt der Brandgräber 27, 28, 29 und 30 214
Abb. 24. Ostgermanischer Knochenkamm aus Elbing-Neustädterfeld. Nach Schindler 219
Abb. 25. Ausbreitung und Weg der Gepiden von der Weichsel zum Dnjestr. 222
Abb. 26. Farbige Glasperlen aus dem ostgermanischen Gräberfeld von Stara Wies, Kr. Sokolow 224

In: BEHRENS, Kunstgeschichte im Dienste der Volksforschung

Taf. VI. Meister von Langendorf (Schlesien), Votivbild des Gregor von Branice. Krakau 1425.